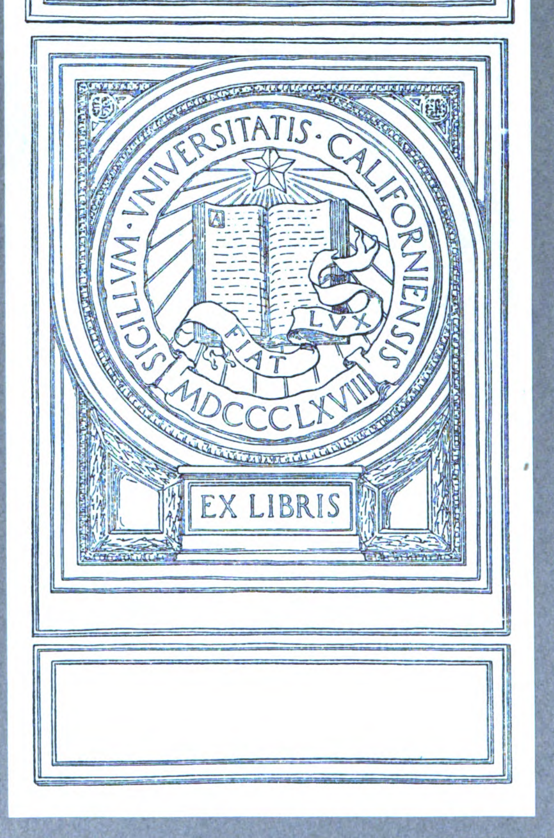



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die

Wahrheit des Christenthums

von

August Heinrich Braasch.

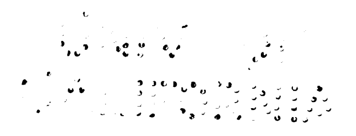
Jena
Hermann Dabis
1887.

Die

Wahrheit des Christenthums

von

August Heinrich Braasch.



Jena

Hermann Dabis

1887.

1.

Von allen geistigen Gütern der Vergangenheit, welche wir als das gesegnete Erbe der Väter überkommen haben, ist unserem Geschlecht vielleicht keins in höherem Grade unsicher geworden, als die Wahrheit des Christenthums. Wie zu Luthers Zeit, so ist auf's neue das Evangelium für Denken und Fühlen und für das gesammte geistige Leben einer sehr großen Masse von Menschen in der ganzen Christenheit verschüttet und vergraben. Der sogenannte „philosophische" Darwinismus, der theoretische und praktische Materialismus und der Pessimismus bilden das Joch, dem sich in unserm Jahrhundert die Geister nur zu leicht beugen und unter welchem die Freude der Herzen vergeht. Allerdings ist die Cultur der gebildeten Welt zur Zeit eine hochgesteigerte. Aber vermag sie für das mangelnde religiöse Leben irgendwie genügenden Ersatz zu bieten? Sie macht im Gegentheil diesen Mangel erst recht fühlbar. Denn die Cultur kann ihre Wohlthaten niemals Allen auch nur annähernd in gleichem Maße zutheilen. Sie zeigt vielmehr stets — und heutzutage ist das überall offenbar — eine Doppelnatur. Nämlich einerseits ist sie eine gütige, unermeßlich reiche Segenspenderin für die Menschheit, andrerseits ihre grausame Tyrannin, Strahlen über die Einen, dunkle Schatten über die Andern breitend, gefährlich

nach beiden Seiten hin, dort die übersatten, hier die verzweifelten Menschen als ihre Kinder erzeugend.

Und da sollte die Religion keinen Beruf mehr haben, in solcher kranken Zeit voller Spannungen, zu versöhnen, zu heilen, zu reformiren? Inmitten dieser fortschreitenden Cultur mit ihren schweren Uebelständen, ihren künstlich-ungesunden, übersteigerten Verhältnissen und Lebensbildungen im Gefolge sollte man davon absehen können, daß das Christenthum noch ferner seinen großen Weltberuf erfülle? Wahrlich, der Posaunen eine, durch welche einst Jerichos Mauern umstürzten, möchte man sich wünschen, um es hinauszurufen in die der Religion so abgewandten Massen: euer Heil liegt im Christenthum allein! Daß aber zur Zeit der Beruf des Christenthums an der Welt vermittelst der christlichen Kirche nur sehr ungenügend zur Erfüllung gebracht werde, das ist auf vielen Seiten eine lebhafte und schmerzliche Wahrnehmung. Deshalb sucht man so eifrig auch in der evangelischen Kirche nach neuen Wegen, auf denen das von der Kirche zu erstrebende Ziel besser erreicht werden könne, als es bisher geschehen. Das mag gut sein. Aber der evangelischen Kirche gute Wehr und Waffe bleibt doch allezeit die Gewalt der christlichen Wahrheit und das Wort, welches diese Wahrheit den Menschen nahe zu bringen versteht. Denn diese Wahrheit ist so erhaben, so reich und voll von heiligen Lebenskeimen und -Kräften, daß sie den gewaltigsten und zugleich segensreichsten Einfluß überall ausüben sollte. Und sie würde diesen Einfluß sicherlich ausüben, wenn sie nur zum Inhalt der *allgemeinen Ueberzeugung* erhoben werden könnte.

Oder ist dies zu viel gesagt? Wird damit zu viel von der Ueberzeugung der Menschen erwartet, da es doch so manche Dinge giebt, denen Tausende und aber Tausende ihre Ueberzeugung opfern? Gewiß ist das letztere nur allzuwahr. Allein hier handelt es sich um die religiöse, gläubige Ueberzeugung, die immer mit einer Bewegung des Gemüths und einer Bestimmtheit des Willens verbunden ist. Glauben ist auch ein Geloben, ist auch ein Lieben. Mit der religiösen, in die gläubige Ueberzeugung aufgenommenen Wahrheit ergießt sich ein Liebes- und Lebensstrom erneuernd, heiligend und stählend in die Herzen der Menschen.

Darum ist es die Frage unsrer Zeit: Wo ist die Wahrheit zu gewinnen? Und es gehört zu den dringendsten Aufgaben, die Wahrheit des Christenthums für alle Aufrichtigen und Wahrheitsuchenden überzeugend darzuthun. Für die Aufrichtigen, sagen wir, denn für die Andern ist es unmöglich. Darum hat schon Jesus diese Einschränkung gemacht: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." (Joh. 18, 37.)

2.

Aber vielleicht sprecht ihr: „Wo ist denn die Stimme Christi? Von allen Seiten hören wir rufen. Dort breitet die römische Kirche ihre „Mutterarme" aus und singt das alte Sirenenlied: „Ich biete euch die feste Religion, die unfehlbare Wahrheit, ich führe die Schlüssel des Himmelreichs." Hier lockt die Orthodoxie: „Komm zu mir, zu meinen festen Grundsätzen, zu meinen zu Recht bestehenden Bekenntnissen, glaube recht, so wirst du selig."

Und doch warnt auch da noch ein Methodist, daß mein Fuß am Rande des Abgrundes sei, und der Ruf der Heilsarmee bringt, wenn auch einstweilen nur aus der Ferne, an mein Ohr: „Thue Buße und komm zu Jesus, zu Jesus!" Wiederum der Reformer, der Freidenker mahnt: „Tretet endlich heraus aus den Kinderschuhen, erhebt euch zu geläuterten Anschauungen, zum vernünftigen Christenthum, kehrt um zu der alten, ursprünglichen Religion Jesu!" Wem sollen wir nun folgen?"

In der That, das sind verschiedene Stimmen und auf verschiedene Wege rufen sie. Aber ist das denn so sehr zu verwundern? Sollte das Christenthum allein die zurückgelassenen Spuren der Zeit nicht an sich tragen? Oder sollte der Gedanke so fernliegen, daß gerade die Fülle der christlichen Wahrheit selbst zu so verschiedenen Formen und Gestaltungen des Christenthums drängt? Ja, horcht nur recht hinein in die lebendige Zeit und achtet wohl auf alle ihre religiösen Zeugnisse! Solltet ihr dann wirklich nur verschiedene Stimmen vernehmen? Doch ich will zunächst anders fragen: „Habt ihr den Eindruck, jenes Rufen komme überall aus überzeugten, begeisterten, nur um euer inneres Leben besorgten Herzen? Nein, ihr meint, da und dort seien manche unreine und fremde Beweggründe beigemischt, die mit der Religion nicht mehr Verbindung haben als allein die der Zweckmäßigkeit, der klugen Berechnung. Nun wohl, ihr kennt ja die Faust-Natur der Menschheit; leider mischt sich überall mit dem Hohen das Gemeine. Aber wolltet ihr das Hohe mit dem Gemeinen zugleich verdammen, beides mit einander wegwerfen? Seht doch, wie mühsam sucht der Mensch aus dem Sand des Fluß-

bettes die sparsamen Goldkörner. So sondert denn auch ihr auf dem Gebiete des religiösen Lebens mit Geduld und Weisheit das Hohe vom Gemeinen! Dann findet ihr gewiß bald zu eurer reichen Belohnung ein Gemeinsames inmitten der vielen Verschiedenheiten. Nicht mehr werden dann die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten in den Kirchen ohne Weiteres euch auf ebensoviele falsche Gebilde oder auf ebensoviele Versündigungen gegen den Geist des Christenthums schließen lassen. Sondern ihr merkt, daß das Christenthum ein eigenartiges Leben ist und sich wie jedes geistige Leben gestaltet und umgestaltet, in immer neuen Bildungen und Umbildungen seine sprudelnde Kraft und unerschöpfliche Tiefe offenbarend. Und so stellt sich denn in der That das Christenthum in einer Mannigfaltigkeit von Formen dar, die zeitlich nach einander folgen oder räumlich neben einander stehen können, ohne daß es sich in einer einzigen derselben erschöpft und ohne daß eine die andere unnöthig machte oder ausschließen müßte. Von dem Apostel Johannes geht die alte Sage, er sei nicht gestorben, sondern er liege nur schlafend in seinem Grabe und die Erde über ihm bewege sich von seinem Odem. Leicht ist die Deutung dieser Sage: Der in Johannes verkörperte Geist des Christenthums in dieser seiner höchsten und reinsten Gestalt ist zwar nie in der Kirche erstorben, vielmehr hebt und bewegt sein Odem fort und fort die Christenheit, aber doch harrt er noch des Tages, da er aus dem Schlummer zum vollen, thätigen Leben erwachen wird.

Bei dieser Ansicht wird doch nicht Alles für gleichwerthig oder nur für ächt und gut genommen, was sich

mit dem christlichen Namen schmücken will. Schon wo Unvereinbares und durchaus Widersprechendes neben einander hervortritt, muß Irriges und Entartetes sein. Bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben ist doch zu halten auf den „Einen Geist"! (1 Corr. 12, 14.)

Andererseits weil das Christenthum Leben ist und zwar seinem Gehalte nach unendliches, ewiges Leben, so wird man es auch deshalb immer nur annähernd darzustellen vermögen. Wie es einst in seiner Fülle war in dem Einzigen, und wie es ihm wieder nachgelebt wird von seiner Gemeinde durch die Jahrhunderte hindurch, so geht es ein in das große Herz der Menschheit, aber doch nur unvollkommen in die armen Worte eines Einzelnen. Daher stehet „das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft". (1 Corr. 4, 20.)

Gleichwohl darf von der „Kraft" dieses Lebens am wenigsten geschwiegen werden im mühseligen Leben der Menschheit. Und auch der Weg, der einzuschlagen ist, wenn man davon reden will, liegt nun offen. Nur deshalb kann das Christenthum ja eine Macht auf Erden, eine geschichtliche Erscheinung in wechselnden Formen sein, weil es eben ein eigenartiges, in sich geschlossenes Leben ist. Es gilt daher, von der Erscheinung, von der Mannigfaltigkeit der Form auf den inneren Kern, auf das bleibende, ewige Wesen zurückzukommen, den lebendigen Geist des Christenthums zu erfassen. Wie wird man dann aber auch mit dem rechten Auge die mannigfaltigen Gaben des Geistes erkennen und selbst inmitten vieler Irrthümer und Entartungen mit froher und hoffender Seele auf das Aechte schauen! Und wie wird man dabei eingedenk bleiben, daß

jene Bescheidenheit, wie sie übrigens jedem ächten Wissen von jeher und vor Sokrates eigen gewesen ist, daß jenes Eingeständniß: „Unser Wissen ist Stückwerk!“ für die christlich=religiöse Erkenntniß vor Allem am Platze ist! Denn wahrlich, ein ernst prüfendes, vorsichtig umschauendes und abwägendes, auf das Wesen der Dinge drängendes Denken ist nirgend mehr geboten, als bei dem Bemühen, die Wahrheit des Christenthums zu erkennen und zu bezeugen. Aber es ziemt sich auch zu diesem Streben durchaus solch' Gebet, wie es dem Sänger des Messias gleich im Anfang aus der Seele bringt, indem er für seine Dichtkunst fleht:

Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen, aus Staube gemacht, zum Tempel sich heiligt!

3.

Nicht leicht also, meinen wir, ist es, zur Wahrheit selbst zu kommen. Ernstes Bemühen ist dazu erforderlich. Aber sollte uns das zurückschrecken? Das könnte doch nur geschehen, wenn wir nicht wüßten, wie groß die Noth ist, die dazu treibt. Denn man kann wohl sagen: Das Evangelium wird umsonst geboten und Keiner empfängt es doch ohne hohen Preis zum wirklichen Seeleneigenthum. Ihr findet es und müßt es doch bezahlen. Ihr habt es von den Vätern ererbt und müßt es doch erst erwerben, um es wahrhaft zu besitzen. Es kommt vollkommen in seiner

ewigen Schönheit an euch heran und doch gehen Ungezählte, so groß ist die Macht des Zweifels, erst durch das Dornengestrüpp des Mißverstehens und durch die angstvollen Tiefen der religiösen Ungewißheit hindurch, ehe sie in das Land der Freude gelangen, über dem die Sonne der Wahrheit lacht. Und gelangen denn Alle überhaupt jemals in dieses gelobte und erwünschte Land? Erscheint es nicht Vielen auf ihrer Wüstenreise immer nur als täuschendes Bild, dessen lieblicher Glanz verschwindet, wenn sie herzueilen? Haben nicht Viele ganz die Hoffnung aufgegeben, es jemals zu sehen und in ihren enttäuschten Herzen ist vom Kinderglauben und Jugendhoffen auch nichts zurückgeblieben als jene zweifelnde und trübe Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" Zwar das Menschenherz gewöhnt sich. Es wird kalt und stumpf. Es erhebt dann für gewöhnlich das innere Auge nicht mehr zu den ewigen Höhen, sondern bleibt endlich „verständig" bei der „wirklichen Welt, wie sie uns Menschen erreichbar ist", und sucht sich in derselben einzurichten und mit ihr auszukommen. Doch gelingt das nicht ganz. Zuweilen wenigstens kehrt die Frage anders als bei Pilatus mit Angst und Zagen und Sehnsucht zurück: Was ist Wahrheit? Zuweilen macht sich das Gefühl geltend, daß wir doch so arm geworden sind und das Auge strengt sich in banger Sorge an, die Nebel zu durchdringen, welche diese wirkliche Welt wie ein dichter Vorhang einhüllen, und wir möchten des Lebens ewige Bedeutung und höchstes Ziel so gerne schauen. Nur die verzagte Meinung, daß der Schleier undurchdringlich sei, entmuthigt dann wieder das Streben und führt zur freudlosen Resignation zurück.

Wundert euch darüber nicht! Blickt hin auf den langen, mühsamen, irrthumsvollen und schmerzensreichen Weg, den die Menschheit zurücklegen mußte, bevor sie zu der lichten Höhe gelangte, auf welcher ihr in dem Einen die Gnade und Wahrheit erschien! Wer kann sagen, wie viele Jahrhunderte damals abgelaufen waren, seitdem zum ersten Mal durch das Menschenherz das ahnende Verlangen zog, welches in Psalm 42 (und 43) einen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" Doch bringen wir es nicht in Anschlag, was vor der von der Geschichte erhellten Zeit zurückliegen mag an Kampf und Noth im Sehnen und Suchen der Völker nach dem Ewigen! Auch in dem uns bekannten Geschichtsverlauf bleibt genug und übergenug, um uns zu zeigen, wie langsam und wie mühsam die Menschheit zu reinerer, religiöser Erkenntniß gelangte. Selbst die christliche Kirchengeschichte veranschaulicht vielfältigst diesen stets wiederholten Gang „durch Nacht zu Licht". Weil nun aber auch hier am Einzelnen die Entwickelung des Ganzen wiedererscheint, so ist es nicht zu verwundern, wenn Viele nicht ohne bitterernstes Ringen zum Licht der Wahrheit gelangen, wie es nicht zu verwundern ist, daß noch heute gilt, was Jesus seinen Zeitgenossen zurief: „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan, bittet, so wird euch gegeben".

4.

Und um so weniger ist dies zu verwundern, weil Geheimniß das Kleid Gottes ist, darin er durch das Weltall wandelt.

In der That, geheimnißvoll ist Gottes Wesen. Die religiöse Stumpfheit und Unwissenheit der Massen, die tiefe Finsterniß des Heidenthums geben der Frage überwältigenden Nachdruck: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt?" (Röm. 11, 34.) Wer sahe seine Herrlichkeit? Wer drang hinzu zu dem Licht, darin der verborgene Gott wohnt? Geheimniß umgiebt auch sein offenbarendes Wirken und Walten. Denn, wer kann sagen, wie Gott die Welt im Innersten zusammenhält? So natürlich scheint uns Alles um uns her zu verlaufen, und doch ist auch alles Geschehen so unergründlich tief und führt den nachsinnenden Menschengeist an die Grenze seines Erkennens unt läßt ihn vor der verschlossenen Pforte des Geheimnisses Halt machen und unverrichteter Sache umkehren von der Entdeckungsfahrt nach den letzten Gründen der Natur. Unerkannt schritt der Ewige im Sturm, Feuer und Erdbeben selbst an seinem Propheten Elias vorüber. (1 Kön. 19.) Da sehen denn erst recht die gewöhnlichen Menschen meist nur die „Mitteldinge" (so nennt der Dichter des Heliand treffend das Sichtbare), nur das bunte Spiel der endlichen Kräfte, das planlose, in unzähligen Verwickelungen sich widerstreitende Treiben der einzelnen Menschen und merken nicht den Geist, der über Alles hinweht, merken nicht das Regiment des lebendigen Gottes, merken nicht, daß er doch seinen Willen durchsetzt uud nach seinen Zielen hin die Welt leitet. Denn er ist der verborgene Gott und „Nie-

mand hat ihn je gesehen". Darum wundern wir uns nicht über die zweifelnden Menschen und nicht über den stumpfen Unglauben der Welt, nicht über die seichte Klugheit der Thoren, welche sprechen: „es ist kein Gott!" (Ps. 14), nicht über den kleinmüthigen Thomassinn, der darauf beharrt: Wir glauben ihn nicht, wir sähen ihn denn.

Aber darüber verwundern wir uns desto mehr, wie trotz Allem kein Volk ohne Altäre des Höchsten, ohne Glauben und Religion gefunden ist. So viel Völkerstimmen, so viel Bekenntnisse zu dem verborgenen Gott. Oft nur als ein kindisches Lallen, aber doch als eine Offenbarung des religiösen Dranges, der im Innersten des Menschenwesens sich regt, doch ein Zeugniß, wie überall die ahnende Menschenseele nach dem Geheimniß der Welt, dem verborgenen Gott hinstrebt und an seinem Herzen süße Rast sucht. Gewiß, das so oft wiederholte Wort Augustin's spricht die Wahrheit aus: „Gott, du hast uns geschaffen zu dir hin, und unser Herz findet keine Ruhe, bis es sie gefunden hat in dir!"

Wäre auch nicht die religiöse Belehrung und Ueberlieferung, ich glaube, nicht Viele würden alt, ohne mit ahnender Seele einmal über die Welt zu einem höchsten Wesen emporzudringen. Am wenigsten können sich die geistig Begabten diesem inneren Bedürfniß entziehen. Trefflich hat dies Wolfram von Eschenbach, der deutscheste Dichter, im Parcival dargestellt. Denn dem Parcival, der als Knabe von seiner Mutter Herzeleide in der Waldeinsamkeit erzogen wird, der hier im frischen Waldesleben genug findet, was seine Sinne anzieht, seine Gedanken beschäftigt und sein Herz erfreut, dringt doch der süße Vogelgesang

schon bald so eigen zu Herzen, daß ein unbestimmtes Sehnen ihn erfaßt und er weinend zur Mutter kommt, ohne zu wissen, warum er weint. So regt sich in jedem geistig lebendigen Menschenherzen einmal ein Sehnen hinaus über die engen Schranken, in die unser Leben hier gebannt ist. Ein unbestimmtes Verlangen ergreift es, welches in den süßesten Freuden des Daseins ungestillt bleibt, ein Trieb aus der Welteinsamkeit herauszukommen dahin, wo Leben, vollkommen genügendes Leben ist, zu Gott. Darum sehr sinnig und bedeutsam läßt Wolfram von Eschenbach seinen Helden Parcival eben da zum erstenmal von Gott hören, als sich in seiner Brust der Drang zum Leben regt, das Sehnen zu dem, was süßer ist als Vogelsang und schöner als der grüne Wald und höher als der Himmelsdom. In dieser Sehnsucht ergreift der Knabe mit Inbrunst, wenn auch noch mit mangelhaftem Verständniß, die erste religiöse Unterweisung der liebenden Mutter, „daß Gott lichter sei als der Tag, und daß man ihn anflehen müsse in jeder Noth, dessen Treue uns immer Hülfe bot". So wird stets die religiöse Belehrung nur dann den Menschen wahrhaft ergreifen, wenn schon jenes Sehnen nach dem Ewigen in ihm erwacht ist, jenes Verlangen, den Schleier einmal fallen zu sehen, welcher das Geheimniß der Welt verbirgt und mit dem Herzen da auszuruhen, wo unseres Wunsches Ziel ist. Solchem Sehnen möchten wir die Wahrheit des Christenthums bezeugen.

5.

Wo wäre nun aber das ächte Wesen des Christenthums wohl sicherer aufzufinden und entschiedener, kraft-

voller und reiner ausgeprägt als im neuen Testament? Wenn wir nach dem Einheitsgrund aller christlichen Kirchen und aller mannigfaltigen, geschichtlichen Erscheinungen, die sich als Aeußerungen des christlichen Geistes wollen geltend machen, fragen: im neuen Testament müssen wir die Auskunft darüber gewinnen. Denn gewiß werden wir das, was die Christenheit einig zusammen halten kann und soll, nirgends besser als in der Zeit aufsuchen, in welcher die Trennung in die verschiedenen Kirchen noch nicht eingetreten war und die Entstehungszeit des neuen Testaments liegt vor allen großen Kirchenspaltungen. Auch ist der Geist des neuen Testamentes trotz aller inneren Mannigfaltigkeit doch in großem Stile einmüthig. Und steht es nicht dem Ursprunge des Christenthums zeitlich so nahe und ist mit demselben auch sachlich so verwachsen, daß wir schon darin eine Gewähr haben, es müsse uns den ächten Geist des Christenthums klar erkennen lassen? Als die köstliche Frucht der apostolischen und ersten nachapostolischen Zeit ist es die Urkunde des Christenthums, die sich durch nichts andres ersetzen läßt. Dazu ist es thatsächlich der mächtigste, fortwirkende Träger des christlichen Geistes von früher Zeit an gewesen. Nur eine verhältnißmäßig kurze Weile hat das Christenthum ohne dies geschriebene Wort und dessen Wirksamkeit bestanden. Nämlich zu allererst war es ja nur in seinem Stifter lebendig vorhanden und Jesus selbst hat kein schriftliches Zeugniß von dem, was in ihm war, hinterlassen, sondern sich begnügt, es im mündlichen Wort und im Wandel und in den Kraftthaten seines Geistes zu offenbaren. Und auch die Apostel haben im Anfange ihrer Wirksamkeit es ebenso gemacht.

Nur war ihnen unmöglich, von dem, was sie gesehen und gehöret hatten, zu schweigen, da es ihre Seele ganz erfüllte. (vgl. Apostgesch. 4, 20.) Also wurde die Kirche begründet und hat sie sich länger als ein Jahrhundert entwickelt noch ohne den Besitz des neuen Testaments, welches erst am Ausgang des zweiten Jahrhunderts zum heiligen Buch gesammelt war. Aber was dieses Buch enthält, das Evangelium, das war von Anbeginn die schöpferische Lebensmacht in der Kirche. Und lange vorher waren die einzelnen Schriften des neuen Testamentes in vielfältigem Gebrauch und in allgemeiner Verehrung, ehe sie zu dem Sammelbuche zusammenwuchsen, welches uns die Urkunde des „neuen Bundes" oder kurz das neue Testament selbst geworden ist. Wenigstens schon seit dem dritten Jahrzehnt nach Jesu Tod gingen diese Schriften nach und nach in wachsender Anzahl zuerst an einzelne Gemeinden und Personen, dann immer weiter von Hand zu Hand und von Land zu Land. Als die ersten Apostel dahinstarben, da waren schon ihre und ihrer Schüler hinterlassene, vorerst zerstreute Schriften den verwaisten Gemeinden ein Ersatz und eine Stellvertretung ihres lebendigen Wortes und der Christenheit das Denkmal der gewaltigen und heiligen Geistesbewegung, des tiefen, reichen Lebens, welches Jesus in seinen Jüngern erweckt, welches er ihnen gegeben hatte und welches als das Christenthum zu ewiger Bedeutung für die Menschheit gelangen sollte.

Es bedarf nur dieser einfachen Darlegung des geschichtlichen Verlaufes, um von vornherein den unvergleichlichen Werth des neuen Testamentes für die Erkenntniß des Christenthums in das rechte Licht zu stellen. Wenn

daher unter dem Vorwande, für die Glaubenseinheit der Kirche sei eine untrügliche Auslegung der Schrift nöthig, entweder der Papst sich die Entscheidung über die Glaubensfragen vorbehält oder die Bekenntnißschriften (gleichsam als papierne Päpste) ein für allemal den Wahrheitsgehalt der Schrift feststellen sollen, so ist klar, daß dies ein leicht zu durchschauendes Kunststück ist, um das neue Testament bei Seite zu drängen und das apostolische Christenthum durch ein nachgeborenes zu meistern. Dagegen ist, nicht um überhaupt zu verneinen, sondern gerade um den wesentlichen Vollgehalt des christlichen Lebens nicht trüben und verkümmern zu lassen, feierlicher Protest zu erheben. Die Würde des neuen Testamentes als des alten, ächten, apostolischen Evangeliums darf nicht angetastet werden!

Indessen ist nun hier auch zu bemerken, daß das volle Verständniß des neuen Testamentes an eigenthümliche Bedingungen geknüpft ist. Es will nämlich nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüth und dem Willen gelesen und erfaßt sein, es fordert Andacht und Hingebung, wo es seine wunderbare Kraft erweisen soll. Und gerade hier gilt jenes Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe". Wer aus diesem Quell des Lebens getrunken hat, der verlangt mehr und der lernt das Empfangene immer besser schätzen und verstehen. Wem das Evangelium zum eignen, innern Leben geworden ist, der erkennt seine Schönheit, seinen Reichthum und dringt in seine Fülle ein, ähnlich wie der Componist nur von einem wahren Musiker, der Dichter nur von einem geistesverwandten Schauspieler recht und ganz ausgelegt werden kann. Nur ist es hier glücklicherweise so, daß

jedes Menschenherz an sich befähigt ist, zur Erkenntniß des göttlichen Lebens zu kommen, welches den Inhalt des neuen Testamentes ausmacht, daß Jeder, der den Frieden sucht und das Leben gewinnen möchte, es hier finden und gewinnen kann, daß nur der, welcher nicht will, nicht dem Ernst und der Heiligkeit dieses Buches sich hinzugeben Lust hat, von seiner Kraft unberührt bleibt. Denn freilich, wir begreifen es gar wohl, daß in Denen, welche sich scheuen vor dem Hohen und Heiligen, was dies Buch durchglüht wie ein verzehrendes Feuer, eine traurige Unempfänglichkeit gegen dasselbe Platz greift. Es gilt noch immer: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht.“ (Joh. 3,19.) Und so dürfen wir auch sagen, das neue Testament ist wirklich auf göttliche Eingebung entstanden, wenn man das nur recht versteht. Denn zwar die einzelnen Bücher, die Evangelien und Briefe, sind, wie sie selbst es klar bezeugen, bei besonderen Gelegenheiten und auf besondre Veranlassungen hin verfaßt und keiner der neutestamentlichen Schriftsteller hat bei seiner Arbeit den Gedanken gehabt, daß er für die Bibel schreibe. Aber Alle haben sie das Bewußtsein gehabt, daß sie ein neues Geistesleben, ein göttlich in ihnen selbst Gewirktes zu vertreten und zu bezeugen hatten. Eben dies göttliche Leben in ihren Herzen war die Eingebung, aus der sie geschrieben haben, aus der sie auch wiederum verstanden werden wollen. In diesem Sinne sagt Jesus: „Es stehet geschrieben in den Propheten: „Sie werden Alle von Gott gelehret sein“. Wer es nun höret vom Vater und lernet's, der kommt zu mir“. (Joh. 6, 45.)

Aber vom neuen ist das alte Testament unabtrennbar. Dies letztere bildet die würdige Vorstufe des ersteren. Ganz mit Recht hat man nämlich gesagt, die Literatur der Hebräer sei so gut eine klassische wie die der Griechen und Lateiner. Sie ist klassische Weltliteratur durch ihren einzigartigen religiösen Geist. Das war die Gabe und Aufgabe dieses Volkes, die Beziehung des Menschen zu Gott in prophetischer Erleuchtung zu schauen und darzustellen und die ewigen Grundlagen der gesunden menschlichen Bildung in der dem göttlichen Willen entsprechenden Sittlichkeit und frommen Herzensstellung festzulegen für die geschichtliche Entwickelung des menschlichen Geistes aller Zeiten. Auf diesen Grundlagen erhebt sich erst als die höchste Stufe des religiösen Geistes das neue Testament, ohne jene aufzuheben, vielmehr von ihnen getragen, wie die Krone des Baumes vom Stamm und den Wurzeln getragen und genährt wird. So fügen sich beide Theile der Bibel uns zu Einem heiligen Buch zusammen. Völlig ausgereift sind die herrlichen Früchte des religiösen Geistes erst in Jesus und seiner Gemeinde. Aber mächtig treibt und drängt der Lebensodem der Religion schon im alten Testament diesem höchsten Ziele entgegen. Aus dem Vorhof und dem Heiligthum des alten Testaments führt Gottes Weg hinein in das Allerheiligste des neuen Testaments. Dort ist die Ahnung, hier das Schauen; dort die Weissagung, hier die Erfüllung, dort der Morgen, hier der helle, sonnige Tag der Religion.

6.

Neben der Bibel stehen in den christlichen Kirchen auch die Bekenntnißschriften in hohem Ansehen. Zwar

sie sind nicht eigentliche Urkunden der christlichen Religion, aber sie sind Urkunden ihrer geschichtlichen Entwickelung von hervorragendster Bedeutung. Und sie sind auch aus dem christlichen Geiste geboren, denn sie sind einst aus den glaubensvollen, erleuchteten und vom heiligen Feuer des christlichen Lebens entzündeten Herzen unserer Väter geschrieben. Es kann sie daher Niemand gering achten. Man kann sagen, wenn man auf ihren noch fortwirkenden Einfluß hinsieht, daß sie fast ausschließlich nur noch für die Pastoren vorhanden sind. Der eigentlichen Gemeinde liegen sie im Ganzen fernab. Doch wird man, wenn man im Begriffe steht, die christliche Wahrheit darzustellen, auch auf ihre Stimme sorgfältig achten, wenn auch natürlich dieselbe nicht das ausschlaggebende Gewicht haben kann wie die Bibel und besonders das neue Testament, dem sie selber bereitwillig und ausdrücklich sich unterordnen und aus dem sie selber ihre Erkenntniß schöpfen. Gewiß, es giebt gerade an diesem Punkte eine Gefahr, in Buchstabenknechtschaft zu verfallen und diese Gefahr unterschätzen wir nicht; sie bedroht das Innerste des protestantischen, ja des christlichen Geistes. Aber ist es nicht auch eine Gefahr, in Selbstüberhebung die *geschichtlichen* Mächte zu verachten und den frommen Glauben zu verleugnen, der für die *Vergangenheit* ebensowohl wie für die *Gegenwart* daran festhält, daß „der Geist uns in alle Wahrheit leitet"? Die Bekenntnisse unsrer *evangelischen* Kirche müssen uns noch besonders theuer sein. Denn für den Glauben, den sie bezeugen, haben unsre Väter auch gelitten. Sie sind also geheiligt durch Martyrium. Die Grundsätze, auf denen sie beruhen und die sie bezeugen, sind die Grundsätze

der evangelischen Kirche selbst. Welcher evangelische Christ muß den beiden, durch Alles sich hindurchziehenden Gedanken nicht von ganzem Herzen beipflichten: „Kein unfehlbarer Papst, sondern das sichere Gotteswort, und zwar das in der heiligen Schrift! und kein Pochen auf eignes Verdienst, sondern fröhlicher Glaube an die Gnade Gottes und zwar die in Jesu Christo!?

Unter den alten, vorreformatorischen Glaubensbekenntnissen aber ist von besondrer Würde das älteste und erste und zugleich als „apostolisches" allbekannte. Keineswegs zwar wird man allen Sätzen dieses Bekenntnisses nachrühmen können, daß sie in gleich vollkommener und glücklicher Weise die Wahrheit des Christenthums aussprechen. Solche Sätze wie „niedergefahren zur Hölle" sind gewiß sehr erklärungsbedürftig. Und anders lautet es in diesem Bekenntniß: „Auferstehung des Fleisches", anders bei Paulus (1 Cor. 15, 50): „Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht ererben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche". Und um hier noch von anderen Dingen zu schweigen, so vermißt man doch namentlich im zweiten Artikel mit Recht den Vollgehalt der evangelischen Wahrheit. Doch bleibt es schon durch sein Alter und seine geschichtliche Bedeutung ehrwürdig. Ist es doch nichts andres als das Taufbekenntniß der ersten christlichen Jahrhunderte, in freier Bildung aus dem christlichen Bewußtsein dieser Zeiten erwachsen. Setzt noch Matthäus (28, 19) eine ganz kurze Form dieses Taufbekenntnisses voraus: „Ich glaube an den Vater, Sohn und Geist", ja dürfen wir die älteste und kürzeste Form wohl in dem Taufbekenntniß des Kämmerers aus dem

Mohrenland sehen: „Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist" (Apostelgesch. 8, 37): allmählig erweiterte sich dies Bekenntniß in einem doppelten Streben. Einmal sollte es in seiner erweiterten und zugleich bestimmteren Gestalt eine Abwehr fremdartiger und schädlicher Glaubensmeinungen sein. Andrerseits war es das Ziel, die hellsten Strahlen der christlichen Wahrheit in diesem kurzen Bekenntniß wie in einem Brennpunkte zu vereinigen, damit sie so dem Gedächtniß sich einprägen, ja vielmehr als Sonne in den Herzen leuchten möge. Am besten ist dies Ziel ohne Zweifel in dem ersten Artikel erreicht worden, in welchem wir einen ebenso schönen als kräftigen und kurzen Ausdruck des christlichen Gottesglaubens finden. Seiner Führung wollen wir daher auch zunächst weiter folgen.

I. Der christliche Gottesglaube.

A. Sein Inhalt.

1.

Der erste Artikel des „apostolischen“ Bekenntnisses beginnt gleich mit den Worten: „Ich glaube an Gott“. Wie schwer wiegen diese wenigen Worte! Eine Fülle von Trost und sittlicher Kraft enthalten sie für Den, der sie mit voller Ueberzeugung auszusprechen vermag. Dagegen das Beste entbehren Die, welche diesen Glauben verwerfen. Das kann man immer wieder an Denen sehen, welche es zu ihrer Losung machen: „Kein Gott, kein Herr!“ So alt die Losung ist, so unselig ist sie. Der vierzehnte Psalm giebt dafür schon einen merkwürdigen Beleg, wenn er beginnt: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen (laut wagen es doch Viele nicht zu sagen): es ist kein Gott!“ und wenn er dann weiter fortfährt: „Da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer!“ So ist dieser Psalm ein uraltes Denkmal und Zeugniß von der zu allen Zeiten sich mit innerer Nothwendigkeit wiederholenden Verbindung zwischen Gottesleugnung und sittlichem Verfall. Ja, ein Schauer würde die Seele anfassen, wenn plötzlich am hellen

Mittag das Gestirn des Tages auslöschte. Größer ist der Schauer der Seele, wenn zum erstenmal unsre Frage nach dem Geheimniß der Welt die Antwort erhält: Es ist kein Gott! Da erlischt das Licht der Welt und der Seele und es umlagert uns unheimliche, sternenlose Nacht. Es giebt keinen Ersatz für die Gottesgewißheit! Wehe der Zeit, in welcher es leise von Mund zu Mund geflüstert wird: „Es ist ein Trug, was die Väter geglaubt von einem Gott!" Dreimal wehe, wenn es auch von den Dächern gepredigt und in den Zeitungen geschrieben wird: „Narren und Kinder nur glauben an Gott!" Das ist das Grollen und Brausen eines heraufziehenden Sturmes, welcher Tod und Verderben bringt.

Aber laßt euch dagegen durchdringen von der Gewißheit: „Ein Gott wirkt lebendig in dem großen Weltall, ein höchstes Wesen giebt es, dem ich und dem mit mir die ganze Welt untergeordnet ist, der ein Herr ist aller Dinge! Da regt sich sogleich ein heiliges Gefühl im Menschen, die Ehrfurcht und der Trieb, im Höchsten zu weben, dem Höchsten zu dienen. Die Gottesgewißheit ist die Sonne des Guten! „Wir Deutschen", sagt Luther schön, „nennen Gott von Alters her (feiner und artiger denn keine andre Sprache) nach dem Wörtlein gut, als der ein ewiger Quellbrunn ist, der sich mit eitel Güte übergeußt und von dem Alles, was gut ist und heißet, ausfleußt." (Großer Katechismus 25.) Luthers Ableitung ist nun freilich sprachlich wohl nicht richtig. Nach neueren Forschungen soll vielmehr das gothische Wort gutha = Gott mit dem sanskritischen jut = jyut zusammenhängen, welches „glänzen" bedeutet. Aber auch so mögen wir uns unsrer

deutschen Sprache feine und heilige Lehre wohl gefallen lassen, daß Gott eben das Glänzende in der Welt ist, das ewige Licht, von dem aller Glanz und alle Freude ausgeht.

2.

Der erste Artikel fährt fort: „Ich glaube .... an den allmächtigen Vater" oder wie Luther im Katechismus in genauer Anlehnung an die lateinische Wortfolge noch schreibt: „den Vater allmächtigen". Dies ist das Höchste, was ein Mensch in sein Herz fassen kann, wenn er's lebendig und ganz faßt und wenn er es sich selbst zuzueignen vermag. Da rücken die Sterne des Himmels näher zusammen als die benachbarten Gemächer im großen Vaterhaus und was auf Erden und auf allen Sonnen lebt und sinnt, sei es im Staubgewand des irdischen Körpers, sei es im Strahlenkleide himmlischen Leibes, es sind Kinder Eines Vaters, Brüder und Glieder Eines Hauses, Erben Einer Herrlichkeit. Und mag unser Erdendasein uns auch oft als ein rastloser und schmerzlicher Kampf erscheinen, nun wir einen allmächtigen Vater haben, schwebt um uns doch immer ein süßer, seliger Friede. In ewige Harmonien geht unser Streben, Ringen, Leiden und Sterben aus, sind wir nur des allmächtigen Vaters liebe Kinder. Und alle Hohenlieder, welche jemals der ächten Liebe, der vielgestaltigen, geweiht sind, sie vereinigen sich im gewaltigsten Chore, um die Liebe zu verherrlichen, die im höchsten Himmelsthrone herrscht als der gebietende Wille über der Welt, der Mutterschooß alles Lebens und aller Liebe, Hort und Halt und Hüterin aller Wesen. —

Das Wort will ausgedacht sein: allmächtiger Vater! Dabei ist denn zuvörderst in Betracht zu ziehen, daß Vaterliebe nicht verursacht wird von der Liebe, Tugend und Treue der Kinder, sondern der Vater liebt zuerst, wie der Apostel schreibt: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt" (1 Joh. 4, 19), und wie schon bei Jeremias das Gotteswort lautet: „Ich habe dich je und je geliebet; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte" (31, 3). Darum mahnen wir nicht mehr aus einem von Angst begleiteten Glauben: Kommt her und bringet bekränzte Opfer oder schlagt büßend euren Rücken mit Geißeln blutig oder ruft ohne Ende: Herr, erbarme dich! auf daß Gottes Herz sich über euch erweiche! Nein, wisset, ehe eure Mutter euch von Gott das erste Wort gesagt, hat er euch lieb gehabt. Seine Liebe ist eine zuvorkommende. Euer Dasein selbst ist seiner zuvorkommenden Liebe That und Zeugniß. Gottes Liebe waltet über euch — denkt es aus! — von Ewigkeit her!

Zweitens: Wie zärtlich und nachsichtig je auf Erden ächte Vaterliebe sein mag, unendlich viel zärtlicher, nachsichtiger, zum Vergeben geneigter, im Gnadeüben herrlicher ist die Liebe Gottes! Nimmt ein irdischer Vater seinen verloren geglaubten Sohn mit Freuden wieder auf, Gott thut es noch viel mehr. Der allmächtige Vater ist großmüthig ohne Gleichen, „es ist Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen." — Ach, über das kleine Menschenherz, welches sich in diese Liebe immer nicht hineinzudenken wagt und deßhalb so selten wirklich Lust an Gott hat, während es an geringen Dingen wohl

Lust hat! Denn es ist ja eine alte Klage: „Vergißt doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht noch eine Braut ihres Schleiers, aber mein Volk vergißt meiner ewiglich." (Jer. 2,32). Ja, warum nahst du dich dem Höchsten so zu sagen mit niedergeschlagenen Blicken und mit zagenden Schritten, wie Sklaven thun, welche vor der Strafe ihres beleidigten und erzürnten Gebieters zittern? Woher kommt es, daß dir die Religion so dumpf und eng, das Beten so lästig, so freudlos, geradezu eine Bußübung und Kasteiung der Seele zu sein scheint? Muß dein Herz sich denn nicht sehnen nach den Vorhöfen Gottes und vollends dahin, „wo es Gottes Angesicht schaue?" muß nicht, wenn du zum Vater betest, in deinem Herzen Vertrauen sein und in deinem Auge Freudenlicht glänzen? Im neuen Testament finden wir keinen Rest der heidnischen Angst vor Gott, sondern nur seliges Zutrauen zu dem, dessen Liebe den reuigen Sündern Alles vergiebt! Im Neuen Testament redet zu uns der Gottesglaube, welcher ausruft: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?" Hier ist der Vatername Gottes kein leerer Schall, sondern großes, seliges Bekenntniß.

3.

„Schöpfer Himmels und der Erden!" Damit schließt der erste Artikel des „apostolischen" Bekenntnisses und dieses Schlußwort reiht sich gewiß würdig an das Vorhergehende an. Nicht wie es geschehen und noch immer geschehe, wird hiermit irgendwie näher angedeutet, nur daß das Dasein aller Dinge im Himmel und auf Erden, daß die Natur und der Geist, das Naturreich und die Welt des

Geistes beide in Gott ihren Grund haben, Werke Gottes sind, wird damit ausgesprochen. Ein Gedanke von abgründiger Tiefe! Das Weltall ein Ganzes, einheitlich verursacht, einheitlich geleitet, in Einer allmächtigen Gotteshand! Und gegenüber jeder das Menschenglück bedrohenden endlichen Macht, gegenüber dem Ansturm unabwendbaren Geschickes und unbarmherzigen Hasses die höhere Macht, die rettende Hülfe des Schöpfers Himmels und der Erden! Nun zieht auch der Anblick des Himmels so herrlich ausgeschmückt, der Erde mit ihrem reichen, stets neu verjüngten Leben uns nieder zur Anbetung: „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel, du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter!“ Die Majestät Gottes, dessen Thron der Himmel ist und die Erde seiner Füße Schemel, bekennen wir, wenn wir ihn als den Schöpfer preisen. Seine Weisheit und die Allmacht seines Willens, ja „seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.“ (Röm. 1, 20.)

Die ganze Tragweite dieses christlichen Gottesglaubens erkennen wir aber erst, wenn wir den **Schöpfer nicht von dem Vater trennen**, sondern beide in Eins schauen. Denn daß jene Liebe, die zuvorkommende, zum Gnadeüben ewig bereite, über Allem steht, was auf Erden und im Himmel groß und gewaltig ist, daß sie die Gewalt hat über die Gewaltigen, daß sie der Anfang und das Ende der Dinge ist, ihr erster Grund, ihr Licht und Leben, ihre Vernunft, der Wille, der über allem waltet, kurz, daß die Liebe auch die Allmacht ist und die Allmacht ganz väterliche Liebe: das ist, so lange die Menschen menschlich fühlen,

das allertröstlichste und süßeste Evangelium. Wo das Evangelium geglaubt wird, da fühlt man erst ganz, was der Dichter des 121. Psalms vorahnend auszusprechen versuchte: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

4.

Fast erscheint es nach solchem Einblick in den Reichthum und kostbaren Gehalt des christlichen Gottesglaubens als eine armselige Frage, ob man Gott als ein persönliches Wesen fassen müsse. Aber dies ist doch nicht eine Frage der Neugier oder auch bloß wissenschaftlichen Werthes, sie hat es mit unserm frommen Gefühl selbst zu thun. Der fromme Sinn verlangt ja einerseits einen wesenhaften, wirklichen, lebendigen Gott und einen Gott, den unser Herz fassen und zu dem wir kommen, mit dem wir reden, dem wir uns in sicherem Vertrauen in seinen Willen und seine Güte ergeben können. Andrerseits derselbe fromme Sinn scheut sich, von diesem Gott, weil er Gott ist, solche Aussagen zu machen, durch welche er von seinem erhabenen Thron in den Bereich der Endlichkeit herabgezogen werden könnte. Und handelt es sich hier nicht um eine Uebertragung des Menschlichen auf Gott, wenn wir von der Persönlichkeit Gottes reden? Es ist des Menschen Ehre und unermeßlicher Vorzug vor allen andern uns bekannten endlichen Wesen, daß er eine Person ist, daß ihm mit andern Worten die Macht des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung verliehen ist. Wir wissen von uns selber, wir können uns selbst

betrachten und erkennen und wir haben unsern eigenen vernünftigen und zum Guten fähigen, also sittlich beanlagten Willen, sind also nicht ein bloßer Spielball äußerer Mächte. Darum ist der Mensch als Person ein geistiges, sittliches und religiöses Wesen und sein ahnungsvolles Herz strebt zum Göttlichen und Ewigen hin. Für uns ist es also das Größte und Höchste und Herrlichste, daß wir auf der Stufe persönlichen Lebens stehen. Aber dürfen wir dasselbe darum auch schon von Gott sagen? Steht Gott nicht in jedem Betracht unendlich viel höher als wir Menschen? Was uns der Gipfel der Würde ist, wäre es für ihn nicht etwa eine Herabwürdigung? Und das kann unser frommer Sinn niemals wollen. Wir fühlen es zu lebendig, daß wir von Gott gar nicht groß genug denken können. Aber eben deßhalb dürfen wir von Gott ganz gewiß nicht geringer denken als vom Menschen. Und das würden wir doch auch dann thun, wenn wir aus Scheu, ihn in's Endliche und Menschliche herabzuziehen ihn als ein unbewußtes und nach einer inneren blinden Nothwendigkeit handelndes Wesen denken wollten. Viele neigen sich noch heute einer pantheistischen Weltauffassung zu. „Gott und die Welt," sagen sie, „sind nur die verschiedenen Seiten desselben Wesens. Gott ist die Welt, nur nicht in ihrer Vereinzelung, sondern als das sich selbst bewegende, beseelte All. Die Welt ist seine Erscheinung, er ihre Seele, die unbewußt sie durchwaltende geistige Macht." Kann man aber dann aus der Welt und ihren Leiden noch mit dem Gemüth zu ihm flüchten, ohne sich selbst zu täuschen? Ist dann nicht der Religion der Lebensodem genommmen: das Vertrauen, die Anbetung, die Hoffnung? Es

will uns schon nicht gelingen, Gott dann noch wirklich als Geist zu denken, da wir von dem Begriffe des Geistes die innere Lebendigkeit, das Ich-sein nicht loslösen können. Noch unmöglicher aber wäre es, zu denken, daß Gott wirklich zuvorkommende, gnadenreiche Liebe, und daß er weiser Weltschöpfer sei, dürften wir ihn nicht als persönliches Wesen denken. Und wie sollten wir uns dann vor Gottes „Angesicht" stellen, mit ihm reden in der Gewißheit, daß er unsre Stimme hört, wie ein lieber Vater seine lieben Kinder hört? Das Gebet zu einem unpersönlichen Gott kommt nicht auf, es hat keine Schwingen. Diesem unfaßbaren Gott gegenüber verginge unserm Gemüth jene ganze innige und warme Vertrauensstellung, die gerade das Merkmal des christlichen Gottesglaubens bildet, die das heilige lodernde Feuer im gläubigen Christenherzen ist. Ja, „der das Ohr gebildet hat," sagt der 94. Psalm (V. 9), „sollte der nicht hören? der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?" und so dürfen wir weiter fragen: Der alles Lebens Grund ist, sollte der nicht lebendig sein? der die Welt regiert, sollte der nicht denken und wollen? Ja, wir haben einen lebendigen Gott! Der Christ glaubt von ganzem Herzen an die lebendige, innere Wesensherrlichkeit Gottes. Und für diese kann der Begriff der Persönlichkeit nun einmal nicht entbehrt werden, wiewohl wir uns sagen dürfen, daß er zu arm ist, um wirklich das majestätische Wesen des allmächtigen Vaters auszusprechen, um wirklich die unendliche Vollkommenheit und Geistigkeit Gottes zu umschließen, von dem wir mit Tersteegen rühmen:

Geist, der Alles füllet,
Drin wir sind und weben,
Meer ohne Grund und Ende!
Wunder aller Wunder!
Ich senk' mich in dich hinunter;
Ich in dir, du in mir,
Laß nur dich mich finden,
In dir ganz verschwinden.

B. Bewährung und Bestätigung des christlichen Gottesglaubens auf dem Gebiet der natürlichen und der geistigen Welt.

1.

Niemand kann darüber andrer Meinung sein: Groß, herrlich, trostreich und von heiliger Kraft erfüllt ist unser christlicher Gottesglaube. Er spricht für sich selbst durch seinen köstlichen und erhabenen Inhalt und er hat einen geheimen Verbündeten im innersten Menschenherzen. Unser Gemüth neigt sich ihm zu. Unsere Seele schließt sich ihm auf und schmückt ihre Gemächer zu seinem Einzug mit Freudenkränzen. Unser Gefühl tritt für ihn ein und jauchzt ihm entgegen. Und doch! Doch steht auch noch am Eingang so vieler Menschenherzen der Zweifel und wehret ab und läßt euch zaudern und zurücktreten, wenn jener euch naht. Doch erhebt sich die Frage ihm gegenüber mit lauter, einschüchternder Stimme: Ist dieser Glaube auch gewiß? oder ist er nur ein schöner Traum, geboren nur aus dem Wunsch der Seele, gedichtet aus dem Herzen der Menschheit, aber vergehend am hellen, erbarmungslosen Tageslicht der Wirklichkeit? Und wenn es ein Traum

wäre, fast möchte ich bitten: so laßt mich ihn weiter träumen, so laßt mir in der so thränenreichen, an Enttäuschungen und leidensvollen Schickungen nur allzu freigebigen Welt wenigstens diese Zuflucht, diese einzige Friedensstätte! Doch nein, ich will nicht so bitten: die Wahrheit muß an's Licht, ob sie schmerzlich sei oder schmeichelnd! Einen eingebildeten Glauben kann Niemand glauben. Das ist keine Quelle der Kraft in den Kämpfen und Ängsten der Seele. Daraus geht kein Leben für das ernste Erdenleben, das ist kein Panier, unter dem sich streiten und sterben läßt, kein Zeichen, dem die Welt sich beugt und die Zukunft gehört.

Aber wohl uns, unser Glaube ist die Wahrheit, die volle, höchste Wahrheit. In allem wechselnden Schein besteht diese Wahrheit als das Ewige und inmitten alles menschlichen Irrens führt sie den Menschen auf das rechte Ziel und so trägt sie in sich die Bürgschaft ihres Sieges über die Welt. Aber es fragt sich nun, ob es für Alle möglich ist, diese Ueberzeugung zu gewinnen. Oder vielmehr, das ist die Frage, ob wir sie, nachdem unsre christliche Erziehung uns dieselbe lieb und theuer gemacht und in die Seele gepflanzt hat, festhalten können trotz aller Zweifel, die gegen sie erhoben werden und trotz der ungläubigen Strömung, welche als dämonische Macht die Gegenwart durchzieht? Wir antworten mit einem zuversichtlichen Ja! Die Zweifel an der christlichen Wahrheit will man so oft herleiten aus unserm jetzigen Wissen, aus unsrer Erkenntniß der Natur, und ihrer Gesetze und aus der Beobachtung des menschlichen Lebens. Man thut jetzt oftmals so, als ob es ein Widerspruch sei: Glaube

und Wissen, Frömmigkeit und Bildung. Dieser Wahn kann immer nur aus einer einseitigen und oberflächlichen Betrachtung der Welt entstehen, und dort wo das Halbwissen mit seiner Eitelkeit sich breit macht, da hat er seine Stätte und sein Heim. Denn wo wirklich eindringendes Wissen und Denken sich finden, da werden die Thatsachen der natürlichen und der geistigen Welt, weit entfernt, unsre christliche Ueberzeugung zu erschüttern, diese vielmehr sehr wesentlich stützen und bestätigen! Also wohlgemerkt! nicht derartig sind jene Thatsachen, daß der christliche Glaube sich nothdürftig damit abfinden kann, daß sie die Möglichkeit desselben noch eben offen lassen, nein, sie stützen und bezeugen ihn auch. Es ist freilich wahr: „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.“ Aber deßhalb ist er es nicht, weil so Viele sich scheuen, in die Tiefe zu dringen oder weil sie sich scheuen vor dem Heiligen, welches ihr Inneres verdammt. So Viele, die innerlich rathlos und haltlos geworden sind, was würden sie antworten, wollte man sie auf das Gewissen fragen: Wo habt ihr euch um die Wahrheit bemüht?! Die Menschen sind nicht Alle dem Kaufmanne gleich, der gute Perlen suchte, noch weniger demselben Manne, der, als er die gute Perle gefunden, hinging und Alles verkaufte, was er hatte, um die gefundene, köstliche Perle zu erkaufen. Aber die Gotteserkenntniß ist überdies auch von einer besonderen Art. Sie erfordert eine stillere und innigere Weise des Lernens, ein Auge, das nach Innen schaut, ein Herz, das nach Oben strebt. Denn Gott ist niemals so der unmittelbare Gegenstand unsres Erkennens, er kann nicht vor unsrer Betrach-

tung so dastehen, wie ein endliches Ding. Die Dinge, welche der Welt angehören, können wir von manchen Seiten untersuchen, sie nach ihrem Entstehen und Vergehen und den Wirkungen, die sie verursachen, betrachten, sie messen, wägen, auflösen, verbinden, vergleichen und unterscheiden. Gott aber können wir immer nur merken, wie einst Elias nach Sturm, Erdbeben und Feuer seine Nähe merkte, da ein stilles, sanftes Sausen kam. Nur seine Spur ist Allem eingeprägt und seine Kraft, seinen Lebensodem merken wir an der Bildung des All, das Licht Gottes sehen wir an dem Wiederschein desselben in der Natur, der Geschichte und dem eigenen Herzen und Leben. Darum wird Gott für die, welche nur dann an ihn glauben wollen, wenn sie ihn etwa mit dem Fernrohr entdecken könnten, allerdings immer unerkennbar bleiben. Aber würden dieselben Leute mit dem Fernrohr oder der Lupe vielleicht ihren eigenen Geist, an welchem sie sicherlich nicht zweifeln, entdecken können? Das müßte sie schon zur Besinnung bringen. Noch mehr freilich das Wichtigere, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege, bei dem ausschließlichen Suchen und Werthschätzen des Irdischen und des Sichtbaren, das Beste, Höchste versäumen und verlieren. Dagegen wenn wir mit ehrlichem Wahrheitssinn den Spuren Gottes in der Welt nachgehen, wenn wir Alles ernstlich darauf hin betrachten, inwiefern es uns auf Gott hinweiset, wenn wir aus bedeutsamen und klaren Zeichen Schlüsse ziehen, dann können wir, wie ich glaube, zu einer ebenso sicheren Ueberzeugung in der religiösen Erkenntniß gelangen wie auf irgend einem andern Gebiete. Ja, hier treten uns die Thatsachen zum Theil

so nahe, sie ragen so fühlbar und wirkungsvoll in unser eignes Geistesleben hinein, daß der religiöse Glaube, einmal gewonnen, jene unüberwindliche und Alles überwindende Sicherheit, jene Kraft in sich trägt, die ihn zum Felsen macht, der den Mächten der Hölle und des Todes Trotz bietet. Und wir dürfen es endlich nicht verschweigen, daß die soweit verbreitete religiöse Unsicherheit unsres Geschlechtes zu einem nicht geringen Theile aus schuldvoller Versäumniß hervorgeht. Sie ist bei Vielen wirklich eine unverantwortliche. Der Knecht im Gleichniß, der sein empfangenes Pfund vergräbt, weil sein Sinn von dem Herrn abgewendet ist, weil er auf Erfolg und Gewinn und Lohn nicht hoffen will, der ist das getreue Ebenbild von Vielen, die in unsern Tagen dahin gehen als „die Kinder der Welt." Mit dem ernstesten Nachdruck weist der Apostel Paulus schon auf solche selbstverschuldete geistige Finsterniß bei den Heiden hin. (Röm. 1, 18 ff. besonders V. 21.) Wie schwer muß dieser Vorwurf erst auf der religiösen Unwissenheit und Verfinsterung so vieler Christen ruhen!

2.

Doch hier höre ich nun gleich mit einem gewissen Spott und wie mit vornehmer Ueberlegenheit fragen: Wie reimt sich denn das wirkliche Leben der Natur zu eurer Lehre von einem allmächtigen, liebenden Gott? Was einer aufmerksamen Beobachtung hier entgegentritt und was die neueren Forschungen erst recht an's Licht gestellt haben, ist das nicht Zwang und Kampf, rücksichtslose Grausamkeit, ewiger Krieg auf Leben und Tod, überall die „seufzende Creatur" im „Kampf ums Dasein?" Hier ist zu er-

widern: Verlanget nicht (es wäre Thorheit!), aus einem begrenzten Gebiet des Lebens, wenn ihr es künstlich aussondert aus dem großen Weltzusammenhang, Gott ganz zu erkennen! Aber das sage ich, und sage es laut und kühn: Erkennen könnt ihr Gott schon in der Natur. Ganz ohne Zweifel ist die Natur schon ein Zeuge des Ewigen und dieser Zeuge schweigt keinem Volk, keinem Menschenherzen. Die Natur schon offenbart Gott und sie thut es auch in dem, was seinem Sein und Wesen zu widersprechen scheint. Ja, sie ist die erste, allgemeine, alle Menschen erreichende Offenbarung seiner ewigen Kraft und Gottheit.

Denn mit Recht spricht es schon der 19. Psalm aus: „Die Himmel erzählen des Ewigen Ehre!" Und „ihr Schall gehet aus in alle Lande, ihre Rede bis an der Welt Ende." Nämlich „einer sinnigen Betrachtung", sagt treffend und schön ein Ausleger dieses Psalms (Ewald) „erscheint die Herrlichkeit und Ordnung des ruhigen Himmelsgewölbes so groß und glänzend, so unwandelbar, daß der Himmel als eins der göttlichen Werke für jeden nicht ganz fühllosen Menschen der beredteste Zeuge und sprechendste Verkündiger der Herrlichkeit seines Meisters und Schöpfers in allen seinen Werken wird, indem er von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare zu schließen so gewaltig auffordert." In der That kann man nicht leicht ohne ein Gefühl der Andacht zu dem Heer der Sterne aufschauen. Von Abrahams Zeiten her gilt da noch immer die Frage: „Kannst du sie zählen?" Und welche Fernen öffnen sich da dem Auge und erinnern an das Wort: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist? spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei?"

(Jer. 23, 23) Aber nicht nur die Unermeßlichkeit der Weltenräume und die Zahl der Himmelskörper erfüllt uns mit ehrfurchtsvollem Staunen, sondern vielmehr noch die wunderbare Ordnung. Kein Wunderbau auf Erden ist so fest gefugt wie der unendliche, schwebende Weltenbau der „ewigen“ Sterne. Wie sicher stellt der erfahrene Astronom seine Instrumente auf! Er weiß, keine von den himmelfernen Sonnen wird ihres Wegs verfehlen, eine jede rückt in der vorausberechneten Stunde in das bestimmte Gesichtsfeld. Woher, ja woher diese wundervolle Ordnung, daß dieselbe Sonne noch wie vor tausend Jahren brennt und leuchtet und das Siebengestirn und der Wagen und alle die schönen Himmelsbilder uns noch ebenso anblicken, wie sie die ersten Menschen auf Erden anblickten? Wohl hat Newton, der große englische Naturforscher, das Gesetz entdeckt, nach welchem die Himmelskörper einander gegenseitig anziehen und tragen. Aber das Geheimniß dieses Weltenbaues ist damit nicht im Mindesten erklärt. Das Gesetz ist nur eine genaue Beschreibung des Thatbestandes, daß die großen Himmelskörper stärkere Anziehungskraft ausüben als die kleinen, die fernen geringere als die nahen. Aber warum es so ist, kann Niemand sagen. Es ist, als halte die Sonne mit gewaltigen, unsichtbaren Riesenarmen die Erde umfaßt und die Erde wiederum die Sonne. So stürmt die Erde in sausendem Schwunge stets auf der gleichen Bahn um die Sonne, während sie sonst in den unendlichen Weltenraum weglos sich verlieren müßte. Oder es ist, wie ein Gelehrter[1]) der Neuzeit es beschreibt, als

1) C. Neumann: Ueber die Principien der Galilei-Newton'schen Theorie.

ob ein Himmelskörper dem andern unaufhörlich Befehle zurufe und jeder dieser Befehle werde auf das Pünktlichste ausgeführt. Aber wie sind die Riesenarme beschaffen, mit denen die Himmelskörper sich gegenseitig halten, tragen und regieren? Oder wie können sie einander gebieten und die empfangenen Befehle verstehen? Das sind doch Räthsel, die in unserm Inneren das schwer abzuweisende Gefühl erwecken: Hier waltet der allmächtige Gott! Und dies Gefühl hat die Menschen schon vor Alters ergriffen. Es hat die Heiden schon bewegt, wie die schönen Worte des Aristoteles beweisen: „Man denke sich die Menschen von jeher unter der Erde wohnen in guten und hellen Behausungen, die mit Bildsäulen und Gemälden geschmückt und mit Allem wohl versehen sind, was den gewöhnlich für glücklich Gehaltenen zu Gebote steht; sie sind nie auf die Oberfläche der Erde hinaufgekommen, haben jedoch durch eine dunkle Sage vernommen, daß es eine Gottheit gebe und Götterkraft. Wenn diesen Menschen sich einmal die Erde aufthäte, daß sie aus ihren verborgenen Sitzen aufsteigen könnten zu den von uns bewohnten Bezirken und sie nun hinausträten und plötzlich die Erde vor sich sähen und die Meere und den Himmel, die Wolkenmassen wahrnähmen und der Winde Gewalt; wenn sie dann aufblickten zur Sonne, ihre Größe und Schönheit wahrnähmen und auch ihre Wirkung, daß sie es ist, welche den Tag macht, indem sie ihr Licht über den ganzen Himmel ergießt; wenn sie dann, nachdem Nacht die Erde beschattete, den ganzen Himmel mit Sternen besetzt und geschmückt sähen, und wenn sie das wechselnde Mondlicht in seinem Wachsen und Schwinden, aller dieser Himmelskörper Auf- und Nieder-

gang und ihren in alle Ewigkeit unverbrüchlichen und unveränderlichen Lauf betrachteten: wahrlich dann würden sie glauben, dass wirklich Götter sind und diese gewaltigen Werke von Göttern ausgehen".

3.

Aber nicht die Himmel allein erzählen des Ewigen Ehre. Auch die Erde stimmt mit ein in das gewaltige Loblied der Schöpfung auf den Allmächtigen. Denn auch auf Erden umgeben uns überall Ordnung, Harmonie, Weisheit, Zeichen der Güte, und mit Klopstock sagen daher auch wir:

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten! und in Entzücken vergehn.
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten:
Hallelujah! Hallelujah!

Auch der Dichter des 104. Psalms, nachdem er zuerst staunend und anbetend den Blick zu den höchsten Regionen des Lichts erhoben, wendet seine Betrachtung mit eben derselben warmen und frommen Empfindung der Erde zu und findet auch hier überall die laut redenden Zeugen der göttlichen Vorsehung, die jedem lebenden, fühlenden Geschöpf den Zufluchtsort bereitet und Behagen und Freude ausbreitet im weiten Reich des Lebens: „Du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen

für das Vieh und Saat zu Nutzen der Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest und daß der Wein erfreue des Menschen Herz und seine Gestalt schön werde vom Oel, und das Brot des Menschen Herz stärke, daß die Bäume des Herrn voll Safts stehen, die Cedern Libanons, die der Herr gepflanzt hat." — Ja, „die Erde ist voll deiner Güter!"

Aehnliche fromme Empfindungen bewegen uns, wenn wir sehen, wie der Frühling gleichsam mit einem Zauberschlage das Aussehen der Erde verwandelt und sie mit Schönheit wie mit einem Brautgewand umkleidet, sie mit Leben erfüllt, als ob Gottes Odem sie berührt hätte, oder wenn wir bemerken, wie im Sommer ein stilles, allgemeines Wachsen und Werden und Reifen keinen Augenblick rastet, als ob die unsichtbaren Hände des lebendigen Gottes da arbeiteten kunstvoll und absichtsvoll, oder wenn im Herbste die köstlichen Früchte in den Gärten und auf den Aeckern prangen, als riefe der himmlische Vater seine Kinder an den gedeckten Tisch, oder wenn im Winter die Erde ruht und ihre Kräfte schlummern, als habe der Herr der Welt auch ihnen einen Sabbath geschenkt.

Noch mächtiger bewegt uns frommer Dank, wenn aus dem Füllhorn des natürlichen Lebens beglückende Gaben uns in den Schoß fallen. Wo wäre eine Mutter, ein Vater, die nicht an den Gott der Wunder denken und vor ihm sich beugen, wenn die Kinderaugen sich ihnen öffnen, wenn in den Kinderherzen das verborgene Leben, die verborgene Liebe im ersten Lächeln, im ersten stammelnden Liebesgruß sich offenbart?

Doch das ist nur die eine Seite der Erfahrungen, höre ich eben hier einwenden, und die andre Seite ist

nicht so licht und so überzeugend. Wie oft verstummt nicht die Freude im herben Leid! Wie geht doch der Tod überall an der Seite des Lebens, der Kampf und die Mühsal neben dem Frieden und den festlichen Stunden, das Vergehen und Verschmachten neben dem Werden und Genießen und Raub und Gewalt als Gesellen der Güte und Freundschaft!

Gewiß, solches haben wir täglich vor Augen. Und vielleicht hast auch du das schon erfahren, vielleicht starb auch dir selbst, was dir wie dein eigen Leben theuer war. Du verlorst es in der Blüthe der Jugend oder in der Vollkraft der Jahre und du sollst doch glauben an den gütigen Gott, der die Welt so geordnet und der in dein Leben solche verzehrende und beugende Schmerzen sendet? Du siehst nun auch erst recht mit geschärften Augen rings um dich all' das Siechen und Sterben und hörst mit geschärften Ohren das millionenstimmige Klagen im Auftauchen und Verschlungenwerden des Sterblichen und bemühst dich umsonst, in alle dem eine gütige, zweckvolle Absicht zu erkennen? Denn es vollziehen sich hier doch nur, so scheint es dir, unerbittliche Naturgesetze, die kein Mitgefühl kennen, wenn sie dich oder dein Glück zermalmen.

Es mag seltsam klingen, dennoch Wunder der Erde sind das auch, aber Viele verkennen ihren Sinn und wie mit verbundenen Augen stehen sie vor ihnen und verstehen in ihnen nicht das Walten einer höheren Weisheit, einer heiligen Liebe, eines gerechten und gütigen Gottes. Denn sie sind nur von einem höheren Standort aus zu verstehen und hier schon zeigt es sich, daß die Natur noch nicht die

volle Offenbarung des verborgenen Gottes ist. Wer nur die Stimmen der Natur hören will, außer sich und in sich, für den bleiben hier freilich immer unauflösliche Räthsel. Und auch wir müssen und wollen sie hier zunächst stehen lassen als ein Unerforschliches. Aber wir thun das in der Gewißheit, daß wir aus einem anderen Zusammenhang von Erfahrungen, von dem wir später reden, auch auf dieses Gebiet helle Lichtstrahlen werden fallen sehen. Und diese werden uns zeigen, daß es doch mit unserm christlichen Gottesglauben im Einklange steht und daß die anderweiten unzähligen Zeugnisse der Natur für die Güte und Weisheit Gottes dadurch nicht aufgehoben werden.

4.

Doch die wissenschaftliche Naturerkenntniß geht weiter als nur auf die lieblichen oder auch schrecklichen Erscheinungen, wie sie zunächst dem umschauenden Blick sich darbieten. Sie sucht die verborgenen Grundkräfte der Natur zu erkennen, um von ihnen aus alle einzelnen, so unendlich mannigfaltigen Vorgänge zu verstehen. Und so ist sie neuerdings zu einer schon vor Alters in ähnlicher Weise aufgestellten Ansicht zurückgekehrt, daß alle körperlichen Dinge aus unendlich kleinen, einfachen Wesen, die sie Atome nennt, zusammengesetzt seien. Es ist ja hier durchaus nicht der Ort, über die muthmaßliche Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansicht ein Wort zu sagen. Aber wenn es nun so wäre, wie etwa Fechner es darstellt, so wären diese unendlich kleinen Stofftheilchen in solcher Weise um einander gruppirt, daß sich hier im Kleinen und Kleinsten ein ähnliches Verhältniß wiederholt,

wie im Weltenraume bei der Gruppirung der unzählbaren Sterne um einander. Damit öffnet sich unserm Blick denn eine meist übersehene oder doch nicht genug beachtete Unendlichkeit des Kleinen. Und auch hier ist das Gesetz, welches alles Kleinste beherrscht, noch ebenso geheimnißvoll für uns wie das Gesetz der Anziehung im Weltenbau. Denn was treibt z. B. bei den chemischen Vorgängen, die sich täglich vor unsern Augen in immer gleicher Ordnung vollziehen, die einfachsten Grundwesen, die Atome, zu einander hin oder stößt sie von einander weg? Wie kommt es, daß die einen, wenn sie sich kaum berühren, wie in feurigem Liebessehnen sich umschlingen und in innigster Verbindung als neue Wesen erscheinen, mit neuer Gestalt, Farbe, Kraft und Tüchtigkeit ausgerüstet, während die andern, gleich als hielte sie ein ewig unversöhnlicher Haß geschieden, einander fliehen und sich immer fremd bleiben? Wer erklärt uns diese chemische „Verwandtschaft"? Nur das ist gewiß, daß wir hier wieder einmal die Grenzen unserer Erkenntniß und zugleich die verborgene Weisheit und unendliche Kraft und Majestät Gottes gewahr werden. Denn das sehen wir wohl deutlich, daß auch die feinsten, und kleinsten grundlegenden, stoffartigen Dinge (nach andrer naturphilosophischer Anschauung sollen es „Kraftmittelpunkte" sein) schon die Aufprägung eines alle Dinge beherrschenden Willens klar genug zur Schau tragen. Das All ist eben bis in das unterste Fundament, bis in das Innerste hinein in Gott gegründet!

Die Wissenschaft strebt ferner überall von den einzelnen Thatsachen zur Erkenntniß der sie beherrschenden Regel,

sie sucht die Gesetze des Naturgeschehens auf. Aber was heißt das andres, als daß sie überall Ordnung voraussetzt? Und wenn diese Gesetze wieder unter einander zusammenhängen wie in einem unermeßlich großen Staat, wenn diese Gesetze harmonisch zusammenwirken, so sind sie ja gerade der Beweis, daß lichte, große Gedanken im Weltganzen die Gewalt haben und sie weisen in beredtester Weise hin auf den ordnenden Geist eines Einigen, der dem All seine Gesetze vorschreibt und einprägt. Ganz besonders überwältigend tritt uns das entgegen, wo diese Gesetze zugleich eine ganz augenfällige Zweckmäßigkeit zur Schau tragen. Und in dieser Beziehung mag beispielsweise auf das physikalische Gesetz hingewiesen werden, daß das Wasser, sowie es unter 4° Wärme bis zu 4° Kälte sich abkühlt, innerhalb dieser Grenzen um $^1/_9$ seines Raumgehaltes zunimmt, entgegen dem sonst geltenden Gesetz. Nur durch dieses, fast einzig beim Wasser vorkommende, ausnahmsweise und unerklärte Verhalten wird es bewirkt, daß das Eis im Winter eine schützende Decke über den Gewässern bildet und daß überhaupt das Wasser nicht ein zerstörendes und todtbringendes, sondern ein so hochwichtiges, dienendes und belebendes Glied im Haushalte der Natur sein kann. Es ist durchaus denkbar, daß die fortschreitende Wissenschaft noch einmal eine natürliche Erklärung dieser merkwürdigen Thatsache gewinnen wird. Wahrscheinlich sogar ist dies Verhalten in der Beschaffenheit der kleinsten Stofftheilchen des Wassers begründet. Aber das hindert uns nicht, sondern berechtigt uns erst vollends, hier zugleich ein Wunder der Schöpfung zu sehen. Eben, daß die Natur so zweckmäßig geschaffen

ist verkündigt dem denkenden Menschen das Walten der göttlichen Vorsehung, die Macht und Weisheit ihres Herrn. Auch ist hier noch wohl zu beachten, daß diese in die Augen fallende Zweckmäßigkeit etwa aus dem Kampf um's Dasein nicht zu erklären ist.

5.

Nicht minder deutlich ist die offenbarende Thatenrede Gottes auf dem Gebiete des organischen Lebens. Da sehen wir überall, wie das Einzelne dem Ganzen untergeordnet ist. Der Zug des Planvollen, Zweckmäßigen, der vorbedachten Harmonie erscheint hier auf dem Antlitz der Natur, man mag dagegen sagen was man will, so klar, daß er mit Händen zu greifen ist. Wir bemerken hier neue formgebende Kräfte, die einem vorbestimmten Ziele zustreben, wie eines Künstlers schöpferische Hände.

Betrachten wir nur die Entwickelung einer Pflanze! Indem die Blätter hervorbrechen und die Knospen wachsen und schwellen, ist in dem Gewächs eine schöpferische Kraft thätig, welche nach einem ganz bestimmten, vorschwebenden Bilde arbeitet und mit staunenswerther Sicherheit und Genauigkeit ohne Hände, ohne Maß, ohne Instrument, ohne Modell dies vorschwebende Bild mit der bestimmten Gestalt, Farbe, Geruch, Anzahl von Staubfäden u. s. w. schön und lieblich hervorbringt. Auf Grund seiner sorgfältigen Untersuchung [1]) sagt Hanstein: Die Art, wie sich der Pflanzenleib aus zahllosen (schon überaus kunstvollen und in ihrem inneren Leben

1) Das Protoplasma S. 295.

merkwürdigen) Einzelzellen aufbaut, zeige uns deutlich, „daß diese sich dem Gesammtinteresse fügen nach den planmäßig gestaltenden Einwirkungen unbewußter Triebe." Die Gestalt der Pflanze bildet sich frei von innen heraus, stellt sich jeder Beeinträchtigung gegenüber selbstständig ohne Zwangseinflüsse wieder her und verfolgt den Weg nach dem vorherbestimmten Ganzen in allen Theilen. Ist es wahrscheinlich, ist es auch nur denkbar, daß diese gestaltende Kraft durch bloß mechanisch und blind wirkende Bewegungen hervorgebracht sein könnte? Setzen wir den Fall, daß irgend einmal durch zufällige, von Außen zusammentreffende Bewegungen (von denen wir uns freilich keine Vorstellung machen können) eine möglichst einfache Zelle hervorgebracht wäre, so ließe sich doch nicht absehen, wie dies Gebilde ohne eine ganz besondere, ihm innewohnende Kraft sich hätte erhalten und fortpflanzen sollen. Virchow hat einmal behauptet: „Das Leben ist nur eine besondre und zwar die complicirteste Art der Mechanik; ein Theil der Gesammtmaterie tritt von Zeit zu Zeit aus dem gewöhnlichen Gange ihrer Bewegungen heraus in besondre organisch-chemische Verbindungen, und, nachdem er darin eine Zeit lang verharrt hat, kehrt er wieder zu den allgemeinen Bewegungsverhältnissen zurück". So etwas ist ja leicht behauptet und klingt wie ein Orakel. Aber wer versteht das und wie kann man das glauben? Gewiß erkennen wohl Alle eine Mechanik, ein mechanisch bewegtes Stoffliche als die natürliche Bedingung des Lebens an. Aber wäre z. B. das Leben einer Anemone nichts weiter als nur eine sehr künstliche Mechanik, die man dann vielleicht, wenn man's recht herrlich weit gebracht, auch einmal

nachmachen könnte, dann würde ja diese Mechanik im Samen der Anemone gleichsam eingekapselt wie ein aufgezogenes, aber in Stillstand versetztes, überaus künstliches Uhrwerk ruhen, was als ein Erzeugniß nur blind wirkender mechanischer Kräfte schon als ein sehr seltsamer Zufall erscheinen müßte. Aber wenn nun dies Uhrwerk dadurch, daß man den Samen in die Erde legt, in Gang gesetzt wird, warum vollends begnügt es sich nicht damit, einfach (wie ein andres Uhrwerk) abzulaufen, sondern sorgt gleich dafür, daß neue Einkapselungen der „Mechanik" vollzogen werden, so daß in jedem neuen Lenz das hübsche Uhrwerk von neuem abläuft zur Freude der Menschen? Diese unbegreiflich kunstvolle Erhaltung aller organischen Wesen in ihrer Eigenart, auf welche schon im biblischen Schöpfungsbericht so nachdrücklich aufmerksam gemacht wird (Bäume, „die ihren eigenen Samen bei sich haben, ein jeglicher nach seiner Art". 1 Mos. 1, 11 u. 12) muß unsre Gedanken doch auf einen höheren Sachgrund hinlenken, auf eine zielstrebende, formgebende, den Stoff beherrschende, das Einzelne in den Dienst des Ganzen ordnende geistige Macht, welche inmitten des unendlichen Meeres von Bewegungen und wirkenden Naturkräften vernünftig waltet. Und das wird auf den höheren Stufen des Daseins ja noch immer deutlicher. Trendelenburg hat mit Recht es geltend gemacht: „Das Auge bildet sich im Dunkel des Mutterschooßes, um, geboren, dem Licht zu entsprechen. Ebenso ist es mit den übrigen Sinnen. Zwischen dem Licht und dem Auge, dem Schall und dem Ohr zeigt sich eine vorherbestimmte Harmonie und diese scheint

auf eine die Glieder umfassende Macht hinzuweisen, in welcher der Gedanke das A und das O ist".

6.

Durch die neuere Naturforschung ist unser Blick ferner besonders nachdrücklich auf die aufsteigende Reihe der lebendigen Wesen hingerichtet. In weiten Kreisen hat die Anschauung Platz gegriffen, daß in einer langen Entwickelungsreihe die Lebewesen auf Erden unter einander zusammenhängen, daß sie alle in einer natürlichen Verwandtschaft mit einander stehen, die von der ersten thierischen Zelle bis zum Menschen empor ihren mannigfach verzweigten und verschlungenen Stammbaum erstreckt. Phantasie und Einzelforschung haben sich bemüht mit vereinten Kräften, diesen Stammbaum nachzuzeichnen; es kann hier getrost dahingestellt bleiben, mit welchem Erfolge. Jedenfalls dürfen wir mit voller Sicherheit von einem großartigen Stufengang des Lebens reden in dem doppelten Sinne, erstens daß in zeitlicher Folge ein Fortschritt von den niederen zu höheren Lebeformen sich vollzogen hat durch Zeiträume hindurch, von denen nur der allerkleinste Theil vom Licht der Geschichte erreicht werden dürfte, und zweitens, daß wir im unermeßlichen Reich der Lebewesen noch immer die Abstufungen und Grade der Lebensfülle in zahllosen Wesen überall räumlich neben einander vor Augen haben.

Wir wollen zunächst versuchen, diesen Stufengang des Lebens in dem letzteren Sinne ein wenig näher zu beleuchten.

Wenn wir nämlich als die beiden Grunderscheinungen des Lebens einerseits den Reiz oder (auf höherer Stufe)

die Empfindung, andrerseits den Trieb oder (auf höherer Stufe) den Willen ansehen, so haben wir darin schon auf der niedrigsten Stufe ein Zwiegespräch zwischen einem Aeußeren und Inneren, zwischen dem All und dem Einzelwesen. Denn im Reiz vernimmt das Innere des Einzelwesens die Ansprache der Außenwelt, im Trieb bringt die Thatantwort aus dem Inneren des Einzelwesens an das All zurück. Und was ist der Inhalt dieser merkwürdigen Zwiesprache? Die Grundempfindungen sind Lust und Unlust, je nachdem die Außenwelt Lebensförderung oder Lebensschädigung verursacht; die Grundtriebe sind Lebensgestaltung und Lebensbehütung. Also ist die Ursprache der Welt an das Einzelwesen: Drohung und Verheißung. Die Ursprache des Einzelwesens an die Welt: unbedingte Lebensforderung und Sehnsucht. Je mannigfaltiger und klarer diese Zwiesprache sich gestaltet, desto größer ist die Lebensfülle. Und wie außerordentlich verschieden sind nun diese beiden Grunderscheinungen des Lebens entwickelt!

„Wenn die Ranken auf Berührung einer Stütze sich krümmen, die Wurzeln nach unten, die Sprosse und Blätter lichtwärts wachsen, so muß das pflanzliche Protoplasma (d. h. der wichtigste Bestandtheil der Zellen) so gut wie die thierische Nervensubstanz für Stoß und Druck, für die Schwerkraft, für die Lichtschwingung eine gewisse Empfindlichkeit haben; d. h. es zeigt Anfänge des Tastsinns, des Lichtsinnes und der Empfindung innerer Zustände überhaupt.“ (Hanstein.) Dennoch erscheint es uns wenigstens so, als ob schon der Polyp, wenn er seine Fangarme nach Beute ausstreckt und wenn er das gefangene

Thier mit zahllosen, rasch hervorschießenden Nesselfädchen umstrickt, beweglicher, freier, klarer in seiner Empfindung sei, als ob er deutlicher die Ansprache der Welt vernehme und sie lauter zu beantworten wisse und im volleren Besitz des Eigenlebens sei.

Aber erst weiter hinauf erschließen die Sinnesorgane dem Einzelwesen die bunte Mannigfaltigkeit der Welt. Die unterschiedenen Eigenschaften der Dinge werden dem feinen Spürsinn des Hundes, dem Auge des Adlers, dem wachen Ohr des Wildes bekannt. Und die Triebe werden mächtiger und bestimmter. So schildert es der 104. Psalm (v. 11 u. 21): Zwischen den Bergen ziehen die Ströme dahin, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche, und in der Nacht regen sich alle wilden Thiere, „die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raub und ihre Speise suchen von Gott". Damit verbindet sich auch schon das Behagen am Dasein. Uebermüthig springt das Füllen auf fetter Weide, die Vögel singen, in Meerestiefen „scherzen die Wallfische" (Ps. 104, 26). Es ist also mehr als nur die Bildersprache der Dichter, wenn von den Morgenliedern die Rede ist, mit denen die Lerche zum Himmel aufsteigt. Denn der Wille zum Leben reicht soweit als das Gebiet des Lebens selbst und das ist ein „Lobe den Herrn!", welches auch aus der seufzenden Creatur dem Schöpfer täglich und stündlich und durch die Weltzeiten hindurch erklingt.

Allein des Lebens voller Tag ist auf Erden erst dem Menschen beschieden. Wie ist hier die Innenwelt vertieft und erweitert! Wie aus der glimmenden Asche plötzlich die helle Lohe hervorschlagen mag, so flammt aus dem

unermeßlichen Lebensheerde der Schöpfung endlich im Menschen der Geist auf und beleuchtet mit seinem eigenen Lichte das All. Die dumpfen Reize auf den niederen Stufen des Daseins sind im Menschen zur Mannigfaltigkeit und Klarheit der Sinneswahrnehmung auseinandergetreten; Urtheil, Gedächtniß, Denken verarbeiten, verbinden und durchgeistigen die Fülle des Wahrgenommenen, daß sich im Menschen der weiten, großen Außenwelt eine innere, geistige Gedankenwelt als Abbild jener gegenüberstellt. Zugleich ist aber auch der Wille zum Leben im Menschen veredelt. Sein Streben geht nicht allein auf die Befriedigung des sinnlichen Daseins, er lebt nicht von Brod allein, er ist geistig, ein Geistwesen in sinnlich-leiblicher Hülle und in seinem Gemüth sind eingegraben die ewigen Gebote des Sittlichen! — Dieser ganze Stufengang des Lebens aber steht vor uns als ein Räthsel. Denn wie Lecky (Aufklärung in Europa, S. 173) schreibt: „Die Wissenschaft kann viel Licht über die Gesetze verbreiten, welche auf die Entwickelung des Lebens einwirken, aber was das Leben ist, was seine letzte Ursache ist, sind wir durchaus nicht im Stande zu sagen. Der menschliche Geist, der den Lauf des Kometen verfolgen und die Schnelligkeit des Lichts messen kann, hat sich bisher unfähig erwiesen, die Existenz des kleinsten Insekts oder das Wachsthum der geringsten Pflanze zu erklären. ... Ein undurchdringliches Geheimniß deckt die Wurzel aller bestehenden Dinge". Dies Geheimnißvolle, Unerklärliche, was allem Leben anhaftet, führt uns aber immer wieder zu dem Gedanken einer unausforschlichen, schöpferischen Kraft. Das Aehnliche und Gemeinsame in allen Formen des Lebens weist auf einen

gemeinsamen Ursprung, ein Urleben zurück, welches sein eigen Wesen in die Welt gegeben und gebildet hat. Und wenn wir dann den Stufengang des Lebens vor Augen haben, so sehen wir darin die mannigfach abgestuften Offenbarungen eines ewigen, schöpferischen Lebensgrundes von einer so unendlichen Fülle, daß wir nur bewundernd und anbetend zu demselben unsere Gedanken erheben können.

Zu der vollen Gewißheit erhebt sich uns diese Ueberzeugung allerdings erst, wenn wir erfahren, wie wir in unsrem eigenen Leben von göttlichen Kräften ergriffen werden, worüber fernerhin noch zu reden sein wird. Daher je mehr in Folge einer inneren Lebenserneuerung ein Einzelner oder eine Gemeinschaft von Menschen fühlt, daß sie aus dem Urgrunde alles Lebens neue Gaben, neue Antriebe, neue Erleuchtung empfangen haben, desto lauter preisen sie Gott, desto klarer zeigt sich ihnen das All als in Gottes Hand ruhend, von Gottes Willen und Weisheit geschaffen, geordnet und geleitet. Hierfür ist schon der 8. Psalm ein Beispiel. Denn er ist gedichtet aus dem Gefühl, daß Gott die Fülle seiner Herrlichkeit auf den Menschen ausgegossen hat: „Du hast ihn (den Menschen) nur wenig unter Gott erniedrigt und mit Glanz und Würde ihn gekrönt". Mit diesem Vollbewußtsein der von Gott gegebenen menschlichen Würde ist in dem Dichter untrennbar vereinigt der erleuchtete Blick für Gottes Herrlichkeit in der Natur überhaupt: „Dein Ruhm ist erhaben auf der ganzen Erde und dein Glanz erhebt sich über den Himmel". Und insbesondre ist dem Dichter der Blick für die Herrlichkeit der Kindesnatur aufgegangen. Die stellt er mit glücklichem Griff den Entartungen der Menschen-

natur entgegen. Das ist Gottes unverfälschtes Werk, das tritt für Gott ein und vertheidigt ihn, wenn das Dasein der Frevler eine Anschuldigung Gottes zu sein scheint. Die ungestörte innere Heiterkeit der Kindesnatur, das Lallen der Säuglinge und das Jauchzen der Kinder ist diesem Dichter mit Recht ein unwiderlegliches Zeugniß für Gott, aus dem das Seelenleben der Menschheit immer wieder jung und frisch als aus einem unerschöpflichem Brunnen seligen Lebens entspringt.

Und überblicken wir noch einmal die unendliche Lebensreihe, die in so langer Kette, in gewaltigem Stufengang sich uns darbietet! In der That, wie hat sich unser menschliches Wissen und Erkennen, wie unser Wille und Können weit erhoben über das auch in seinen vollendetsten Gestaltungen immer noch dumpfe und verworrene und in engen Kreislauf gebannte thierische Leben! Aber darf nun Jemand wagen zu behaupten, der irdische Mensch sei schon das letzte, höchste Werk des ewigen, schöpferischen Gottes? Wer ahnt nicht vielmehr in dem Gott, in welchem der Stufengang des Lebens bis zum Menschen hinauf seinen einzigen Mutterschooß und Lebensgrund hat, ein Meer des Lebens, aus dem wir einen Tropfen empfangen haben, aus dem wir ewig schöpfen können? Sind wir auch Geist aus seinem Geist, so ist er doch der unendlich über uns Erhabene, so sehr er sich zu uns herabläßt. Und so ist es uns nun ein faßbarer Gedanke und eine Ueberzeugung, die wir im Hinblick auf den Stufengang des Lebens erst recht in uns aufnehmen müssen, daß für Gott selbst alle die Geheimnisse der Welt offenbar sind, von denen wir nie den Schleier lüften können, daß

für ihn alle Schranken des Wissens aufgehoben, daß seine Gedanken himmelhoch über unsern Gedanken erhaben sind (Jes. 55, 9). Und wie seine Gedanken, so sind auch seine Wege himmelhoch über unsern Wegen, so ist auch sein Wille ohne Schwanken, ewig unwandelbar und heilig, und hier verstehen wir Jesu Wort: „Niemand ist gut, denn der einige Gott". Darum aber dürfen wir auch an unsre Gemeinschaft mit Gott die Hoffnungen höchster Vollendung unsres Willens und höchster Erleuchtung unsres Geistes anknüpfen, die Hoffnung, noch größere Wunder zu schauen als die Wunder der Erde sind und Alles besser zu schauen, als wir es hier schauen, wie es der christliche Dichter ausgesprochen hat:

Dort werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und weise nennen,
Was unerforschlich hier geschah.

7.

Aber „Gott wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind". Wir finden dies Wort auch in Bezug auf das Weltall, diesen Tempel der göttlichen Herrlichkeit, bestätigt. Denn das ist die Eigenart der Welt, daß auch sie nicht wie mit Menschenhänden erbaut ist und erhalten wird, indem vom Außen ein Stein an den andern gefügt wird, sondern daß Alles darin voll Eigensein und Eigenkraft ist, so daß die Dinge sich als lebendige Steine zum Ganzen zusammenfügen, sie selber alle mitwirkend zum eigenen Bestande und zum Leben des All. Dies ist das Wahre, was wir auch an der Ansicht eines Virchow (S. 48)

gerne anerkennen. Und deshalb schon dürfen wir auch an einen **Stufengang des Lebens in zeitlicher Folge** glauben, wie ihn etwa Snell in seiner „Schöpfung des Menschen“ (S. 58 ff.) geschildert hat: Es mußte zuerst die chemisch-physikalische Stoffwelt geschaffen und dem todten, mechanischen Kreislauf, in welchem sie sich jetzt bewegt, anheimgegeben sein. Darauf hat sich die Schöpfungsthätigkeit in einen engeren Raum begrenzt und in die beseelten Organismen und damit in eine innere Welt von immer über sich hinausdrängenden Seelentrieben ergossen. Aber dies mächtige Wogen und Wallen von Seelentrieben setzt sich zunächst (in der Pflanzen- und Thierwelt) stetig in körperliche Bestimmungen und Erscheinungen um, giebt sich darin Halt und Gestalt und beruhigt sich zuletzt auch in einem dem Kreislauf verfallenden und immer in demselben Tact sich wiederholenden Gang von organischer Thätigkeit. Da greift die nie rastende Schöpfungsthätigkeit in einen noch engeren, aber auch noch höheren Raum, „in den Raum der sittlich menschlichen Persönlichkeit und wirkt da in der Menschheitentwickelung ihr neues, lebendiges Kleid.“ Hier können wir die Schöpfung noch heute erfahrungsmäßig mit Augen sehen. „Jede neue Gliederung in dem Organismus der menschlich socialen Zustände, jeder neue Anbruch in dem Schachte der Ideen, jedes neu erwachende Schönheitsideal in der schaffenden Phantasie des Künstlers, jeder neu eröffnete, im tiefen Innern erlebte Rapport der sichtbaren und unsichtbaren Welt, jede innige Hingabe an die Gemeinschaft des Geistes und des höheren Menschheitlebens, jede Opferwilligkeit und jeder mächtige Entschluß zum Guten, sie alle sind der immer sprießende Trieb gött-

lichen Schaffens und Wirkens, sie sind die gegenwärtige Schöpfung, nicht weniger mächtig und gewaltig als diejenige, durch welche die Berge gegründet wurden, oder diejenige, durch welche nach unermeßlichen Ergüssen aus dem Luftkreis und dröhnenden Bewegungen in der Tiefe ein neuer Himmel und eine neue Erde vor den erstaunten Geschöpfen sich aufthaten." „Diese rastlos arbeitende Schöpfung", fährt Snell fort, „ist die wahre Allgegenwart Gottes, sein immer neu verkündigtes, lebendiges Wort." Und er eignet sich den Ausspruch der Zendavesta an: „Ewig fließt ein Wort aus Gottes Munde, das Wort: Es werde! Mit diesem Wort sind die Himmelsräume erfüllt und ewig ruft ein Stern dem andern zu: Es werde!" Ist es aber so, dann läßt sich die Natur auch geschichtlich betrachten. Und ist es zugleich so, daß alle Dinge zum Ganzen zusammenwirken und weben und daß kein Glied im Weltorganismus todt und unwirksam ist, dann läßt sich die Welt, so weit sie unsrer Erkenntniß überhaupt zugänglich ist, auch rein wissenschaftlich erforschen und man kann überall auch nach den natürlichen Ursachen fragen.

Hinsichtlich des Weltbestehens ist man ja auch allgemein daran gewöhnt, die Wirksamkeit der Naturkräfte und Weltdinge mit der Wirksamkeit Gottes zusammenzudenken. Wir sehen das hier nicht als einen Widerspruch an. Hat doch Jesus von der Missionspredigt seiner Jünger gesagt: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet", (Mt. 10, 20) was Paulus dann auch mit den hohen Worten ausgedrückt hat: „Wir sind Gottes Mitarbeiter". (1. Cor. 3, 9). Gott wirkt und regiert also durch Menschen, durch die sie beherr-

schenden und beseelenden geistigen Mächte der Wahrheit und der Liebe, wie der Dichter sagt: „Was wir in Gottes Namen thun, das thut Gott.“ Ja, alles Geschehen in der Welt steht unter seiner Macht und dient seinen Zwecken, auch alles Naturgeschehen: „Er macht die Winde zu seinen Boten und die Feuerflammen zu seinen Dienern“, heißt es schön und bedeutungsvoll im 104. Ps. (V. 4)

Es ist daher ganz vollkommen klar, daß die neuere Naturwissenschaft dadurch noch keineswegs der religiösen und insbesondere der christlichen Wahrheit zu nahe tritt, daß sie auch für die Weltentstehung die Mitwirkung der Naturkräfte und Weltdinge in Betracht zieht. Denn thut es wohl der Herrlichkeit und Größe des Schöpfers Eintrag, wenn er diejenigen Kräfte und Dinge, die er zuerst erschuf, alsbald (nach Maßgabe ihrer Eigenart) mitwirken ließ zur Bildung von immer höheren Wesen bis hinauf zum Menschen? Nein, die Naturwissenschaft ist unbestritten in ihrem Recht, wenn sie auf Grund von uralten Zeugnissen, welche in den versteinerten Geschöpfen zum Theil erst neuerdings aus der Erde Schooß an's Licht hervorgezogen sind, auf Grund ferner von bestehenden Thatsachen, wie sie zoologische, geologische und astronomische Forschungen ergeben, eine Geschichte der Schöpfung zu geben sucht, wie sie in früheren Zeiten nicht geahnt werden konnte. Wenn es ihr daher gelingt, uns über die Entstehung und Entfaltung der Schöpfung in geschichtlicher Zeitfolge neue, gesicherte Aufschlüsse zu geben, wie es die namentlich an den großen englischen Naturforscher Darwin sich anlehnende „Entwickelungslehre“ zu thun versucht, so waltet sie damit ihres Amtes, in ihrer Weise und mit

ihren Mitteln der Wahrheitserkenntniß zu dienen. Und wenn Christen deßhalb für die christliche Wahrheit fürchten wollten, deßhalb auf Jene Feuer vom Himmel fallen lassen möchten, dann muß man ihnen zurufen: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ (Luc. 9, 55).

Nur da müssen wir nicht der Naturwissenschaft an sich, wohl aber ihren befangenen Vertretern mit aller Entschiedenheit widersprechen, wo sie ihre Befugniß überschreiten und als sogenannte Naturphilosophen unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen aufstellen, welche geeignet sind, wirklich die religiöse Weltanschauung im Grunde zu erschüttern. Davon sind freilich die großen, bahnbrechenden Naturforscher stets weit entfernt gewesen. Denn es gilt: je tiefer in die Natur hinein, desto näher zu Gott! Gerade die Naturwissenschaft hat die ausgiebigsten Gelegenheiten, die Grenzen unseres Erkennens einerseits und die wunderbaren, weisen Ordnungen der Natur andrerseits immer wieder wahrzunehmen. Die Anfänge des Seins, des Lebens, des Geistes sind und bleiben, wie wir im letzten Capitel schon mit Lecky's Worten betont haben, auch für die Naturforschung trotz all ihrer großen Fortschritte in undurchdringliches Geheimniß verschlossen, weil das eben Gottes Geheimnisse sind. Wirklich im Widerspruch mit dem Christenthum ist daher nur die Naturansicht, welche die Schöpfung mit ihrem ganzen unermeßlichen Inhalt an Schönheit, Weisheit und Geist lediglich aus zufälligen Bewegungen blinden Stoffes, lediglich aus dem gedankenlosen Spiel mechanischer Kräfte ableiten will. Diese Naturansicht aber ist gerade auch wissenschaftlich nicht begründet. Vor Allem setzt sie ja dann den Stoff

mit all seinen Kräften als ein Ewiges voraus. Das läßt sie als ein Unerklärtes stehen. Sie giebt ihm eine ewige Dauer ohne dazu berechtigt zu sein und sie giebt ihm Kräfte und Entwickelungsfähigkeiten, die sie als seine eigenen nicht nachweisen kann. So ist es auch nicht ein Wissen, sondern eine bloße Behauptung Virchow's, wie wir nochmals wiederholen, daß das Leben nur eine besonders künstlich zusammengesetzte Art der Mechanik sei. Dabei werden Thatsachen, die dem entschieden widersprechen, außer Acht gelassen. So ist es ebenfalls eine wissenschaftlich bodenlose Behauptung, wenn David Strauß in seinem „alten und neuen Glauben" meint, die Empfindung sei ebensogut wie z. B. die Wärme auf Bewegung zurückzuführen. Dem gegenüber hat auch Dubois-Reymond mit Recht hervorgehoben, daß es in keiner Weise einzusehen sei, wie aus den besonderen Lagerungsverhältnissen und dem Zusammenwirken von einer Anzahl Kohlen- Wasserstoff- und anderen Atomen Bewußtsein entstehen könne. Nein, zwischen dem Körperlichen und Geistigen ist eine solche Kluft befestigt, und die zieht sich trotz aller verbindenden Brücken mit solcher Tiefe durch unser eigenes Wesen hindurch, daß wir getrost jenen dunklen Wahn, in welcher Gestalt er uns auch begegne, abweisen dürfen, nach welchem von selbst und zufällig aus Stoff Geist und wieder auch aus Geist Stoff werden kann. Dies ist nicht eine vernünftige, sondern eine unvernünftige Betrachtung. Gegen diesen Wahn lebt im Selbstbewußtsein jedes Menschen und insbesondere auch in der Selbstschätzung jener Naturphilosophen, wie sie es in ihrem ganzen Verhalten zeigen, ein nicht zum Verstummen zu bringender Widerspruch, der zugleich und von selbst ein wenn auch unbewußtes Bekenntniß

zu dem lebendigen, erhabenen Geist ist, der Himmel und Erde und Leib und Seele geschaffen hat. Aber erkennen wir gleichwohl mit der neueren Naturforschung auch einen Stufengang des Lebens in zeitlicher Folge an, so erscheint uns (mit Snell) gerade dies Gottes würdig. Gerade dies befähigt uns erst, die Fülle Gottes zu ahnen. Seine „Schöpfungsthätigkeit ergreift nur andre und andre Sphären ihrer Wirksamkeit, ist in einem steten Fortschritt der Vertiefung aus dem Aeußeren in das Innere begriffen, und nimmt jedes Product einer vorausgegangenen Arbeit als Stütze, Grundlage und Voraussetzung einer neuen in sich auf." „Von seinem Stuhl geht immer," wie die Schrift sagt, „ein lautrer Strom von Lebenswasser, klar wie Krystall." (Off. 22, 1).

8.

Hiernach dürfte es nun auch gelingen, die Erzählung von der Entstehung der Welt, die den würdigen und großartigen Eingang der Bibel bildet, richtig zu beurtheilen. Diesen Eingang der Bibel können wir geradezu ihre Grundlage nennen, die Grundlage nämlich für den religiösen Geist, die religiöse Wahrheit der Bibel. Diese geheimnißvolle Kunde über die Entstehung von Himmel und Erde berührt sich zwar scheinbar ganz eng mit der natürlichen Entwicklungsgeschichte. Aber sie hat in Wahrheit doch nur religiöse Bedeutung. Sehen wir nur genau zu: Was lesen wir in diesem Eingang der Bibel?

Aus einem zunächst geschaffenen Anfangszustand, so wird uns berichtet, da die Erde „noch wüste und leer" war, hat Gott in 6 Tagen durch sein allmächtiges Wort sprung=

weise in plötzlichen Schöpfungen das Weltall hervorgerufen. Gott sprach und es ward. Die einzelnen Tagewerke nach jüdischer Zeitrechnung von Abend und Morgen eingegrenzt (nicht Morgen und Abend) und von einem siebenten Ruhetag beschlossen, können nach wissenschaftlich-gesunder Auslegung vom Verfasser dieser Erzählung nur als Zeiträume von 24 Stunden verstanden sein. In der Erzählung selbst wenigstens liegt kein Grund, sie — neuerer Naturforschung zu lieb — als Zeiträume von Jahrtausenden zu nehmen. Die Erde, und auf derselben Gras, Kräuter, Bäume läßt unser Schöpfungsbericht sodann vor der Sonne da sein, Tag und Nacht wechseln, bevor Sonne, Mond und Sterne am Himmel stehen. Der Himmel ist eine Veste, d. h. ein festes Gewölbe, an welches Gott die Gestirne „setzte", nachdem er sie gemacht hatte. Ueber dieser Veste aber ist ebenso wie unterhalb derselben Wasser, wobei das erstere vermuthlich als Quelle der Wolken und des Regens gedacht ist.

Und ähnlich wie in diesem Eingang spricht die Bibel auch an manchen andern Stellen. Auch Sprüch. Sal. 30, 4 heißt es, daß das Wasser vom Himmelsgewölbe „wie von einem Gewande gehalten wird". 1 Mos. 7, 11 werden ebenfalls bei der Sündfluth die Luken des Himmels aufgeschlossen, daß es 40 Tage und 40 Nächte regnete. Nach Sprüch. Sal. 8, 27 (im Urtext) hat Gott bei der Schöpfung einen Kreis abgesteckt auf der Fläche der Tiefe, um das Himmelsgewölbe auf den die Erde umspülenden Wassern festzustellen. Ps. 139, 9 läßt das Rund der Erdscheibe von einem „äußersten Meer" umgeben sein, und Matthäus

4, 8 kann sich einen Berg denken, von dem aus man alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit überschaue.

Soll das Alles nun wirklich als naturwissenschaftliche Erkenntniß, und zwar als eine mit höchstem Ansehen bekleidete gelten? Das ist ja ganz unmöglich! Nein, so spricht ein Kind, so schaut ein Kind die Dinge an. Wie es der unmittelbare Eindruck giebt, so ist es an diesen Stellen ohne jeden Anspruch, daß damit eine wissenschaftliche Erkenntniß erschlossen sein solle, ausgesprochen. Und ist es nun nicht Thorheit, jene kindlich unbefangene Redeweise der Bibel so zu drücken und zu quälen durch die vielleicht ganz wohlgemeinten Künste der Auslegung, daß sogar unsre jetzigen Naturerkenntnisse wie durch ein Wunder darin gefunden werden? Wie dann, wenn unsre jetzigen Naturerkenntnisse etwa nach einem Jahrtausend auch wieder große Umwandlungen oder wenigstens Vervollständigungen erfahren haben sollten? Ja, hätte sich die Bibel diese Aufgabe wirklich gestellt, hätte sie dieselbe zugleich auch gelöst, wozu dann noch die wissenschaftliche Arbeit? Dann hätte in der That Cosmas, der um 535 im Kloster zu Alexandrien lebte, den einzig richtigen Weg eingeschlagen, indem er an der Hand der Bibel „die christliche Ansicht über die Welt" feststellte, die nach unsern heutigen Begriffen allerdings wunderlich genug ausfiel: Ein Viereck, doppelt so lang als breit, in der Mitte die Erde, um sie herum der Ocean, dann wieder eine zweite Erde, an deren Enden die das Himmelsgewölbe tragenden Mauern stehen; im Norden der Welt ein Bergkegel, um den sich beständig Sonne und Mond drehen, so daß Tag und Nacht wechseln.

Wir müssen endlich um der Frömmigkeit und der Wahrheit willen diese verkehrte Ansicht von der Bibel völlig aufgeben und die heilige Schrift nicht länger zu einem orakelhaften Auskunftsbuch über alle möglichen wissenschaftlichen Fragen erniedrigen, sondern uns in ihren wahren, ihren religiösen Geist versenken, aus welchem sich jede nach Gott und göttlicher Wahrheit verlangende Seele erquickt. Und versuchen wir das nun auch in Bezug auf die Erzählung der Bibel von der Schöpfung! Suchen wir in derselben nur die unvergängliche religiöse Wahrheit! Sie wird uns hier in der That in durchsichtiger Hülle und in reicher Fülle dargeboten. In so reicher Fülle, daß Riehm seinen Vortrag über „den biblischen Schöpfungsbericht" treffend mit dem Worte Jean Paul's einleitet: „Das erste Blatt der mosaischen Urkunde hat mehr Gewicht als alle Folianten der Naturforscher und Philosophen".

Schon die Gewichtigkeit der religiösen Wahrheiten, welche hier verkündigt werden, rechtfertigt solches volltönende Lob. Aber auch der Nachdruck und die anschauliche Klarheit, womit die große Hauptsache, um die es sich hier handelt, dem einfachsten Leser nahe gebracht wird, ist über alles Lob erhaben. Die ähnlichen Erzählungen, die wir in der Literatur der alten Völker finden, reichen bei Weitem an die biblische nicht heran. Hier hört man nicht nur, man sieht gleichsam den Schöpfer vor Augen, man sieht seine Allmacht und Wunderkraft, man sieht in einem gewaltigen Bilde die grundlegende religiöse Wahrheit: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!" Wie schön und großartig ist gleich der erste Eingang: Gott spricht: Es werde! und Licht strahlt auf und leuchtet in

die unendlichen Fernen, das erste Wunder Gottes, sein erstes liebliches Geschöpf. Fein und treffend hat hier Riehm einen Unterschied hervorgehoben von der Darstellung in den indischen Religionsurkunden. In diesen heiße es: „Er dachte: ich will Welten schaffen und sie waren da“. Nach dieser indischen Vorstellung werde der Gedanke, sobald er im Bewußtsein der Gottheit auftauche, von selbst und naturnothwendig zur wirklichen Welt. In der Bibel komme es dagegen zum klaren Ausdruck, daß eine freie Willensentschließung den göttlichen Gedanken bei jedem Schöpfungswerk in die Wirklichkeit treten lasse. Dasselbe hebe die Bibel aber auch hervor, indem sie einen Anfang der Schöpfung setze. Denn eine aus voller freier Willensentschließung hervorgehende Schöpferthätigkeit sei ohne Anfang derselben nicht zu denken. Andrerseits die Eingrenzung in das Sechstagewerk und das Ende der schöpferischen Thätigkeit am Schlusse desselben deute mit großem Nachdruck auf die geschöpfliche Selbstständigkeit oder das Eigendasein, das Eigenleben der Welt und auf einen Unterschied der schöpferisch bauenden und der erhaltenden Thätigkeit Gottes.

Alles ferner, der ganze unermeßliche Umfang des Daseins auf all seinen Stufen, von der untersten an, wird gleich im Anfang des biblischen Berichtes unter die allbestimmende Macht des göttlichen Gedankens gestellt. Denn das wollen uns ja die Worte sagen: „Der Geist Gottes schwebte (oder brütete) über dem Wasser“. Der Schöpfungsplan umfaßte von vornherein Anfang und Ende; alles Werden und Geschehen ist in Gottes Willen begründet, in Gottes Geist vorgesehen und auf einander

bezogen. Die ganze Anlage und Ausführung der Erzählung sucht das weiter in's Licht zu stellen, indem Stück für Stück, wie beim Bau eines herrlichen Domes, planmäßig ausgeführt und eins für's andre mit einer weisen Fürsorge bestimmt wird, bis der Mensch in die bereitete und geschmückte Stätte seines Daseins als in die Wohnung seines Vaters einziehen kann. Dabei leuchtet uns zugleich in dieser Fürsorge, wie in den Segensworten des Schöpfers über seine Geschöpfe, Gottes Güte entgegen. Und so kann es denn auch nicht anders sein, als daß die Schöpfung des erhabenen und gütigen Gottes eine vollkommene sein muß. Jedes Einzelne in derselben für sich genommen ist ein weisheitsvolles Wunderwerk, aber zugleich ist es im Dienste des Ganzen „gut". Von jedem Tagewerk heißt es: „Gott sahe, daß es gut war". Denn Alles, auch die stoffliche Welt, nimmt an dem Endergebniß, an der unendlichen Geistesfrucht der Schöpfung als dienendes und förderndes Mittel theil, Sturm und Regen und Sonnenschein, Werden und Vergehen, Schmerz und Lust. Aber das Ganze erst in seiner Lebensfülle und seiner weisen Ordnung auf den ewigen Weltzweck hin ist „sehr gut". „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte und siehe, es war sehr gut."

Die ganze Schöpfung aber kommt erst im Menschen zum Abschluß. Und zwar so zum Abschluß, daß damit zugleich die ganze zukunftsvolle Bedeutung dieses abschließenden Schöpfungswerkes ausgesprochen wird. Denn in den Menschen hat Gott sein eigenes geistiges Leben keimmäßig gepflanzt: „Gott schuf den Menschen zum Bilde Gottes". Giebt es eine würdigere und wahrere Auffassung vom

5*

Wesen und von der Bestimmung des Menschen, der in seiner Gottesebenbildlichkeit von selbst zur Herrscherstellung auf Erden berufen ist und hier nun in Gottes Auftrag und nach Gottes Antrieb eintreten soll in die durch rastlose Arbeit zu bewirkende schöpferische Umbildung und Verklärung der Erde? Und giebt es zugleich einen kräftigeren Ausdruck und ein schöneres Zeugniß für den heiligen Liebeswillen und die Erhabenheit des Schöpfers über seinem geschöpflichen Ebenbilde? Wohl darf man hierher die Mahnung setzen:

> Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
> In Harmonien ganz:
> Dich hat er mehr als Alles sonst beglückt!

Aber zuletzt folgt dann noch die Stiftung des Sabbats als „Krönung des gesammten Schöpfungswerkes". Treffend hat dies Riehm hervorgehoben. Denn natürlich ist die Meinung der biblischen Erzählung nicht die, daß Gott wie in menschlicher Bedürftigkeit und Ermüdung sich der Ruhe habe ergeben müssen. Sondern es soll einmal recht deutlich gemacht werden, daß die schöpferische Thätigkeit zur Errichtung des Weltbaues im letzten Tagewerk einen gewissen Abschluß gefunden habe. Andrerseits wird gleich die Einsetzung des Sabbats mit der Schöpfung in Verbindung gebracht, um zu sagen, daß Gottes Ziel von Anbeginn das Heil der Menschen war. Denn am Sabbat wurde es ja immer wieder offenbar, daß Israel Gottes Eigenthum und Volk sein sollte. Also der Weltschöpfer ist zugleich der Bundesgott. Er verfolgt es von Anfang an als sein Ziel, unter den nach seinem Bilde geschaffenen Menschen auf Erden sein Gottesreich zu begründen. Die

Ahnung des in Jesus verwirklichten Himmelreiches tritt uns also schon auf diesem ersten Blatt der Bibel entgegen.

Von diesen erhabenen religiösen Gedanken ist der biblische Schöpfungsbericht also erfüllt und die schlichte und anspruchslose Art, wie dabei als Hintergrund oder als Einrahmung für diese religiöse Offenbarung die unmittelbare Welterscheinung bestehen bleibt, bürgt dafür, daß wir bei unsern noch so sehr veränderten Vorstellungen von der Welt doch dieselben religiösen Gedanken festhalten können. Oder wenn die flache Erdscheibe der Alten für uns zur Erdkugel geworden ist, und wenn wir die Himmelssterne nicht nur als Lichter für die Menschen, sondern als vermuthliche Träger eigenen Lebens betrachten, sollten wir in diesem reicheren Weltbilde weniger die Erhabenheit, Weisheit und Allmacht des Schöpfers erkennen?

Wenn die neueren Ansichten über die Bildung unsrer Sonne mit ihrer sie umkreisenden Planetenschaar uns zu einem Anfangszustand der Erde zurückführen, da sie, eben erst von der Sonne losgerissen, eine riesige, feurige Dunstkugel war, müssen wir dann nicht auch sagen: Wahrlich, nur eine göttliche Willenskraft, nur ein allmächtiges, schöpferisches: „Es werde!" konnte die ersten Anfänge der Organismen und die Gestaltenreihen der ersten lebendigen Geschöpfe und das Aufleuchten des gottebenbildlichen Geistes in's Dasein rufen!? Und giebt es dann für uns eine andre Lösung als die alte: der Geist Gottes schwebte sinnend und schöpferisch wirkend über dieser großen, unbelebten, öden Feuerkugel, die überdies nur „ein Tropfen am Eimer" des All war, dem Gott seine Gedanken gestaltungskräftig einprägte? Wenn sich ferner wirklich aus den

allereinfachsten organischen Gebilden heraus in strenger und lückenloser, unendlich abgestufter Entwickelungsreihe alle Arten und Classen der Lebewesen mit Einschluß des Menschen entfaltet haben sollten, müßten wir dann nicht mit staunender Bewunderung Anfang und Ende dieser Entwickelungsreihe vergleichen? Denken wir uns ein Protoplasma, eine Zelle noch so entwickelungsfähig, welch' ein Abstand gleichwohl zwischen ihr und einem Menschen, der das Johannisevangelium schreibt oder der Glück und Leben für einen Glauben, für die Brüder dahingiebt! Gewiß, es geht da den Gang aus tiefer, nächtlicher Finsterniß und aus dem Chaos zum immer helleren Licht, zur immer herrlicheren Gestaltung, es geht da in diesen großen Welttagen immer von einem Morgen zum andern. Darum diesen Emporgang vor Augen ist es auch uns, als träte Er aus seinen Werken unaussprechlich herrlich hervor, der Herr der Welt, der als ein über alles Begreifen hinaus großer, erfinderischer Baumeister aus den geringsten Bausteinen in der That einen auf leichten Säulen ruhenden, zum Himmel strebenden und im Menschengeist bis zum Himmel reichenden Dom vollendet hat. Was kommt darauf an, ob er sechs Tage oder sechs Milliarden Jahre am Webstuhl der Welt gestanden? Wenn wir nur wissen, daß er es that, um große Dinge, Geist, Vernunft, Weisheit, Liebe im Erdenthal, vielleicht auch auf manchem Stern hervorgehen zu lassen, dann sprechen auch wir gewiß: „Siehe, es ist Alles sehr gut!" Und mit dem Dichter fühlen auch wir es:

> Mit heiligem Schauer brech' ich die Blum' ab:
> Gott machte sie;

Gott ist, wo die Blum' ist,
Mit heiligem Schauer fühl ich der Lüfte Weh'n,
Hör' ich ihr Rauschen! Es hieß sie wehn und rauschen
Der Ewige!

9.

An dieser Stelle drängt sich uns aber fast von selbst die schwierige und ernste Frage auf, inwieweit der christliche Gottesglaube auch den Wunderglauben in sich schließe. Wenn uns schon die Natur einen lebendigen, einen schöpferisch wirkenden Gott offenbart und wenn gerade die neuere Naturansicht und insbesondere die neuerdings so begeistert und überzeugt verkündigte natürliche Schöpfungsgeschichte, unter den religiösen Gesichtspunkt gestellt, das Walten und Wirken des Ewigen so großartig wiederspiegelt, — haben wir dann nicht Wunder auf Wunder in der Welt, ja ist dann nicht Alles um uns her ein laut redendes Wunder?

So hat es in der That der unbekannte große Dichter des Buches Hiob angesehen, indem er am Schlusse seines Werkes (c. 38 ff.) den Herrn aus dem Wetter hervortreten und zu Hiob reden läßt, ihn mit sich führend durch sein großes, Himmel und Erde umspannendes Wunderreich. „Gürte deine Lenden, wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich! Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug! Wer hat das Meer wie mit Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe? Da ich's mit Wolken kleidete, und in Dunkel einwickelte wie in Windeln? Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du die Blitze auslassen,

daß sie hinfahren und sprechen: hie sind wir? Wer giebt die Weisheit in das Verborgne, wer giebt verständige Gedanken? Wer ist so weise, der die Wolken zählen könne, wer kann die Wasserschläuche am Himmel ausschütten? Fliegt der Habicht durch deinen Verstand und breitet seine Flügel gegen Mittag? Fliegt der Adler auf deinen Befehl so hoch, daß er sein Nest in die Höhe macht? Strausse und Rosse, Nilpferd (Behemoth) und Krokodill (Leviathan) sind Gottes Geschöpfe und der Mensch kann sich an Kraft mit ihnen nicht messen: wer ist denn, der vor mir (Gott) stehen könne? Wer hat mir was zuvor gethan, daß ich's ihm vergelte? Es ist mein, was unter allem Himmel ist." So also der Dichter des Hiob.

Ist wohl die Menschheit heute so weit, alle diese Wunder Gottes zu begreifen, ist sie darin seit Hiobs Zeiten auch nur um einen einzigen Schritt weiter gekommen? In der That, nein! Gleichwohl ist die Richtung unsrer Zeit gerade dem Wunder außerordentlich abhold und es ist die herrschende Meinung, daß unsre heutige Erkenntniß des natürlichen Geschehens den Wunderglauben aufhebe.

Allein das ist eine Täuschung, die nur aus einem einseitigen Begriff vom Wunder und aus der überwiegenden Verbreitung, welche gerade dieser einseitige Wunderbegriff bisher gefunden hat, sich erklärt.

Wenn z. B. die Legende der römischen Kirche von dem nicht nur heiliggesprochenen, sondern ganz ins Gebiet des Märchenhaften hinaufgesteigerten Missionar Franz Xavier unter vielen andern Dingen erzählt, er sei einst, entgegen der Schwerkraft, beim Messelesen eine Elle hoch vom Erdboden emporgehoben worden und habe so in der Luft ge-

schwebt, oder ein andermal habe ihm eine Seekrabbe das Crucifix, welches er ins Wasser fallen ließ, ans Land nachgetragen, so haben wir da den einseitigen Wunderbegriff in seiner gröbsten Gestalt vor uns. Diese Wunder verweist das gebildete Zeitbewußtsein lächelnd aus dem Bereich des Wirklichen hinaus in das Gebiet der Fabel und des Aberglaubens. So erwarten wir niemals, daß Gott etwa aus Steinen unvermittelt Brot mache, selbst da nicht, wo die Menschen vor Hunger elend umkommen. Wir erwarten auch nicht, daß Gottes starke Hand die Schiffbrüchigen durch Sturm und Wogen ohne Menschenhand und Menschenhülfe gerettet an's Ufer trage, etwa wie es die griechische Sage von Iphigenie erzählt, daß sie durch die Göttin vom Altare hinweggerissen worden sei, wo sie geopfert werden sollte. Ebensowenig entspricht es unseren Ueberzeugungen, daß ein Mensch ohne Kampf und eigene Arbeit an sich selbst zur sittlichen Vollkommenheit gelangen könne. Alle Erzählungen von solchem oder ähnlichem Inhalt, in denen ein einseitig naturloser und widernatürlicher Wunderbegriff sich uns darstellt, finden keine Anerkennung bei der Bildung unsrer Zeit. Und sind sie nicht schon längst, schon in den ersten Jahrhunderten christlichen Denkens in einer höchst bemerkenswerthen Weise wenigstens in einem Falle zurückgewiesen worden? In die älteste christliche Literatur hatten sich solche Berichte auch über den Stifter der christlichen Gemeinschaft eingeschlichen, als habe er als Kind einmal die von ihm und seinen kleinen Genossen im kindlichen Spiele aus Lehm geformten Vögel durch Händeklatschen lebendig gemacht und Aehnliches mehr. Ist es nicht beachtenswerth, daß der

christliche Geschmack, das Urtheil der ältesten Kirche, gerade diesen Erzählungen die Aufnahme in die Sammlung ihrer heiligen Bücher versagt hat?

Allein doch enthält ja auch die Bibel Derartiges in nicht geringem Umfange. Wir wollen hier noch gar nicht hoch anschlagen, was das alte Testament in dieser Beziehung bietet, also etwa Bileam's redenden Esel und die Sonne, die am Himmel „stillgestanden zu Gibeon und der Mond im Thal Ajalon" (Jos. 10, 12), oder den Propheten Jona, der drei Tage und drei Nächte im Bauche des großen Fisches lebte. Solches läßt sich ja zum Theil als nur anschaulich-dichterische Darstellung erklären. Aber selbst das neue Testament führt uns an einer langen Reihe solcher Wunder vorüber, an der im Hochzeitssaal zu Kana vollzogenen Verwandlung des Wassers in Wein, dem Meereswandeln Jesu, der Brotvermehrung, den Todtenerweckungen vor Allem eines Lazarus, der schon drei Tage im Grabe gelegen und vielen andern Dingen. Tritt uns nicht da ebenfalls ganz klar jener einseitige, naturlose und widernatürliche Wunderbegriff als von der Bibel bestätigt und zur Geltung gebracht entgegen? Diese Frage ist mit Sorgfalt zu behandeln, denn damit, daß die Thatsache selbst festgestellt ist, ist hier wenig gewonnen. Diese nicht nur naturlosen, sondern sogar der Natur zuwider laufenden Wunder sind da in der Bibel, das ist einmal gewiß. Aber ihre Bedeutung für den christlichen Glauben ermäßigt sich ganz außerordentlich, wenn wir drei wichtige Punkte wohl beachten.

Zuerst dürfen wir sagen: ebenso wie wir die alten, einfach-kindlichen Vorstellungen von Himmel und Erde in

dem Schöpfungsbericht der Bibel sehr gut von dem religiösen Wahrheitsinhalt desselben unterscheiden und loslösen konnten, gerade so gut läßt sich auch die alte, der biblischen Zeit angehörende Wundervorstellung oder der damalige Wunderbegriff von der religiösen Bedeutung zumal der neutestamentlichen Wundererzählungen trennen. Wir können also jenen einseitig widernatürlichen Wunderbegriff bestreiten und verwerfen und doch die religiöse Bedeutung, die mit jenen schlichten, weihevollen Erzählungen fast immer verbunden ist, festhalten und hochhalten.

Zweitens ist hervorzuheben: Wohl sind die evangelischen Wunderberichte so verwoben mit dem Leben Jesu, wie nur ein Schlinggewächs mit seinen biegsamen Ranken um alle Aeste und Zweige eines Baumes sich windet. Aber eine Reihe von bedeutsamen Thatsachen, worüber später Näheres auszuführen ist, treten zugleich aus den evangelischen Erzählungen heraus, durch welche der Umfang und die Art der Wunder in der Geschichte Jesu doch sehr abgeschwächt wird. Also haben sie doch nicht die große Bedeutung in dem wirklichen Leben Jesu gehabt, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte.

Drittens wird in den neutestamentlichen Schriften selbst dem Wunderglauben keine entscheidende, nicht einmal eine wichtige Bedeutung beigelegt. Gerade dem Wunderglauben hat Jesus selbst mißtraut (Joh. 2, 23 ff.), und nicht Wunderzeichen, sondern das Zeichen des Propheten Jonas, worunter die Verkündigung des göttlichen Wortes zu verstehen ist, sollen Glauben wirken (Luc. 11, 29 ff.). Erst der Glaube, dann das Wunder, so war's überdies in Nazareth, nicht umgekehrt (Mar. 6, 5), und Paulus stellt

endlich im ausdrücklichen Gegensatz zu „den Zeichen fordernden" Juden und den nach Weisheit menschlicher Art fragenden Griechen „Jesum Christum, den Gekreuzigten" (1. Cor. 1, 22 ff.), also diese wunderlose Leidens- und Liebesgröße, die freilich zugleich in der That das größte Geisteswunder ist, als den wesentlichen, ja einzigen Inhalt seiner Heilsbotschaft hin. (Vgl. c. 2, 2.)

10.

Lassen wir sonach getrost den einseitig naturlosen und widernatürlichen Wunderbegriff fallen, so halten wir dagegen mit freudiger Ueberzeugung an dem religiösen Wunderbegriff fest. Die Betrachtung der auch in zeitlicher Folge aufsteigenden Stufen des Lebens führte uns ja schon mit zwingender Nothwendigkeit zu der Erkenntniß: Alles geschieht natürlich und Alles geschieht zugleich aus Gott. Ueberall sind die Kräfte und Dinge der Welt mitthätig, und überall wirkt zugleich, sie leitend und regierend und weiter bildend der lebendige, der schöpferische Gott. Ja, wollten wir Gottes Wunderkraft nicht in Rechnung ziehen, so müßten wir an allem Verständniß der Welt verzagen. Das erste Dasein der stofflichen Welt müssen wir schon auf Gottes schöpferische That zurückführen. Ebenso bezeichnen die Stufe des organischen Lebens, wir wiederholen es hier, und die Stufe der Empfindung und die Stufe des Geistes die Punkte in der uns umgebenden, wirklichen Welt, in denen wir das schöpferische, wunderbare, d. h. weiter nicht erklärliche Uebergreifen Gottes über die natürlichen Kräfte in seinem schöpferischen Wirken anerkennen müssen. Wer den Stufengang des Lebens denkend

durcheilt muß an diesen Punkten rasten und kann diese Schwellen, die zum Tempel Gottes immer höher hinanführen, nicht überschreiten, ohne die Nähe des wunderbaren Gottes zu fühlen. Kann aber dann ein ernstes Denken dieses Verhältniß Gottes zur Welt auf den bezeichneten Umkreis begrenzen? Müssen wir nicht vielmehr dasselbe Verhältniß für den ganzen Umfang der Welt, also ganz besonders auch für die geistige Welt, für die Menschheitsgeschichte voraussetzen und den religiösen Wunderbegriff auch auf unser eigenes Leben anwenden? Hier gewinnt der Wunderglaube in dem soeben dargelegten Sinne auch allein seine heilsame Bedeutung und segensreiche Kraft, als die Ueberzeugung: der alte Gott lebt noch, schirmt noch die Seinen, durchkreuzt noch, wo er will, das Vorhaben der Bösen, führt noch seinen Willen zum Siege, läßt die Wahrheit nicht untergehen, bringt durch Kampf und Noth das Gute, das Große zu Stande, an das kein Mensch gedacht, das kein Mensch zu ahnen vermochte. In diesem Geiste hat ein Mann wie Leopold Ranke seine Weltgeschichte geschrieben. Dieser Geist entspricht dem Empfinden und Denken unsrer Zeitbildung, die auch selbst kein blindes Ungefähr und noch weniger bloß eine Frucht der Gottlosigkeit ist, sondern die aus dem Wahrheitsgeist geboren ist, der von Gott selbst ausgeht. Früher suchte also der Glaube in einzelnen, außerordentlichen Ereignissen sei es in der Natur oder sei es in der menschlichen Geschichte die Wunder, in denen ihm Gottes Kraft und Herrlichkeit sichtbar wurde, weil vermeintlich nur seine Hand allein ohne jede Mitwirkung natürlicher Kräfte darin thätig war. Unser Glaube dagegen sieht vielmehr die Wunder

Gottes in der steten, ruhigen Ordnung der Dinge, in der natürlichen und doch geheimnißvollen Verkettung der Ursachen und in der geschichtlich nothwendigen Folge der Ereignisse, die immer wieder die Macht seines Geistes, seines heiligen und allgütigen Willens offenbart. Deßhalb entziehen aber auch wir uns keineswegs dem Eindruck, den große Ereignisse der Geschichte oder erschütternde Erfahrungen unsres eignen Lebens auf uns machen, daß hier die Macht Gottes uns sichtbarer, seine Leitung herrlicher und anbetungswürdiger begegnet. Da spricht dann wohl ein schlichtes Wort unsern Wunderglauben aus, ein Wort, dessen Wahrheit ein ganzes Volk, ja die ganze Zeit mitfühlt, wie im Kriegsjahr das Königswort: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Oder es findet im Herzen eines einzelnen Menschen nach wunderbaren Führungen noch immer das alte Josephswort ein lautes Echo: „Die Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Wer die Bibel aufmerksam durchliest, wird finden, daß dieser Glaube an das religiöse Wunder sie noch viel mehr in allen ihren Theilen durchdringt als der Glaube an das einseitig naturlose und widernatürliche Wunder. Die Führungen Gottes sind im alten und neuen Testament ein unerschöpflicher Gegenstand der Betrachtung, des Trostes, der Hoffnung, der Anbetung. Jener naturlose Wunderbegriff ist gewissermassen nur ein Anhängsel oder nur ein der damaligen Zeitbildung entsprechender Ausdruck des reineren und tieferen Wunderglaubens, wie wir ihn verstehen, wie Jesus ihn lehrte, wenn er, der sich nicht von der Zinne des Tempels herunterlassen wollte, um Gott nicht zu versuchen, ausrief: „kein Haar fällt von eurem Haupte, kein Sperling fällt

vom Dache ohne den Willen eures himmlischen Vaters", wie Paulus ihn voraussetzte, wenn er in dem geschichtlichen Ereigniß des Kreuzestodes den Gipfel und die Krone aller Gottesoffenbarung sah. Ja, wie innig ist dieser Glaube z. B. auch schon im 97. Psalm nach seinen beiden Beziehungen sowohl auf die Natur als auch auf die Geschichte ausgesprochen: „Seine Blitze leuchten auf den Erdboden, das Erdreich siehet und erschrickt. Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens. Die Himmel verkündigen seine Gerechtigkeit alle Völker sehen seine Ehre!" Wir fühlen es mit diesem Psalmdichter, wie ihn angesichts solcher ewigen Wunder Gottes in Natur und Geschichte der Zorn ergreifen muß, daß es noch Menschen geben kann, welche dem Höchsten seine Ehre nicht geben wollen: „Schämen müssen sich Alle, die den Bildern dienen, und sich der Götzen rühmen." Und auch wir können deßhalb nur mit demselben Dichter einstimmen: „der Herr ist König, deß freue sich das Erdreich." Auch wir können nur fröhlich singen „dem Gott, der alle Wunder thut."

11.

Daß die Schöpfung zum geistigen Leben als ihrem gottgewollten Ziel hinstrebt, daß sie dies Ziel erreicht in einer ununterbrochen aufsteigenden Kette lebendiger Wesen, die sich von Stufe zu Stufe höher entwickeln und endlich zu einer inneren Welt des Geistes aufschließen, das ist nach dem Bisherigen die eine, offenbare Thatsache, die uns aus der uns umgebenden Welt mit größter Klarheit entgegentritt. Und die hierin sich bewährende Harmonie

zwischen dem Naturdasein und dem Geiste, die Biegsamkeit des Stoffes in dem Dienst des Geistes, das zweckdienliche Zusammensein und Ineinanderübergreifen der beiden großen Daseinsgebiete, die doch so gänzlich von einander unterschieden sind, das gehört zu den hervorragendsten Thatsachen, welche unsern Glauben an einen bewußten Urheber aller Dinge bezeugen, in dessen weisem Allmachtswillen das Doppelreich des Geistigen und Natürlichen seinen ewigen Grund hat.

Wenn wir nun aber weiter die Erfahrungsthatsachen des geistigen Lebens im Besonderen beobachten, dann werden wir uns der bedeutsamen Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch hier in ähnlicher Weise wie auf dem Gebiete des Naturlebens eine aufsteigende Entwickelung zu einem erhabenen Ziele hin erfolgt. Denn es ist gewiß, daß das einmal rege gewordene geistige Leben der Menschheit unter dem Einfluß von Mächten steht, die es niemals loslassen, die es ähnlich wie die Sonne ihre Planeten in seinem Verlaufe beherrschen und bestimmen. Wir können sogar Ihering [1]) nur beistimmen, wenn er sagt: „So hoch der Geist steht über der Materie, so hoch steht auch die Ordnung und Majestät der geistigen Welt über der substantiellen; wunderbarer als die Bewegung der Weltkörper im Raum ist die Bewegung der sittlichen Gedanken in der Zeit. Denn sie gehen nicht unangefochten einher wie die Gestirne, sondern sie stoßen bei jedem Schritt auf den Widerstand, den menschlicher Eigensinn und Unverstand und alle bösen Gewalten des

---

1) Geist des Röm. Rechts I S. 54.

menschlichen Herzens ihnen entgegensetzen. Wenn sie dennoch sich verwirklichen im bunten Gewirre widerstrebender Kräfte, wenn das sittliche Planetensystem mit derselben Ordnung und Harmonie sich bewegt wie das Planetensystem des Himmels, so liegt darin ein glänzenderer Beweis höherer, göttlicher Weltleitung, als in allem, was man der äußeren Natur entnehmen kann."

Dazu kommt noch, um das Gewicht dieser Thatsachen für unsere Frage zu erhöhen, daß diese Ordnung der geistigen Welt und ihre Herrlichkeit für Alle ein Gegenstand unmittelbarer Erfahrung und Gewißheit ist. Denn ist es uns auch noch nicht vergönnt, ihr mit unserm ganzen Wesen ungetheilt und kampflos anzugehören, so ist doch kein Menschendasein, auf welches sie nicht die Strahlen ihres himmlischen Lichtglanzes immer wieder herabsendete. Sind wir vom Sittlichen auch noch nicht vollkommen durchdrungen, so sind wir doch Alle von demselben ergriffen und so gilt das Wort des Dichters:

„Die Tugend — sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

12.

Es giebt also, das dürfen wir sagen, ein geordnetes Reich des Sittlichen und wir können dasselbe betrachten einmal in seiner reinen Vollendung, losgelöst von dem Staube der Erde, d. h. von den Hemmungen

und Trübungen der menschlichen Sünde, und sodann im Kampfe mit diesen die Zeiten durchziehenden Hemmungen und in seiner ewigen Siegesmacht über dieselben.

Das Reich des Sittlichen in seiner reinen Vollendung ist wie ein Himmel in majestätischer Ruhe, der am Tage sein leuchtendes Angesicht, in der Nacht seine unendliche, das Heer der Sterne tragende Tiefe dem irdischen Beschauer zuwendet. Die Sonne dieses geistigen Himmels ist die Liebe, als die oberste, ordnende und belebende Macht im Reich des Sittlichen. Sie richtet sich auf Gott und auf die Menschen. Von der Gottesliebe sagt Thomas a Kempis: „Die Liebe weiß nicht Maß zu halten, sondern sie flieget über alle Lichter des Himmels, damit sie ihren einigen Geliebten, den Schöpfer aller Dinge, welcher über Alles regieret, finde, daß sie in ihm sich auf's seligste freue und sicher ruhe". Von der Menschenliebe sagt derselbe: „Die Liebe ist niemals müssig, denn sie wirket große und hohe Dinge. Sie läßet sich auch gern herunter zu den Niedrigen und Verachteten; sie verrichtet mit Fleiß, was ehrbar ist, und aus Gehorsam ergötzet sie sich, wenn ihr was Geringes anbefohlen wird; sie hat keinen Abscheu, der Kranken Wunden anzurühren, die Füße zu waschen, die Betten zu machen, die Kleider zu reinigen, den Unrath auszufegen". Paulus aber hat sie noch höher gepriesen in dem unsterblichen Lobgesang 1 Cor. 13: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der

Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles".

Mit alledem aber ist wohl ihr weites Reich, ihre unüberwindliche Kraft und ihre unendliche Lebensfülle und, was dasselbe besagt, Seligkeit gut beschrieben, aber ihr Wesen nicht erschöpfend dargestellt. Darum fügen wir hinzu: die Liebe ist eine bestimmte Willensrichtung, ist der gute Wille, der Allen Gutes thun und nichts als nur das unbedingt Gute thun möchte. Aber diese Willensrichtung hat ihre Wurzeln im Gemüth, im warmen Gefühl der Wesensverwandtschaft und Wesenseinheit, welches das ganze unermeßliche Reich der sittlichen Wesen und darüber hinaus selbst die vorbereitenden Stufen der lebenden Wesen umfaßt, wie denn Jesus darum die Liebe Gottes schon an den Lilien und an den Vögeln offenbart sieht. Zugleich aber ist die reine Liebe auch gepaart mit dem Licht der Vernunft, in erster Linie mit dem sittlichen Selbstbewußtsein, dem Bewußtsein um den unendlichen Werth der Person oder (nach biblischem Sprachgebrauch) der Seele. So legt die Liebe sich denn in ihrer Erscheinung in eine Fülle von Tugenden auseinander, wie der reine Sonnenstrahl durch das Prisma in die Farben des Regenbogens reich und schön auseinander getheilt wird. Als Wille ist sie Heldenmuth, ausharrende Kraft, stärker denn der Tod, Selbstverleugnung und Geduld. Als Gefühl ist sie Demuth, Mitleid, Barmherzigkeit, Mitfreude. Als Vernunft ist sie Wahrhaftigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit, die alle drei ihre lebendige Kraft in der Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit oder in der Erkenntniß von dem unendlichen Werth der Seele

haben. Alle diese Tugenden sind also nur die besonderen Erscheinungen der Liebe oder, wenn man will, die Planeten, welche um die Liebe als die ewige Sonne alles Guten kreisen und von ihr Licht, Leben und Kraft empfangen müssen. Aber auch die Wissenschaft, das Recht und die Kunst können den bestimmenden Einfluß der Liebe stets nur zu ihrem eignen Verderben verschmähen. Sie haben ja noch andre, selbstständige Wurzeln außer der Liebe. Die Wissenschaft entspringt zunächst dem natürlichen Wissenstrieb, der forschenden, fragenden Vernunft. Das Recht hat im Herkommen, in der nicht durch die Liebe allein beherrschten Geschichte seine unmittelbare Wurzel. Die Kunst folgt ihren eigenen Gesetzen des Schönen, oft auch dem wechselnden Zeitgeschmack und als Kunst im weiteren Sinne, nämlich als das mannigfaltige Können der gebildeten Völker auf allen Gebieten des thätigen Lebens folgt sie meist dem Gesetz des Nutzens. So gleichen denn Wissenschaft, Recht und Kunst den Kometen, welche, wie durch zweifachen Antrieb bestimmt, auf ihren Bahnen wechselnd aus der Sonnennähe in die Sonnenferne fliehen und wieder zurückkehren. Aber alle ächte Wissenschaft strebt zum Leben; groß ist sie in dem Maße, in welchem sie die großen Fragen des Lebens und des Menschenherzens zum Gegenstand nimmt und dadurch wohlthätiges Licht verbreitet, also eine Dienerin der Liebe wird. Ohne diesen Sinn steht sie immer in Gefahr, thatsächlich nur im Staube zu wühlen. Das Recht ist als überliefertes nicht selten mit der Gewalt im Bunde und oft nichts als das sogenannte Recht des Starken gegenüber dem Schwachen. Doch schon haben die sich ankündigenden

socialen Stürme unserm Zeitalter die wenigstens an manchen Orten verstandene Mahnung zugerufen: Auch das Recht muß mit der Liebe in Fühlung bleiben, muß aus der Liebe stammen! Die Kunst endlich geht oft genug auf Irrwegen, aber wenn sie streng dem Gesetz des Schönen folgt, indem sie einem bedeutenden und großen Inhalt die entsprechende Form giebt, dann ist sie mit der Liebe im Bunde und des Dichters Wort an die Künstler kennt ja auch keinen stärkeren und edleren Antrieb als den: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben: bewahret sie! Sie sinkt mit euch, sie wird mit euch sich heben!" Was aber sonst der Menschen Können hervorzubringen vermag, das muß sich in seinem Werthe immer wieder ausweisen an dem Dienst, den es der Menschheit leistet. So ist es denn auch hier wahr: so viel geistige Mächte die Menschen bewegen, so viele Tugenden zu preisen sein mögen, so mannigfaltig und reich die Erscheinungen im Reiche des Sittlichen auch sind, „die Liebe ist die größeste unter ihnen!"

13.

Sähen wir nun dies Sittliche ganz in einem Einzelwesen verwirklicht, so hätten wir eine vollendete sittliche Persönlichkeit vor uns. Wäre das Sittliche in einer Gemeinschaft verwirklicht, so hätten wir das Reich des Guten, die vollendete sittliche Gemeinschaft. Die Bibel nennt jene den „Menschen Gottes, zu allem guten Werk geschickt" (2. Tim. 3, 17), diese das „Reich Gottes". Darin ist ausgesprochen, daß sowohl die sittliche Persönlichkeit als auch die sittliche Gemeinschaft unmittelbare Zeugen des höchsten Wesens sind für Jedermann,

der sich nicht selbst diesem Zeugniß verschließt. In diesem Sinne nennt Jesus seine wahren Jünger auch das Licht der Welt. Als sittliche Persönlichkeiten sollen sie ihr „Licht leuchten lassen unter den Leuten", „daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen" (Mt. 5, 16). Und in dem gleichen Sinne wird von der Apostelgeschichte der Eindruck der ersten, ganz vom Geist der Liebe durchdrungenen Christengemeinde geschildert, daß sie durch ihr ganzes Leben ihre Gottesfülle bezeugte und es ist dies thatsächlich bis weit über die erste Zeit hinaus der Eindruck gewesen, den die christliche Gemeinschaft auf die umgebende Heidenwelt gemacht hat. Darin hatten die Christen ihre unwiderstehliche Siegeskraft und wenn auch zehnmal ein Celsius sie gescholten hätte als „dumme, niedrige Leute, Weiber, Sklaven, Kinder, Wollkämmer, Schuster, Walker, stumm vor den Angesehenen, überfließend von Beredtsamkeit vor Kindern und Weibern". Ja, es würde Jeder, der in das Reich des Guten sich versetzt sähe, der in der Gemeinschaft, die ihn umgäbe, nichts andres erführe als Beweise der Liebe in all ihren mannigfaltigen Tugendkräften, der in einer Welt von lauter Guten lebte, ein solcher, sage ich, würde eine so mächtige und tiefe Empfindung von der Gegenwart und den Kräften Gottes in dieser Welt empfangen, daß der Zweifel an Gott in seiner Seele keinen Raum gewinnen könnte. Und es würde ebenso gewiß Jeder, der in sich selbst die Fülle des Guten fände, eben darin die unmittelbare Gnadengegenwart des höchsten Wesens so überwältigend erfahren, daß seine reine Seele wie ein aufgeschlagenes Auge nach Oben hin wäre und sein Herz immer wieder unter der weihenden Berüh-

rung des Gottesgeistes in seliger Wonne erbebte. Darum sagt Jesus: So Jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede" (Joh. 7, 17). Diejenigen also, welche euch irre machen wollen an eurem Glauben, indem sie die Gebrechen und Unvollkommenheiten der Welt hervorzuheben nicht müde werden, diese Menschen, die überall das Schwarze und am liebsten nur dieses allein sehen wollen, führt sie hierher, zeigt ihnen diese Herrlichkeit, diese schöne, kraftvolle und unsterbliche Wirklichkeit des sittlichen Geistes in Gottes Welt und schlagt sie und ihre Zweifel damit zurück! Und wenn auch noch tausendmal so viel Unverständliches und Dunkles darum lagerte, sollten wir deßhalb dies Verständliche, diese beredte, tröstende, lichtgebende Wirklichkeit übersehen? Das wäre doch sehr thöricht, auf nächtlicher Wanderung, wenn die Lichter des Himmels verhüllt sind, auch das Licht, das wir bei uns tragen, auszulöschen!

14.

Zu den Dunkelheiten, die uns umgeben und die uns irre machen könnten in unserem Glauben, gehört aber vor Allem die Sünde in Gottes Welt. Wir leben ja noch nicht im Reiche des vollkommenen Sittlichen, sondern wir kennen dieses nur, wie es sich durchkämpfen muß durch die Hemmungen und Trübungen und den hartnäckigsten Widerstand der menschlichen Sünde. Als zwei Großmächte in ewiger Feindschaft geschieden ringen mit einander das Sittliche und die Sünde. Ihr Kampfplatz ist des Menschen Brust; da treffen sie auf einander und da käm-

pfen sie beide um die Herrschaft. Dies ist der Kriegszustand, von dem der Apostel Paulus im Römerbrief (c. 7) die Schilderung entworfen hat: „Wollen habe ich wohl aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. So ich aber thue, das ich nicht will, so thue ich dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet. So finde ich in mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern". (v. 18—23, vgl. Gal. 5, 17).

Dieser Kampfzustand bewirkt es, daß vollkommne Unschuld, Reinheit und Tugend thatsächlich nirgends bei den Menschen gefunden werden. Bei den Kindern schon regen sich zugleich mit den Kräften und Keimen alles Guten die des Bösen. Und die Kindheit bezeichnen wir doch noch im Vergleich mit dem späteren Alter als den Zustand der Unschuld. Wollte man aber etwa auch bei den Völkern im Naturzustande von ihrer kindlichen Unschuld und Harmlosigkeit reden, so hat demgegenüber schon Kant an „die Auftritte von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatorsinseln" und an „den immerwährenden Krieg zwischen den Arathapescau- und den Hundsrippen-Indianern" erinnert, der keine andere Absicht als blos das Todschlagen habe. Und man lese nur die neueren Berichte über die sonst so harmlosen

Bewohner der Samoainsel, die gleichwohl dem Kannibalismus huldigen, und man wird Kant's Bemerkung auch hier bestätigt finden. Bei den Völkern im gesitteten Zustande aber, meint derselbe Denker, müsse man erst recht „eine lange, melancholische Litanei anhören: von geheimer Falschheit, selbst bei der innigsten Freundschaft, so daß die Mäßigung des Vertrauens in wechselseitiger Eröffnung auch der besten Freunde zur allgemeinen Klugheitsregel im Umgange gezählt werde; von einem Hange, denjenigen zu hassen, dem man verbindlich ist, worauf ein Wohlthäter immer gefaßt sein müsse; von einem herzlichen Wohlwollen, welches doch die Bemerkung zulasse, „es sei in dem Unglück unserer besten Freunde etwas, das uns nicht ganz mißfalle"; und von vielen andern unter dem Tugendscheine noch verborgenen, geschweige derjenigen Laster, die ihrer gar nicht hehl haben, weil uns der schon gut heißt, der ein böser Mensch von der allgemeinen Klasse ist". Ganz verwandte Aeußerungen findet man bei einer großen Anzahl feinster Kenner des Menschenherzens. Göthe sagt einmal: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten". Jean Paul klagt: „Viele Sünden gehen wie nächtliche Räuber ungesehen und mit sanften Mienen durch uns, weil sie sich nicht aus dem Kreise der Brust verlaufen und nichts Fremdes anzufallen und zu erwürgen bekommen". Und bei Rousseau lesen wir: „Das Volk zeige sich, wie es ist und es ist nicht liebenswürdig; aber die Weltleute haben alle Ursache, sich zu verstellen. Zeigten sie sich, wie sie sind, so würden sie wahrlich Grauen und Abscheu erregen". Darum ist

denn beides wahr: „Der verborgene Mensch des Herzens in dem unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes ist köstlich vor Gott" und: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken". Mit andern Worten, wir stehen vor der Thatsache, die das tägliche Leben uns immer von Neuem vorführt, daß das Reich des Sittlichen unaufhörlich im Kampfe mit der Sünde sich behaupten und durch die Hemmungen des Bösen sich durchringen muß.

15.

Wenn der Theologe das Capitel von der Sünde schreibt, dann weiß er, daß er seine Leser zu der ersten Ursache aller Tragödien hinführen soll und daß es der Unheilsschoß für das Leben der Menschheit ist, von dem er Rechenschaft geben muß. Denn die Schrift sagt: „Die Sünde ist der Leute Verderben" und „der Tod ist der Sünden Sold."

Unsägliche Wehmuth erfaßt den Menschenfreund, wenn er sich sagen muß, seit Jahrtausenden wird dieses Todesgeschick tagtäglich an so vielen Menschen erfüllt und ein Gefühl des Grauens packt das Herz, welches das auszudenken wagt. Den meisten Menschen naht sich die Sünde gleichwohl mit allen Reizen der Lieblichkeit wie mit Rosen geschmückt, ihren Giftzahn hinter lächelnden Lippen verbergend, ihre unerbittliche Grausamkeit gegen die Menschenseele verstellend in freundliche Dienstwilligkeit.

Aber wenn der Sprachgeist der Völker gar oft sinnigste und beachtenswertheste Wahrheit ausdrückt, indem er das Wesen der Dinge mit dem rechten Namen belegt (ich möchte

sagen aus dem unmittelbaren geistigen Anschauen derselben, in unmittelbarer Berührung des Geistes mit den Dingen), so ist es gewiß schon bemerkenswerth, daß die alten, classischen Sprachen die Sünde überwiegend als „Verfehlung“ hinstellen. Es verfehlt der Mensch sündigend sein Ziel, sein Glück, Alles, das liegt darin. Das deutsche Wort Sünde aber, von dem altdeutschen „Sunda“ abzuleiten, bedeutet Trennung. Das greift in der That in die Tiefe. Das ist das Wesen der Sünde: sie trennt, was zusammen sein sollte. Treffend ist es in der biblischen Gleichnißrede vom Thurmbau zu Babel ausgesprochen, wie die Sünde des Hochmuths zur Sprachverwirrung, zur Trennung der Menschen unter einander führen muß. Jede Sünde hat dieselbe Wirkung. Habsucht, Ehrgeiz, Ungehorsam, Lüge, Neid, Haß, Wollust, Mord: sie haben alle in ihrem Wesen das Trennende. Die Sünde reißt die Mutter von dem Kinde, reißt die Menschheit in Atome. Das Losungswort derselben ist: Jeder für sich! Sie führt also den Menschen in die Zelle, wo er allein ist, allein gilt, allein lebt, sofern das noch ein Leben ist, wo alles Andre und alle Andren für ihn nicht da sind. Der Sünder, sagt daher die Bibel, ist wie das von der Heerde verirrte und also getrennte, verlorene Schaf, der aus dem Vaterhause verlorene Sohn. Ja, die Trennung von Gott, ist das Verhängnißvollste, das Erste und Eigentliche im Wesen der Sünde. Der Mensch sollte in seinem Willen und Gemüth mit Gott eins sein. Er sollte die Liebe, die in Gott Allmacht ist, in seinem Leben abbilden als die auch in ihm Alles bestimmende und vermögende Macht. Das Sittliche in seiner Vollendung ist ja die Liebe. So ist die

Sünde das gerade Entgegengesetzte, Abfall und Trennung des Menschen von der Allmacht der Liebe in Gott, Empörung gegen sie und Verkehrung derselben in die Selbstsucht. Darum trägt sie auch auf allen ihren Stufen und in ihren ersten, verborgenen Keimen schon die Unseligkeit, die im Ausschluß von der Liebe liegt, in sich. Aber sie versteht es trotzdem, die Welt zu täuschen, theils indem sie sich hinter Lockungen verbirgt, ein geschminktes Angesicht zur Schau trägt, mit glänzenden Verheißungen bethört, theils indem sie sich harmloser gebehrdet als sie ist und selbst wenn sie in häßlichen Thaten hervorbricht, ihr häßliches Wesen mit der Eigenliebe, der Eitelkeit, der Selbstgerechtigkeit, dem sittlichen Leichtsinn wie mit ebensovielen Schleiern verhüllt. O sähen wir sie nur immer in ihrer ganzen Wirklichkeit, wie sie bis in's innerste Wesen des Menschen ihre Wurzeln hinabsenkt, das Lebensmark uns aussaugend, wir nähmen sie nicht so leicht und wären mehr auf unsrer Hut. So gern reden wir uns ein, unsre Sünde bestehe nur in einzelnen Verfehlungen. Und so gern übersehen wir dabei den Zusammenhang dieser einzelnen Verfehlungen unter einander und mit der sittlichen oder vielmehr sündigen Gesammtbeschaffenheit unsrer Gesinnung. Daß die einzelnen sündigen Thaten jedesmal mit zwingender Nothwendigkeit auf eine dauernde sündhafte Beschaffenheit unsrer Seele, unsres Willens zurückschließen lassen, daß jene nur die stets neuerwachsenden Schößlinge aus der wurzelhaften, zeugenden Sünde, der bösen Gesinnung sind, das haben wir zwar in der Bibel gelesen und in der Predigt gehört, aber das wollen wir bei uns selbst niemals anerkennen. Und hierbei wirkt noch ein besondrer Umstand mit. Wir

sehen es ein, daß eine größere Macht des Guten da sich noch bewährt, wo die Sünde im Herzen schon bekämpft und besiegt wird, ehe sie in Wort und That unheilschwanger in das Leben und in die Welt hinaustritt. Aus dieser richtigen, Jedem sich aufzwingenden Erkenntniß aber entnehmen wir nur zu leicht auch die falsche Beruhigung, als ob nur die im Herzen bleibende und ruhende Sünde überhaupt so schlimm nicht sei, während gerade sie der Heerd ist, von dem die verderblichen Flammen stets wieder hervorbrechen.

Es wäre daher wohl sehr wünschenwerth, wenn der sittliche, aus der christlichen Grundanschauung und dem Evangelium Jesu geschöpfte Ernst des Königsberger Philosophen überall verstanden und angeeignet würde. Denn indem Kant gerade die sündhafte Gesinnung zum Gegenstande seines eindringenden Denkens macht, zeigt er, wie sie stufenweise als Gebrechlichkeit, als Unlauterkeit und als Bösartigkeit sich vollendet. Auf der ersten Stufe ist der gute Wille wohl vorhanden, aber es fehlt ihm die Kraft zu siegen, er ist so gebrechlich, daß er zum Vollbringen nicht gelangt. Der unlautre Mensch aber mischt das Gute und Böse zusammen, so daß er etwa barmherzig ist auch aus Berechnung oder Eitelkeit oder Schwäche, und doch rechnet er sich seine Barmherzigkeit voll an. Vollends der bösartige Mensch spottet schon in seinem Herzen des Guten, und es herrscht in ihm allein die niedrigste Selbstsucht. Er thut nichts aus Liebe, sondern Alles, auch das gut Scheinende, aus Selbstsucht und so wird denn auch das Gute in seinen Händen zur Sünde verkehrt und er wird gleich den „übertünchten Gräbern,

welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths". (Mt. 23, 27.)

16.

Wenn nun aber schon die Uebel im natürlichen Leben den religiösen Glauben erschüttern können, indem Viele es nicht begreifen, wie doch die allmächtige Liebe, die liebende Allmacht eine solche Welt voller Schmerzen und voll des Todes schaffen könne, wahrlich, so kann die Sünde ja noch mehr den Zweifel erwecken. Wohin wir blicken, erhebt sie ihr Haupt, und wohin Menschenaugen nicht schauen, in den Herzen, da erst recht thront sie und zeigt sie ihr Angesicht ohne Scham, dem Besten fast überall bleibt sie beigemischt und es genügt ja „ein wenig Sauerteig, um den ganzen Teig zu durchsäuern".

Hat es nun nicht etwas überaus Räthselhaftes: in Gottes Welt diese Macht, dieses Verderben der Sünde? Wie ist es möglich, müssen wir fragen: der Mensch geschaffen zum Ebenbilde Gottes und doch so entartet, manchmal bis an die Grenze teuflischer Bosheit? Ein Shakespeare'scher Richard der Dritte eröffnet uns einen Blick in die Abgründe des menschlichen Herzens, daß wir schaudern und doch soll auch solch' Menschenherz einmal aus Gottes Hand hervorgegangen sein? Wohl schön heißt es im Anfang der Bibel: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte und siehe, es war sehr gut!" Aber leider lesen wir ebenfalls in der Bibel: „Die ganze Welt liegt im Argen!" (1 Joh. 5, 19.) Ja, wäre es nur so, daß die Sünde auf einen Theil der Menschheit sich beschränkte, daß wir eine in's Gewicht fallende Zahl von Heiligen in der Welt fänden!

Allein das ist nicht der Fall. Das Streben nach Heiligkeit zwar tritt vielfach mit großem Ernst hervor und es ist ein erhebendes Schauspiel für das religiöse Gemüth, ein Menschenleben zu verfolgen wie das eines Luther oder eines Jacob Böhme, in welchem der Wille so entschieden auf das Gute gerichtet ist. Und auch bei allem Vorherschen einer sittlichen Leichtfertigkeit und einer irreligiösen Weltlichkeit sind die „Stillen im Lande" wohl zu jeder Zeit die Vertreter eines höheren, geistigeren Lebens. Aber sie selbst bezeugen es auch immer am entschiedensten, wie wenig sie als Reine und Heilige gelten können. Je reger das Gewissen, desto lebendiger das Bewußtsein, daß wir allzumal Sünder sind".

So scheint es, als ruhe ein alter Fluch auf dem menschlichen Geschlecht, und als ob der Einzelne unter einem Verhängniß stehe, dem er nicht entrinnen könne, etwa wie Sophokles in seinen Schicksalstragödien es dargestellt hat. Aber wollen wir wirklich die Sünde von uns auf Gott zurückwerfen? Freilich ist das die Neigung, die sich so leicht im Menschen regt, die in der biblischen Erzählung schon Adam nicht unterdrücken konnte, indem er vor Gott sich damit verantworten wollte: Das Weib, das du mir zugesellet hast, gab mir von dem Baum und ich aß". (1 Mos. 3, 12.) Wie aber dürfen wir von dem die Sünde herleiten, der sie immerfort in uns und an uns richtet, von dem heiligen Gott, von welchem ebenso unser Gewissen, wie die heilige Schrift bezeugt: „Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt; wer böse ist, bleibet nicht vor dir" (Ps. 5, 5.)?

Nein, in uns selbst, in unsrer sittlichen Freiheit, in unsrer eigenen That müssen wir den Ursprung der Sünde suchen. Gott hat uns so geschaffen, daß wir sündigen können, nicht so, daß wir sündigen müssen. Wir werden allenthalben versucht, aber wir werden nirgends zur Sünde gezwungen. Keine Macht der Welt kann uns eine Sünde aufzwingen, wenn wir nicht selber zuvor zustimmen und sprechen: Ja, ich will es thun. Mag diese Zustimmung in der Gluth leidenschaftlicher Erregung uns oft im Augenblick kaum zum Bewußtsein kommen, so hat doch auch die übereilte That den Entschluß zur Voraussetzung. Oder darf man oft reden von Schwachheitssünden, so liegt in ihnen doch immer ein beklagenswerthes Nachgeben. Darüber kann keine eigene Beschönigung, keine beruhigende Verführungsrede uns täuschen. Denn das steht klar und deutlich in unserm eigenen Herzen geschrieben, weil wir uns schuldig fühlen, und weil die Schuld durch kein Deuteln und Künsteln hinweggebracht werden kann.

Oder hätte uns Gott etwa das ängstigende und quälende Schuldgefühl in das Herz gegeben nur als einen Stachel zum Vorwärtsstreben, nur als den Trieb der Sittlichkeit, wiewohl Gott zugleich die Sünde als den nothwendigen Durchgangszustand gewollt und als ganz berechtigt in seine Weltordnung aufgenommen hätte? Nein, unser Gewissen verurtheilt die Sünde unbedingt, in unserm Schuldgefühl ist sie durchaus gerichtet als unter dem Zorne Gottes stehend. Was Gott will, kann aber nicht zugleich ein Gegenstand seines Zornes sein. In Gottes Wesen kann nicht wie im Menschen ein Widerspruch bestehen und so lügt Gott uns nicht, wenn er uns im Gewissen ängstigt

über unsre Sünde und im Schuldgefühl uns sagt: die That ist euer; ihr habt die Sünde gewollt und vollbracht dem Willen und Gebot des heiligen Gottes zum Trotz! —

Allein, wie ist denn die allgemeine Verbreitung der Sünde bei der Freiheit des Menschen zu erklären? Warum entscheiden wir uns Alle für sie, Keiner gegen sie, auch nicht Einer? Eine Reihe von Umständen wirken hier offenbar zusammen. Denn müssen wir uns nicht immer wieder anklagen, daß auch wir jener Frage: „Sollte Gott gesagt haben?" (1 Mos. 3, 1) ein allzu williges Ohr leihen? Die Sünde giebt sich so gern einen Heiligenschein. Sie stellt sich uns, wenn irgend möglich, so dar, als wäre sie nicht im Widerspruch mit Gottes Willen, sondern entspräche unsrer von Gott uns gegebenen Natur. Und wie leicht regt sich überdies in dem Menschen ein trügerisches Gefühl der Unabhängigkeit von Gott, als ob Gott nicht sähe und hörte und zürnte, als ob er der ferne Gott sei, der sich um uns nicht bekümmere! Dann wollen wir alsbald nach unserm eigenen Belieben handeln und die im innersten Gefühl sich uns ankündigende sittliche Weltordnung Gottes weisen wir frevelnd von uns ab.

Aber auch, wenn wir so weit nicht gehen wollen, dann erfahren wir es doch auch an uns selbst immer wieder: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach". Nur langsam ringt der Geist in uns sich zur Herrscherstellung hindurch. Groß ist die Macht der Lust. Sie reizet und locket und versucht (Jac. 1, 14f.) und zerreißt endlich die heiligsten Bande. Die Sinne lassen sich entzünden und das Herz wird bethört. Und ist nicht das eigene Ich für uns immer wieder das Nächste? Die

eignen Freuden, Ehren, Mühen und Schmerzen bewegen unsere Empfindungen so sehr, nehmen uns so in Anspruch, daß nur allzuleicht die Selbstsucht wie eine schroffe Mauer oder ein fester Ring unsre Seele umschließt.

Denn um die allgemeine Herrschaft der Sünde zu begreifen, müssen wir auch noch die Bildsamkeit des Menschenherzens zum Guten und Bösen in Betracht ziehen, also die Veränderlichkeit unsrer inneren Beschaffenheit, aus welcher die Sünde ihrer Herrschaft eine Burg zu gewinnen weiß. Nämlich zuerst ruht die Sünde vor der Thür, dann schleicht oder drängt sie sich in's Herz hinein, dann wird sie hier groß und endlich allbestimmende Gebieterin. Das aber geht so zu: Es ist niemals der Fall, daß der freie Wille immerfort unberührt und unverändert gleichsam über dem inneren Herzenszustand schwebt. Sondern schon die erste und dann jede folgende böse That hinterläßt eine Spur an unserm Willen, sie bleibt als Schwergewicht an demselben haften und wenn Sünde auf Sünde folgt, so erlahmen die Flügel unsrer Freiheit, das Böse hat unsern Willen gefangen, geknebelt, zum Sklaven gemacht. Also tragen wir immer in uns ein überaus unseliges, lastendes Erbe der eignen bösen Thaten. Es ist wirklich so, wie es John Bunyan in seiner Pilgerreise zur seligen Ewigkeit schildert, daß wir unsere Sündenbürde tragen auf unserm Pfade, überall von derselben gehemmt und niedergedrückt. Leicht kommen wir in die Sünde hinein, aber so schwer heraus wie aus einem Labyrinth, wenn wir den Faden verloren. Und so kettet sich denn Schuld an Schuld, so häuft sich Last auf Last, wie wir es etwa in Shakespeare's Macbeth sehen. Wir wollten der Sünde

einen Augenblick nachgeben, sie aber bleibt gleich ein Leben lang bei uns. Wir wollten ihr nur die Hand reichen. Sie hält Hand und Herz fest.

Und ebenso übergreifend und fortwachsend zeigt sie sich nun auch in der gesammten Menschheit. Von einem Menschen, den sie erobert hat, dringt sie auf den andern, auf einen ganzen Kreis, auf Tausende siegreich ein. Ja, wartet nicht, wenn wir in's Leben eintreten, das Sündenerbe der Väter schon auf uns, um uns zu empfangen und wie ein Fluch durch das ganze Leben zu verfolgen? Mit Schrecken und Trauer und heißen Gewissensbissen sehen die Eltern ihre eignen Sünden in den Kindern wieder das Haupt erheben. Denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß ebenso wie die körperlichen Beschaffenheiten auch die geistigen Eigenschaften und auch die sinnlichen, lasterhaften, ja verbrecherischen Neigungen von Vater und Mutter auf die Kinder übergehen: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder!“ (Sir. 3, 11.) Aber auch abgesehen von diesem natürlichen Zusammenhang, wie so oft vergiftet der Anblick böser Beispiele, das Kennenlernen der Sünde bei Andern unschuldige Seelen. Nichts hat den großen Menschenfreund tiefer geschmerzt als diese Wahrnehmung, als diese tägliche Tragödie vor seinen und unsern Augen, das Aergerniß an den Unmündigen und Schuldlosen (vgl. Mt. 18, 6—10), durch welches in Verbindung mit der sittlichen Verwahrlosung immer wieder so unsagbar viel Elend über die Menschen gebracht wird.

Fassen wir endlich alles Gesagte zusammen, so finden wir zwar das Schuldgefühl einerseits und das Bewußt-

sein der allgemeinen Sündhaftigkeit andrerseits in uns und es schien das auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein. Allein, indem wir die Stimme unsres Schuldgefühls nur einmal ausreden ließen, sind uns auch unvermerkt alle die in uns selbst liegenden Wurzeln der allgemeinen Verbreitung der Sünde genannt. Und ein Widerspruch schien auf den ersten Blick die Sünde gegen das Dasein des heiligen und allmächtigen Gottes. Aber das mit der Sünde verbundene Schuldgefühl ist vielmehr ohne Gott völlig unerklärlich. Dieses ist ein Zeuge des lebendigen und heiligen Gottes in jedes Menschen Brust.

17.

Denn wir können es nicht in Abrede stellen — die Thatsachen unsrer eignen innern Erfahrung überführen uns — daß die Sünde unter dem Gericht Gottes steht.

Es ist wahr, ohne Gottes Zulassung könnte sie nicht geschehen. Insofern müssen wir ihr auch eine Stelle in der von Gott gewollten Welt einräumen. Als eine Möglichkeit will Gott sie um seiner höchsten Rathschlüsse willen, die nur in der Welt des Geistes und der Freiheit ihre letzten, herrlichsten Ziele haben können. Als eine Möglichkeit will Gott sogar die Sünde nicht nur in ihren schwachen Anfängen als irrende Fehltritte, sondern in ihrer vollen Erscheinung der Bosheit und Verderbtheit. Allein von ihrem ersten Anfang bis zu ihrer letzten Ausgeburt steht sie trotzdem unter Gottes verdammendem Urtheilsspruch. Immerdar vollzieht sich an ihr das sie vernichtende Gericht.

Denn sehen wir, wie sie mit einer inneren Folgerichtigkeit wachsend fortschreitet, um, je mehr sie ausgereift ist, auch als das Unheil und die Unseligkeit des Einzelnen wie ganzer Völker sich herauszustellen, dann müssen wir doch sagen: Gott hat sie gezeichnet vor allen Menschen und sie vor uns hingestellt als ein Wesen des Greuels. Und schmückt sie ihre Stirn tausendfach mit Gold und Edelsteinen, so trägt sie auf ihrem Rücken doch das Brandmal des Fluches und von ihrem Haupte wallt schrecklich das Schlangenhaar. Sie ist das Häsliche, wie sehr sie sich verkleide, das Furchtbare, wie sehr sie locke, das Unselige, wie lustig sie sich einführe. Denn „das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären". Gerade mit dieser Thatsache, in dieser Verkettung von Sünde mit Sünde ruft Gottes Stimme vor ihr her: flieh! o Mensch, flieh!

Und Gottes Gericht folgt der Sünde immer auf dem Fuße nach! Muß doch die biblische Erzählung vom Sündenfall auch in dieser Beziehung als der genaue Ausdruck der allgemeinen menschlichen Erfahrung anerkannt werden. Die ersten Menschen haben zwar zögernd, dann aber vollständig der listigen, verheißenden Schlange d. i. der Sünde nachgegeben. Alsbald aber wurden ihre Augen aufgethan. Sie schämten sich, und als Gott im Garten erschien, fürchteten sie sich und versteckten sie sich. Sie versteckten sich, weil ihre Schuld ihnen offenbar geworden war. Denn die Schuld läßt sich nicht verstecken, wenn sie einmal da ist. Furchtbar erhebt sie ihr Haupt, und mit schreckender Stimme dringt sie in uns ein: „Was hast du gethan?" Und Scham und Schuld treiben so ver-

eint den Menschen von Gottes Angesicht, das flammende Schwert der drohenden Gottesstrafe scheucht ihn aus Eden's Frieden. (Vergl. Joh. 3, 18 ff.). Und da die Scham über uns selbst nichts andres ist als das Bewußtsein, daß wir uns selbst herabgewürdigt haben, so kann sie zur Verzweiflung sich steigern, zu dem Gefühl: ich habe mich so tief erniedrigt, daß ich mich nie mehr erheben kann. Das ist die Todesangst des Sünders. Ebenso die Schuld, da sie als ein beständiger Druck auf dem Menschen lastet, so kann sie zur unerträglichen Qual werden. Die Furien jagen den Sünder erbarmungslos vor sich her und gönnen ihm keine Rast. Das ist die Todesnoth des Sünders.

Aber wer gewahrt trotzdem nicht inmitten dieses wesenhaften, geistigen Todes den rettenden Lebensstrom? Was ist denn diese Scham und dieses Schuldgefühl anders als das Anklopfen des nahenden Gottes an die in der Sünde verschlossene Herzensthür des Menschen? Der sündige Mensch hat sich von Gott getrennt, hat seinen Willen dem göttlichen entgegengesetzt. Oder anders ausgedrückt: er hat sich vom Sittlichen, vom Guten abgewandt. Aber gleich muß er es fühlen, daß Gott ihm doch noch nahe ist, und daß das Sittliche, das Gute doch noch Anspruch auf ihn erhebt und ihn nimmermehr losläßt, sich vielmehr auf ein ewiges Recht stützend ihm naht mit einem gebieterischen: „du sollst!" oder „du sollst nicht!"

So erhebt sich inmitten der sündigen Welt die heilige Macht und Majestät des Gewissens. Und wie bedeutsam ist diese Macht! Denn sie ergreift jeden Einzelnen, sie bildet das unverlierbare Erbteil der Menschheit im Ganzen und sie kann auch in den Zeiten des tiefsten, sitt-

lichen Verfalls nicht untergehen, da sie vielmehr gerade dann eine Unterströmung des irrenden Menschenlebens ausmacht, die in jedem Augenblicke wieder die Oberhand gewinnen kann.

18.

Und so führt uns die Betrachtung der Sünde und der mit ihr verbundenen Erscheinungen von selbst wieder zurück auf einen heiligen Boden. Mitten im Reich des Bösen zeigt sich die Macht Gottes. Denn wo träte diese jedem Einzelnen näher, wo würde sie allgemeiner in ihrer Allgegenwart erfahren als im menschlichen Gewissen?

Es will doch Niemand für gewissenlos gelten. Unwillkürlich entschlüpft gelegentlich auch dem Zweifler und Ungläubigen die Berufung auf das Gewissen. Und doch ist dieses ganz sicher eine wesentlich religiöse Erscheinung. Man rechnet darauf, daß je religiöser die Menschen sind, desto mehr sie auch in ihrem Gewissen sich gebunden fühlen, während man dem Gewissen der Gottesleugner von vornherein mißtraut. Und das ist wohl begründet. Denn mit Recht faßt der Apostel Paulus das Gewissen seinem eigentlichen Wesen nach als das in die Herzen aller Menschen geschriebene göttliche Gesetz. Alle Menschen haben nicht nur das Vermögen, Gutes und Böses zu unterscheiden, wie sie Licht und Finsterniß oder Lust und Schmerz oder ähnliche Gegensätze unterscheiden. Sondern das Reich des Sittlichen macht sich ihnen auch im unmittelbaren sittlichen und religiösen Gefühl als unabweisbare Forderung, als ein göttliches Gebot geltend. Darum brauchen Tapferkeit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, Wahrhaf-

tigkeit, Treue und Barmherzigkeit nur genannt zu werden und ihr fühlt gleich ihren Werth, es regt sich in eurem Herzen unbedingte Zustimmung, freudige Bewunderung. Unsre Herzen lieben diese Tugenden. Und so allgemein wird dies vorausgesetzt, daß auch der tiefgesunkenste Mensch wenigstens aus Klugheit sich mit einem Tugendschein umgiebt. Darum sagt Jesus Sirach (c. 24). Vor allem Volke rühme und preise sich die Weisheit selbst. Allen sage sie es, sie sei „wie ein Palmbaum am Wasser und wie die Rosenstöcke, so man zu Jericho zieht". „Mein gedenken ist süßer denn Honig und mich haben süßer denn Honigsein. Wer von mir isset, den hungert immer nach mir, und wer von mir trinket, den dürstet immer nach mir." Das sagt Jesus Sirach von der Weisheit, die vor allen Dingen Lebensweisheit ist und die den sittlichen Geist in sich befaßt. So allgemein ist also das Gefühl für das Rechte, das Bewußtsein um das Gottgefällige und von Gott Geforderte. Man darf daher sagen: Gott hat in die Menschenherzen mit unauslöschlicher Schrift ein: du sollst! hineingeschrieben. Das ist das Gewissen. Paulus sagt, Gott könne dereinst im Gericht sogar die eigenen Gedanken der Heiden als deren Ankläger oder Vertheidiger auftreten lassen, weil nämlich diese ihre Gedanken selbst schon mit dem Bewußtsein der Schuld oder Unschuld, des Bösen oder Guten verbunden sind. (Das ist nämlich nach dem Urtext der Sinn von Röm. 2, 14 und 15). Und welch ein schlagender Beleg zu dieser christlichen Auffassung ist es, wenn Sophokles, der heidnische Grieche, seiner Antigone gegenüber dem König Kreon die schönen Worte leiht:

„Nie glaubte ich, daß dein Herrscherwort die Sterblichen zwingen könnte, diejenigen Gesetze zu übertreten, welche nicht geschrieben sind und nimmer trügen. Denn sie sind ja nicht von heute und gestern, von Ewigkeit sind sie her und leben fort und keiner kennt ihren Ursprung. Sie wollt ich nicht aus Furcht vor Menschenurtheil verletzen und nicht die Strafe des Treubruch's von den Göttern erdulden. ... Wenn ich den Leichnam da, den Sohn meiner eigenen Mutter unbeerdigt lassen wollte, so müßte meine Lieblosigkeit mir bittere Schmerzen bereiten; mein Tod schmerzt mich nicht." Und ähnlich sprach ja auch Sokrates in seiner Vertheidigungsrede, die seine Todesrede wurde, von einer Stimme, einem „Göttlichen" in ihm, welches ihm immer widerstehe, wenn er etwas nicht auf die rechte Weise thun wolle. Daß ihm diese Stimme bei der Rede, durch welche er, wie er wohl wußte, seinen Tod besiegelte, nicht widerstrebte, das war ihm ein großer Trost und der Beweis, daß er auf dem rechten Wege sei. Und ebenso stark und klar war sein Bewußtsein darüber, daß er Gott einen Dienst leiste, wenn er die Menschen zur Selbsterkenntniß führe und sie bewege für ihre Seele zu sorgen, daß sie sich wohlbefinde. Also Beides, daß das Böse widergöttlich, von Gott verboten sei, und daß das Gute göttlich, von Gott geboten sei, entnimmt Sokrates seinem Gewissen. In seinem Gewissen tritt ihm das ungeschriebene, lebendige Gesetz Gottes entgegen.

Diese Beispiele zeigen uns zugleich auf eine allgemeingültige Weise, wie im Gewissen das Sittliche sich dem Menschen gebieterisch naht. Es bezeugt sich uns da als

das unbedingt und unter allen Umständen Geltende. Ob auch das Leben selbst auf dem Spiele stehe, das Sittliche bedeutet mehr, die Sünde ist schlimmer als der Tod, wie Antigone und Sokrates es fühlen und aussprechen.

So ist das Gewissen der Trieb, aus dem die sittliche Persönlichkeit, der sittliche Charakter erwächst, es ist der Weg, auf dem das Reich des vollkommenen Sittlichen im einzelnen Menschengeist und Menschenleben zur fortschreitenden Verwirklichung gelangt. Und zwar geschieht dies wesentlich auf eine doppelte Weise. Erstens wohnt dem Gewissen allezeit eine Achtung gebietende Majestät inne, so daß es nicht ohne geheime Furcht, nicht ohne das Gefühl des Unrechts und der Verschuldung überhört und bei Seite gesetzt werden kann. Es verhängt insofern, wie wir schon gesehen haben, über den Sünder stets ein unmittelbares und unentrinnbares Gericht und erschüttert den Frevler, der sich seiner gelungenen Missethat freuen möchte, mit der Frage: „Was hast du gethan?!" Zweitens aber wohnt im Gewissen immer auch die geistige Schönheit und Herrlichkeit des Guten, so daß die ihrem Gewissen folgenden Menschen von einem unbeugsamen Muth, von freudigster Begeisterung und dem Gefühl einer unbedingten Sicherheit beseelt sind. Insofern gewährt das Gewissen dem die Sünde fliehenden und besiegenden Menschen stets den unmittelbaren und großen Lohn des Seelenfriedens. Es wird also dem Menschen an den Regungen des Gewissens klar die Nothwendigkeit und zugleich die Schönheit und Erhabenheit der Aufgabe, sich selbst sittlich zu bilden und in der Welt für das Gute einzutreten.

Auf solche Weise greift das Gewissen mit seiner geistigen Macht tief in das Leben der Menschheit ein. Denn was vermöchte ohne dasselbe z. B. die Erziehung, da diese ihre beste Hülfe in dem inneren göttlichen Trieb der Herzen suchen muß? Und was würde ohne dasselbe aus der öffentlichen Sittlichkeit? Wo die Staatsgesetze keine Macht haben, richtet das Gewissen für jeden Menschen Gesetz und heilsame Schranken auf und hemmt so den Lauf der Sünde. Und woher sind die großen geistigen Fortschritte der Menschheit entsprungen? Vom Gewissen getrieben lehnt sich der Einzelne gegen die verderbte Volkssitte und selbst gegen das Staatsgebot auf, um der wahren Sittlichkeit Bahn zu brechen oder wenigstens ihr Recht zu behaupten wie Antigone es that. Ebenso der im Gewissen gebundene Geist zersprengt den Bann einer Kirche, die in Mißbräuche und Lüge versunken ist, wie es zur Zeit der Reformation geschehen ist.

19.

Aber wie schwer und wie unerbittlich ist der Kampf zwischen dem Reich des Sittlichen und der Sünde! Vermag diese es doch, mit ihren verderblichen Künsten selbst das Gewissen zu verwirren und sich dienstbar zu machen. Franz Ravaillac stieß König Heinrich IV. das Messer durchs Herz in der Meinung, eine gute That zu thun, und ertrug darauf die furchtbarsten Folterqualen, ohne Mitschuldige anzugeben. Der kirchliche Fanatismus dieses Mannes hatte vor seinem Gewissen das Verbrechen zum verdienstlichen Werk gestempelt.

Solche Thatsachen mahnen uns vor allem, in unserm Urtheil über andre Menschen vorsichtig zu sein, nicht gänzlich zu verdammen, auch wo wir nur Verdammliches sehen. Unserm Blick verbirgt sich so leicht die edle Regung, der Rest des Guten im Menschen, darum „richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" Wir sehen hieraus aber auch: das Gewissen selbst ist bildsam. Die Einflüsse, unter denen wir aufwachsen, die Gedanken und Ueberzeugungen, die wir in unserm Geiste hegen, machen sich auch an dem in jeder Gewissensregung sich aussprechenden sittlichen Urtheil geltend. Der Anblick des Bösen von Jugend an stumpft das sittliche Gefühl ab. Die im Elend und inmitten der sittlichen Versunkenheit einer Großstadt aufwachsende Jugend wird in der Regel der Roheit und dem Laster fast kampflos verfallen.

Diese Thatsachen führen uns zu der Erkenntniß, daß wir in den einzelnen Regungen „unsres" Gewissens noch nicht unmittelbar und rein Gottes Stimme vernehmen. Es ist auch Zuthat vom Menschen dabei und um so mehr, je weniger ein von der Sünde ergriffenes Herz im Stande ist, Gottes Antriebe rein in sich aufzunehmen und kräftig festzuhalten. Wirklich ist es die lebendige und unmittelbare Gegenwart Gottes als der gesetzgebenden, heiligen Geistesmacht, deren wir in allen sittlich bedeutungsvollen Augenblicken unsres Lebens inne werden. So haben alle Regungen unsres Gewissens zur Voraussetzung eine verborgene, unmittelbare und anregende Berührung unsres sittlichen Gefühls mit dem göttlichen Geiste. Aber in ihnen selbst, in den Regungen eben unsres Gewissens haben wir nun nicht mehr Gottes heilige Willensmacht allein, sondern uns

selbst, von ihr in Bewegung gesetzt: Gottmenschlich, religiös ist das Wesen des Gewissens. Das Göttliche schauen wir also in dem mehr oder minder getrübten eigenen, sittlichen Gefühl wie in einem mehr oder minder unklaren oder unvollkommenen Spiegel. So begreifen wir die Möglichkeit eines irrenden Gewissens. Das Irren ist aus uns, aus unsrer Sünde, das Gefühl aber eines unbedingt verpflichtenden, heiligen Willens über uns bleibt unter allen Umständen der Wahrheitsrest auch im irrenden Gewissen. Wie viele Menschen verkehrt und verworren denken, aber dadurch die allgemeine Gültigkeit der Denkgesetze und ihre Wahrheit nicht aufgehoben wird, so ist es ähnlich bei dem irrenden Gewissen. Und es wiederholt sich also hier auf dem Gebiete des Geistes, was in der Natur ebenfalls uns überall entgegentritt, daß Veredelung und Entartung den auf- und abfluthenden Wogenschlag des Lebens bilden. Es kann daher eine gute Erziehung viel helfen, es können aber auch ungünstige Umgebungen und Einflüsse viel verderben, daß unser Gewissen entweder ein reiner oder umgekehrt ein trüber Spiegel des heiligen Gotteswillens werde, ja ganz abstumpfe und absterbe.

Darum aber auch je weiter von Gott getrennt, desto ohnmächtiger das Gewissen! Und mit Recht mißtrauen wir also dem Gewissen der Gottesleugner. Denn der Gottesleugner bestreitet ja grundsätzlich, daß ein unbedingt verpflichtendes Gesetz und ein unbedingt verpflichtender Wille, dem er Gehorsam schuldig sei, über ihm stehe. Gerade der eigenthümlich religiöse Charakter des Gewissens macht ja die Stärke desselben aus. Aus diesem Grunde, weil wir uns religiös von Gott im Gewissen er-

regt und ergriffen fühlen, treibt es uns so mächtig, erschüttert und gebietet es uns. Der Unglaube daher, der Gott leugnet, nimmt auch dem Gewissen seine Majestät, so weit er es vermag. Aber freilich nur um so mehr ist es ein Zeugniß des lebendigen Gottes, dessen Dasein und Wirken wohl vom Unglauben verleugnet, aber nicht aufgehoben werden kann, daß auch die Zweifelnden und sogar entschieden Ungläubigen, die Gottesleugner keineswegs sich gänzlich der Macht des Gewissens entziehen können. Das Gewissen ist eben eine Wirklichkeit, die zwar in ihrer Erscheinungsweise von den Meinungen der Menschen stark beeinflußt werden kann, die aber auch wieder über allen Meinungen steht und ihnen zum Trotz ihre Kraft bewährt. Und so bleibt Gott selbst immer der heilige Erzieher aller Menschen, da er durch das Gewissen noch heute wie am ersten Schöpfungstage den Menschen mit der Hand der Liebe nach seiner Aehnlichkeit bildet. Wie groß die Macht der Sünde daher auch sei und wie fern uns noch immer das Reich des vollkommenen Sittlichen erscheine, das Gewissen der Menschheit hat schon alle Sünde als das Unrecht gerichtet und alles Gute als das Recht im höchsten Sinn geheiligt. Und wie im Reich des vollkommenen Sittlichen kein Zweifel sein könnte an der Wirklichkeit des erhabenen Gottes als der allmächtigen Liebe, so ist das Gewissen, welches das Sittliche unbedingt fordert, der Zeuge Gottes in jedem Menschenherzen. Es bezeugt uns insbesondre, daß Gott der Heilige ist, und daß er sich um Jeden kümmert als der große Menschenhüter und Erzhirte und Erzieher jeder Menschenseele. Es bezeugt uns damit ferner seine Güte

und daß wir ihm werth sind. Gerade weil unser Gewissen uns warnt, mahnt und straft, sollte uns das Wegwerfen unsrer selbst, das schwachherzige Verzweifeln nie in den Sinn kommen, da wir eben daraus wissen können, wir sind Gott werth, er müht sich um die Schönheit und den Frieden unsrer Seele. Weil wir aber auch gar nichts thun, reden oder denken können, ohne daß wir diesen heiligen, unsichtbaren Rather, Warner und Richter vernehmen, so müssen wir auch gewahr werden, daß wir immer vor dem Allwissenden und Allgegenwärtigen wandeln, vor dem auch „die Nacht leuchtet wie der Tag und Finsterniß ist wie das Licht". (Ps. 139, 12.) Hieraus ergiebt sich uns dann aber auch das ernste Bewußtsein um die Verantwortlichkeit unsres ganzen Lebens und jeder einzelnen That, wie sie der fromme Dichter des Parcival empfunden hat:

Dem Höchsten wehret keine Schranke.
Dem Blick der Sonne wehrt Gedanke.
Gedank' ist ohne Schloß versteckt,
Vor aller Creatur verdeckt,
Gedank' ist finster, ohne Schein:
Doch Gottes Klarheit blitzt hinein.
Sie leuchtet durch die finstre Wand,
Sie kommt verhohl'nen Sprungs gerannt,
Der nicht toset, der nicht klingt,
Wenn er in die Herzen dringt.
Sei Gedanke noch so schnelle,
Eh' er von des Herzens Schwelle
Kommt, ist er durchgründet:

Gott wählet, die er würdig findet!
Da Gott Gedanken selbst durchspäht,
Weh' dem, der sünd'ge That begeht!

20.

Ist uns aber, wie wir nun gesehen haben, das Gewissen eine innere Offenbarung des lebendigen Gottes, ein inneres Licht, herkommend aus dem, der das ewige Licht der Welt ist, so tritt an die Seite desselben weiter auch noch eine äußere Offenbarung in den äußeren Erfahrungen unseres Lebens. Denn in dem Leben des Einzelnen wie in der Geschichte der Völker erkennen wir eine waltende Gerechtigkeit, die mit dem heiligen Geistestrieb des Gewissens stets in einem innigen Bunde steht, und die uns auf ein neues Gebiet hinüberführt, dem Gott seine Spuren allezeit unverkennbar deutlich und unwiderstehlich kraftvoll einprägt.

Oder ist es nicht von jeher so gewesen, daß die Tugend die Verheißung des Glückes, das Laster dagegen die sichere Aussicht des Verderbens hat? Dort die Kränze des Lohnes und des Segens, hier die Ruthe der Züchtigung und der Strafe! Kann man diese Thatsache im Allgemeinen verkennen und in Abrede stellen? Die Erfahrungen und die Geschichte in ihrem ehernen Gange legen ein zu gewichtiges Zeugniß dafür ab. Den Würdigen strömt der Segen zu, aber es rächt sich jede Schuld auf Erden. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben". (Sprüch. 14, 34). Oder warum sorgen Eltern um einen leichtsinnigen, trotzigen, zuchtlosen Sohn mit banger Sorge, warum ist der edle und tüchtige Jüngling die

Hoffnung der Seinen? Mit welchem Rechte segnet der Arme den Menschenfreund, der ihm half? Warum glaubt man, daß auf dem Bösewicht und seinem Leben ein Fluch liege, der sich wohl auch auf Kinder und Kindeskinder forterbt und immer wieder mit vollen Händen Verderben aussäet? Ganz offenbar ist dabei doch immer die stillschweigende Voraussetzung, daß dem Boden des Guten, des sittlich reinen Geistes die wahren Freudenernten entsprießen, und daß

> Ueber Schuld und Unschuld lichtverbreitend
> Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt.

In zahllosen Wendungen hat die heilige Schrift dieser Wahrheit Ausdruck gegeben und in Sagen, Sprichwörtern, Dichtungen, in jeder Staatsordnung bekennt sich der Geist der Völker zu dieser Wahrheit. Das ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung, der so lange wie das Gefühl für Recht und Unrecht in der Menschheit lebt. Er spricht es aus: nur im Guten sei Lebenskraft, aber das Böse sei dem Untergange geweiht, darum wer dem Guten sich ergebe, der erwähle das Leben, wer dem Bösen anheimfalle, der sei dem Tode geweiht. So schildert's der erste Psalm: Der Gerechte „ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl. Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet". Und so hat es Gellert beschrieben:

> Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
> Ein heitrer Weg durch Auen;

Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zuw Entzücken.

Welch eine kräftige Stütze findet der Antrieb des Gewissens in solcher Erfahrung! Das Gewissen ist für Viele nur eine leise, flüsternde Freundesstimme, deren liebevoller Rath im Drang des Lebens und in der Hitze der Leidenschaft verachtet wird. Aber das Verderben, welches als reife Frucht vom Baum der Sünde fällt, das ist für Viele ein lauter Warnungsruf, eine schreckende Drohung, wie der Segen, der auf dem Pfade der Tugend verheißungsvoll winkt, eine wirkungsvolle Lockung ist. Wer aber darf in dieser waltenden Gerechtigkeit, in dieser sittlichen Weltordnung, die ewig unveränderlich bleibt, die Absicht des liebenden Vaters leugnen, der seine Menschenkinder in sein heiliges und seliges Leben hineinziehen will? Ist das Gewissen in seinen ernsten Mahnungen das erste Gericht Gottes über das Böse, die erste Hülfe für die Verwirklichung des vollkommenen Sittlichen auf Erden, so ist die waltende Gerechtigkeit ein zweites Gottesgericht, welches auch dem stumpfen Sinn in Flammenschrift die ewige Wahrheit offenbart: „Gott, du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist bleibet nicht vor dir!“ und sie ist die zweite mächtige Hülfe, daß das Gute bei den Menschen im Preise steige. —

21.

Allein nicht immer vermag unser Auge die waltende Gottesgerechtigkeit im irdischen Geschehen wieder zu erkennen. Oft vielmehr in den drangvollen Verwickelungen des Lebens scheint das Böse zu triumphiren oder auch anstatt der sittlichen Weltordnung scheint nur die natürliche zu gelten und ohne Rücksicht auf Gute und Böse sich zu vollziehen, so daß man die waltende Gottesgerechtigkeit in den Geschicken der Menschen nicht mehr erkennt. Schont doch der eherne Tritt des Krieges auch die Unschuldigen nicht. Rafft doch die schleichende Seuche Edle und Schlechte zugleich hinweg. Die sorgfältigste Elternliebe muß an den Gräbern theurer Kinder trauern, während da, wo die Kindesseelen verwahrlost werden, der Engel des Todes vorübergeht. Hier muß das reinste Streben an der Ungunst der äußeren Verhältnisse zerscheitern, aber das Bubenstück eines Verworfenen erzielt vollen Erfolg.

Und auch diese Erfahrungen wiederholen sich täglich auf Erden und sie machen gerade auf denkende Menschen und auf fromme und zarte Gemüther einen tiefen und erschreckenden Eindruck, so daß selbst ein Hiob ausruft: „Ach, wenn ich daran denke, wie wird mein Fleisch dann von Entsetzen durchzittert und erschüttert! Siehe, die Frevler bleiben am Leben und nehmen zu an Alter und Macht und sehen ihre Kleinen geschaart, ihre Kinder spielen vor ihren Augen, ihr friedliches Haus kennt keine Angst: Wo trifft sie denn die Ruthe des Herrn?" (c. 21, 6 ff.). Spricht aber ein Hiob in solcher Weise, dann sehen wir wohl, wie sehr der Eindruck solcher Erfah-

rungen den Gottesglauben gefährdet, wie leicht die Menschen dadurch an der Liebe und Gerechtigkeit Gottes irre werden können.

Aber es gehört zu dem Schönsten und Tiefsten in Göthe's Iphigenie, daß diese ihren Glauben wanken fühlt in dem Augenblicke, da sie selbst durch die Noth so furchtbar versucht wird, ihr reines Innere durch ein „doppelt Laster" zu beflecken, das heilige, anvertraute Bild zu rauben und den Mann zu hintergehen, dem sie Leben und Schicksal verdankte. In diesem Augenblick, da sie die Bahn des Guten aus Noth, wie sie noch meint, zu verlassen im Begriffe steht, tönt es wieder vor ihren Ohren das alte Lied, das die Parzen grausend sangen, daß nämlich das Menschengeschlecht die Götter fürchten müsse, weil die Götter ihre Herrschaft nach Willkür gebrauchen, weil sie zürnend gerade am ehesten die, welche sie zu sich erhoben haben, „geschmäht und geschändet in nächtliche Tiefen" stoßen, und weil die einmal Verworfenen dann im Finstern gebunden, „vergebens harren gerechten Gerichtes".

„Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehemals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehen.

Die in diesem Liede ausgesprochene, düstere, von Haß gegen die göttliche Weltleitung durchdrungene Anschauung tritt also der Iphigenie nahe in demselben Augenblick, in welchem ihrem reinen Sinn mit übermächtiger Versuchung

das Böse naht. Darum ist von Göthe auch bedeutungsvoll beides in die eine Bitte der Iphigenie zusammengelegt:

„Rettet mich
Und rettet euer Bild[1]) in meiner Seele!"

Mit andern Worten ausgedrückt, der Zweifel an Gott kommt immer irgendwie mit der Schuld zugleich in die Menschenseele. Und wird nur die Schuld ferne gehalten, dann weichen auch die düstern und gotteslästerlichen Gedanken Denn nicht unsere Erfahrungen von Außen, sondern die im Herzen lauernde Sünde, der Hochmut, die irdische Gesinnung, die Anbetung des eigenen Ich scheiden den Menschen von Gott an jedem Scheidewege, an den der Erdenpilger nur gelangen mag. Auch Lenau deutet auf diesen Zusammenhang hin und schildert darum richtig die traurige Wirklichkeit in so manchem Lebenslauf, indem er seiner Dichterharfe die klagenden, düstren Töne entlockt:

Die feindlichen Naturgewalten
Umdroh'n den Wandrer . . . .
An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsterniß.
Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue.
— — — — — — — — —

1) Gemeint ist der Götter Bild.

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt. (Aus Savonarola.)

22.

Aber mag der Fromme dem göttlichen Leiten, wohin es auch führe, getrost sich fügen, mag er für sich selbst still und hoffnungsvoll ausharren, um ihn her ertönen so ganz andre Stimmen: „Oeffne nur die Augen! siehe an die wirkliche Welt mit ihrem blinden Geschick und bekenne mit uns: es ist kein Gott!" Er wird auch diesen Zweifelnden und Ungläubigen gern antworten wollen. Wie lassen sich denn alle jene schmerzlichen Thatsachen auf dem Gebiete des natürlichen und sittlichen Lebens, die Uebel in der Welt und die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im menschlichen Leben mit der waltenden Gerechtigkeit Gottes, ja mit der Allmacht seiner Liebe zusammendenken? Gewiß, eine Anschauung, wie sie im Lied der Parzen ausgesprochen ist, kann gar nichts andres als nur den unfrommen und sündhaften Zustand des Herzens, aus welchem es gedichtet wäre und dessen wahres Empfinden es wiedergeben würde, bezeugen. Nur aus sündhaftem Herzenszustand kann solch ein Gottesbild hervorgehen, in welchem die allmächtige Liebe in allmächtige Selbstsucht und allmächtigen Haß oder wenigstens in die kalte Gleichgültigkeit des Allmächtigen gegen die kleinen, seiner Herrlichkeit fernen Menschen sich verwandelt. Damit trägt der Mensch nämlich sein eigenes, trübes Wesen hinein in das strahlende Gottesbild und entstellt es dadurch in sein Gegentheil.

Aber müssen wir demnach diese im „Pessimismus“ unsrer Tage wiederkehrende, düstre Verzweiflungslehre ansehen als eine Ausgeburt eines ungesunden Herzenszustandes, wäre dieser auch mit einem noch so glänzenden Verstande gepaart: so könnte man doch wohl fragen, ob es überhaupt möglich sei, eine dem christlichen Glauben entsprechende, überzeugende Lösung zu gewinnen. Auch mahnt im Voraus das Schriftwort wiederum zur Bescheidenheit: „So viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken“. (Jes. 55, 9.) Allein dennoch die Gedanken Gottes nachzudenken ist nicht nur ein hohes und erhebendes Vornehmen des menschlichen Geistes, sondern auch ein unabweisbares Bedürfniß des menschlichen Herzens, wie die stets erneuerten Versuche, Gottes Weltleitung auch vor dem zweifelnden Verstande zu rechtfertigen, zur Genüge beweisen.

Und in der That eine dreifache Betrachtungsweise, von denen jede neben den andern bestehen kann, die sich stufenweise über einander erheben und sich gegenseitig ergänzen und stützen, führt uns zu einer Auffassung aller unsrer Erfahrungen, welche die Weltleitung Gottes unter allen Umständen mit Loben und Danken anbetet.

Die erste Betrachtungsweise begegnet uns schon im alten Testament in dem Buche Hiob. Nach vielen sinnvollen und tiefen, aber zum Theil auch zweifelnden, zum Theil noch die einseitige Auffassung der Juden wiedergebenden, immer poesiereichen Reden der Menschen über die waltende Gottesgerechtigkeit in unsren Geschicken erscheint endlich, herausgefordert von Hiob, der Herr selber

auf dem Plan. Und Gott ergreift das Wort, um den ungläubig zagenden und unfromm klagenden Dulder durch die große Gottesschöpfung zu führen, ihm daselbst auf Schritt und Tritt die Wunder seiner Werke, die Beweise seiner Allmacht und Weisheit vor die Augen zu stellen und in Allem seine Gottesmajestät dem murrenden und in Trotz sich auflehnenden Menschenkinde zu enthüllen. Und was alle Belehrungen der Freunde und alles eigne Sinnen und Grübeln nicht vermocht hatten, das bewirkt diese Selbstoffenbarung Gottes bei Hiob. Hiob beugt sich nieder in Demuth: „ich habe unweislich geredet, das mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.... Ich hatte von dir mit den Ohren gehört; aber nun hat mein Auge dich gesehen. Darum schuldige ich mich an und thue Buße in Staub und Asche". (c. 42, 3 u. 5 f.) Bei dieser Betrachtungsweise bleiben alle Räthsel der göttlichen Weltleitung bestehen, der Mensch bescheidet sich, daß er sie nicht begreifen kann. Aber sie beunruhigen sein Gemüth nicht mehr. Denn von dem für ihn Unerforschlichen flüchtet er sich mit seinem Glauben zu den offenbaren Werken der göttlichen Allmacht und Weisheit. Mag er selbst daher noch Schatten sehen oder mögen Andre ihm immer wieder Dunkelheiten zeigen, so ist sein Auge doch hell genug, um die Lichtstrahlen der Gottheit in der Welt zu gewahren. Und durch die Demuth, mit welcher er dem unbegreiflich majestätischen Gott auch auf dunklen Wegen und in schmerzlichem Geschick sich beugt, senkt sich ihm unvermerkt das hohe Vertrauen in's Herz:

> Der Wolken, Fluth und Winden
> Bestimmte Lauf und Bahn,

Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann. —

Die zweite Betrachtungsweise sucht doch dem Räthselhaften in der Weltleitung mit einem kühneren Muthe beizukommen, indem sie darauf achtet, daß es mit dem göttlichen Schöpfungsplan und -Werk zugleich nothwendig verbunden ist. Der Schöpfer wollte eine wirkliche und nicht eine Scheinwelt in's Dasein rufen, er wollte und will Dinge und nicht Schatten von Dingen. Daraus ergiebt sich ja mit Nothwendigkeit, daß die Dinge sich ihrem inneren, in Gottes Willen begründeten Wesen gemäß auswirken und daß wir Menschen, weil wir mit unserm natürlichen Sein mitten in dem Wirkungsbereich, in der Verkettung der natürlichen Kräfte stehen, uns diesem Zusammenhang nicht entziehen können. Also rafft die Kugel in der Schlacht, während der Nichtswürdige verschont bleibt, den Braven hinweg und in die Tiefe des Meeres reißt der Strudel die schiffbrüchigen Menschen ohne Wahl. Also überwältigt die entmenschte Wuth wilder Feinde die Schuldlosen und mit Gold wird Gerechtigkeit und Treue besiegt. Dort ist es das Reich der Naturnothwendigkeit, hier ist es die Gewalt des Bösen, welcher der Einzelne erliegt, weil es eine wirkliche Welt dort strenger Gesetzmäßigkeit, hier der Willkür sittlich beanlagter, frei sich entscheidender Wesen ist, darin wir nun einmal leben. Aber wie in der Welt der Dinge mit ihrer strengen Gesetzmäßigkeit nichts gegen Gottes Ordnung geschehen kann und wie in der sittlichen Welt Gott immer auch noch unmittelbar die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, wie alles Geschehen in der Welt also von Gottes Willen beherrscht,

geordnet und geleitet wird, so ist es ein Trost im Sturm und Sterben: Wir sind in Gottes Welt, „Gott sitzt im Regimente und führet Alles wohl“. Wenn nun auch unser Glück zerschlagen wird von roher Gewalt und auch an uns es sich erfüllt: „Von Erde bist du genommen und zur Erde sollst du werden“, so beugen wir uns einer Nothwendigkeit, von der wir wissen, daß sie im unauflöslichen Zusammenhang steht mit allem Guten, was wir je genießen, mit unserm Dasein selbst und mit unsrer höchsten Lebensfülle, und daß sie begründet ist in dem Willen dessen, der auf uns „mit Strömen der Liebe geregnet“.

Die dritte Betrachtungsweise aber vermag uns doch erst völlig über das, was uns räthselhaft in der göttlichen Weltleitung bleibt, zu beruhigen. Sie nimmt ihren Standort in dem, was wir als die herrlichste Blüthe des Lebens kennen, in der religiösen Gemeinschaft des Menschen mit Gott.

Denn offenbar und unleugbar ist gerade diese Unsicherheit alles äußeren Glückes, diese Möglichkeit, daß wir mit Leib und Leben der Ungerechtigkeit anheimfallen und äußerlich untergehen können, ein ganz vorzügliches und unentbehrliches Mittel der göttlichen Weltleitung für ihren höchsten Zweck. Oder ist es nicht eine außerordentlich durchschlagende Thatsache, daß es in der Welt nur eine einzige Sicherheit, nur eine einzige, unantastbare Ruhe giebt: die Ruhe und Sicherheit der in Gott geborgenen Seele? Das verleiht doch dem Innenleben und zwar dem religiösen im Gegensatz zu dem Außenleben einen unvergleichlich vorzüglicheren Werth. Der

Mensch ist ja einmal darauf angelegt, daß er sich über den bleibenden Werth seines Daseins Klarheit zu verschaffen sucht. Hier in der inneren Lebensgemeinschaft mit Gott haben wir eine Hütte des Friedens, welche weder die Hand menschlicher Ungerechtigkeit, noch auch die blind daherstürmende Naturgewalt erreichen und antasten kann. So hat Gott den Menschen schon durch die Gesammtheit seiner Lage eingeladen und ladet ihn immer wieder durch die mancherlei eigenen Erlebnisse ein, in diese Hütte des Friedens einzutreten.

Ja, gerade die den Menschen niederbeugenden und, äußerlich angesehen, zermalmenden Erfahrungen wirken auch unmittelbar religiös. Bulwer schreibt: „Wenn wir Mittags auf den Grund einer tiefen Grube hinabsteigen, dann sehen wir die Sterne, die oben auf der Erde nicht sichtbar sind. Ebenso sehen wir erst aus der Tiefe des Jammers, zerknickt, elend, versengt, sterbend, daß die segensvollen Erscheinungen und Zeichen des Himmels für unser Auge aufgehen.“ Da wandelt sich dann Leiden in Segen und es erfüllt sich: die „mit Thränen säen werden mit Freuden ernten“.

Wir aber haben so den Punkt gefunden, wo Gott sich unmittelbar jeder Seele, die ihn sucht, als den Herrn erweist, welcher sein Werk durchführt allen Hemmungen zum Trotz, die aus der Sünde oder dem Wirken der Naturkräfte entstehen. Und die waltende Gottesgerechtigkeit erscheint uns hier in ihrem vollen Lichte. Sie ist eben nicht ein für sich besonders verlaufendes Wirken Gottes, sondern sie ist in der göttlichen Liebe ganz inbegriffen und muß vondem höchsten göttlichen Liebeswillen aus ver-

standen werden. Die strafende Gottesgerechtigkeit ist demnach die von uns durchaus verschuldete Vorenthaltung der göttlichen Gnadengaben. Weil Gottes ewige Liebe es in letztem Betracht gar nicht abgesehen hat auf irdisches Glück oder irdisches Gut, sondern nur auf der Seele seliges und heiliges Leben, so kann Gottes Liebe Denen, welche sich von ihr nicht meistern und leiten lassen wollen, zuletzt eben gar nichts darbieten. Die belohnende Gottesgerechtigkeit dagegen gewährt an alle Empfänglichen das ewige Heil. Darin ist Alles, auch was wir auf Erden unschuldig leiden, überschwänglich gut gemacht und wohl belohnet. (Mt. 5, 12 vgl. Röm. 2, 6 ff.) Denn die Seele, die den Unendlichen in sich aufnimmt und sich von demselben durchdringen läßt, ist ein lautrer Spiegel der Vollkommenheit, reine, schöne Geistgestalt. Sie hat in sich ein Empfinden von unendlichen Seligkeiten, sie fühlt sich frei von den beengenden und beängstigenden Schranken der Selbstsucht, ihr ganzer Wille ist auf das Rechte und Gute gerichtet, sie ist voller Lebensströme, denn sie ist ganz umschlossen von dem heiligen Liebesbund mit dem von ihr erkannten Schöpfer, Herrn und Vater. Sind nicht die Jahre der Trauer, sind nicht alle Mühseligkeiten und Schmerzen dieser Zeit ganz verschwindend im Vergleich mit der Fülle von Seligkeit einer solchen in Gott ruhenden Seele, so daß es wirklich gleichviel ist, ob wir auf freundlichen Pfaden oder durch Leiden und Kämpfe zu diesem Ziel gelangen, wenn wir es nur wirklich erreichen?

Also können wir bei der lohnenden Gottesgerechtigkeit nicht an gleiche Zutheilung irdischer Güter an die, welche

gleich brav sind, denken. Ebensowenig ist das die letzte Absicht der strafenden Gottesgerechtigkeit, daß jede Schuld durchaus ihre wohl gar nach menschlichem Gerechtigkeitsgefühl bemessene und in diesem Sinne „verdiente" Strafe empfange. Nein, das ist die Wahrheit nur halb und kaum einmal halb, denn die bessere Hälfte der Wahrheit fehlt da noch. Der menschliche Zorn, sagt deßhalb auch die Schrift, thut nicht was vor Gott recht ist. Und „die Rache ist des Herrn" in einem höheren Sinn. Denn auch wenn Gott seine Racheengel ausziehen läßt, dann sind sie zugleich noch seine Bauleute, die seinen ewigen Tempel, die Menschenseele, falls es möglich ist, bereiten sollen zu der Schönheit, welche die göttliche Liebe ihm geben will. Und umgekehrt, wenn Gottes Segenshände sich aufthun über die Seinen, so will er nicht Leib und Leben auf etliche, armselige Jahre, sondern die Seele schmücken mit unvergänglichem Wesen.

O herrliches, verborgenes Kleinod der großen Gottesschöpfung! Das unübersehbar, reich gegliederte Triebwerk des Naturlebens, Land und Meer, Sturm und Wetter, Wolken und Sonnenlicht, Kraft um Kraft, all die kunstvollen Einzelgebilde des menschlichen Leibes und Schmerz und Angstgeschrei wie Lust und Freude, das Alles ist das gewaltige und kunstvolle Gerüst des Weltenbaumeisters, dessen er bedurfte, um den Tempel seiner Herrlichkeit zu schaffen: die Menschenseele in Gottes Liebe geborgen zum ewigen Leben!

23.

Doch neben die waltende Gerechtigkeit im Dienste der Liebe Gottes tritt zu demselben Zwecke weiter der ord=

nende Geist, der die natürlichen Grundlagen und Pflegestätten des Sittlichen in der Menschheit schafft nnd heiligt.

Die natürlichen Grundlagen aber des Sittlichen sind die Ehe und das Volksthum, die natürlichen Pflegestätten des Sittlichen die Familie und der Staat.

Die Bestimmung des Menschen zur Ehe ist eine von ihm unabhängige, ihm anerschaffene, mit seiner Natur gegebene. Damit ist die Ehe von vornherein als eine göttliche Ordnung gekennzeichnet, die auch als Seite des natürlichen Lebens, weil von Gott gewollt und geschaffen, kein Gegenstand menschlicher Geringschätzung sein darf, sondern vielmehr durchaus mit Ehrfurcht betrachtet werden muß. Es gilt auch hier, wie A. v. Oettingen treffend sagt: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land". Das Ledigbleiben ist daher noch nicht ein Besseres und Höheres vor Gott als das Ehelichwerden, denn es ist immer das Höchste für den Menschen, daß er seine von Gott ihm gewordene Bestimmung erfülle. Nur da, wo die geistige und ewige Bestimmung es gebieterisch fordert, muß die Naturbestimmung, auch die zur Ehe, zurücktreten.

Aber wenn uns demnach die Ehe schon nach ihrer Naturseite rein und heilig gilt, wie viel mehr nach ihrer höheren Bedeutung. Als ein für das ganze Leben geschlossener Bund von Mann und Weib ist sie der heilige Boden, auf dem sich zuerst aus dem Natürlichen die persönliche Liebe erhebt, die den ganzen Menschen und zwar vor Allem sein Herz und seinen Geist meint und umfaßt. Wie von selbst und mit innerer Nothwendigkeit

erwachsen aber dann aus dem Schooße dieser persönlichen Liebe weiter die lieblichsten Erscheinungen des Sittlichen, welche das Menschenleben mit dem Immergrün ewig junger Reize und schöner Freuden schmücken und zu dem Wunderquell werden, der sich durch die Herzen der Dichter immer auf's neue mit labenden Strömen ergießt. Zarte Fürsorge und duldende Nachsicht und schwellende Hoffnung, selige Freude, edler Schmerz und großmüthige Hingebung und Aufopferung sind die ewig sprießenden, herrlichen Geistestriebe aus dem gottgeordneten Naturleben der Ehe.

Und erweitert sich dann der Ehebund zur Familie, so wird diese in noch höherem Maße als ein fruchtbarer Schooß des sittlichen Geistes sich bewähren. Stärker werden hier die Anforderungen der Liebe, nöthiger wird die Selbstverleugnung, die Selbstzucht und die Treue, reicher entfaltet und gliedert sich die Gemeinschaft; Gehorsam, kindliche Ehrfurcht und vorausblickende, leitende Weisheit der Eltern finden hier ihre Stätte; jung und frisch pulsirt das Leben, köstlich ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit, immer neue Werdelust und Schaffenslust belebt das Haus und das Alles macht es zur unvergeßlichen Heimath.

Ehe und Familie können freilich auch entweiht werden und es geschieht tausendfach. Denn traurige Entartungen der Ehe giebt es vor allem bei den heidnischen und den wilden Völkern, und die Aufhebung derselben ist nur allzusehr eine böse Frucht überstiegener und ungesunder Cultur. Aber die menschliche Sünde, so sehr sie auch gerade das Heiligthum der Ehe antastet und angreift, sie hat es doch nicht niederzureißen vermocht, weil es eben die Sache Gottes ist. Darum kann es auch nicht untergehen,

sondern aus allen Erniedrigungen und Entweihungen stellt es sich immer wieder in seiner Reinheit her und fährt fort, auf die Menschen sittlich bildend einzuwirken, ein immerwährender Zeuge der Geistesmacht des heiligen Gottes über die sinnlichen und sündigen Menschen.

Ebenso sind die Familien leider nicht selten Herde alles Bösen. Durch ganze Reihen von Geschlechtern erbt sich ein lasterhafter und verbrecherischer Sinn fort. Und doch sind es gerade die Familienbande, an denen meist auch bei den am Tiefsten gesunkenen Menschen bis zuletzt noch eine schwache, vielleicht die einzige Regung des Guten haftet, zum deutlichen Beweis, wie sehr die von dem ordnenden Geist Gottes gewollte und begründete Familiengemeinschaft dazu geeignet ist, das Reich des Sittlichen in der Menschheit verwirklichen zu helfen.

24.

Auch das Volksthum ist nicht unsrer Wahl anheimgestellt, sondern wir werden in dasselbe hineingeboren. Damit ist verbunden die Sprache, die Volkssitte und der Volksgeist, der in beiden sich ausprägt. In alledem liegen wesentliche Bildungsmächte. Vor allem: die Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen in Freud und Leid, die Einfügung als dienendes Glied in die Gesammtheit, das sind die Forderungen, welche die Volksgemeinschaft an uns richtet: der „Trieb zum Vaterlande“ hat in ihr seine starken Wurzeln.

Das Volksthum selbst in seiner Eigenart ist ferner als eine besondere Schöpfung Gottes zu betrachten. Denn was z. B. zur Bildung der Griechen und Römer auch die

äußere Lage ihres Landes und die ganzen Weltverhältnisse beigetragen haben, sie selbst haben auch ein Eignes, Inneres mitgebracht, den Volksgenius, der sich weiter nicht erklären läßt, der dann aber seine edlen Gaben über die Gesammtheit ausschüttet, der auch den Niedrigsten und Schwächsten theilnehmen läßt an dem, was die Helden und Führer, die Dichter und Denker Herrliches und Segensvolles geschaffen. Die gemeinsamen großen Erinnerungen einer großen geschichtlichen Vergangenheit, das gemeinsame Bewußtsein der Weltstellung einer Volksgemeinschaft, das gemeinsame Streben nach großen Zielen im schönen Wetteifer der Einzelnen mit einander, welche gewaltigen Hebel der Menschheit und insbesondere auch des sittlichen Geistes in der Menschheit!

Und die Völker gestalten sich zu *Staaten*, in welchem Obrigkeit und Unterthanen in geordnetem Verhältniß zu einander leben. Und so mannigfaltig verschieden die Form der Staaten auch sein mag und von Alters her gewesen ist, in der Obrigkeit, die in keinem Staate fehlt, ist der sittliche Gedanke, der im Volke lebt, der sittliche Trieb zu einem äußerlichen, deutlichen Ausdruck gekommen. Es ist darum ein tiefes Wort, wenn der Apostel Paulus sagt: „Wo aber Obrigkeit ist, die ist *von Gott* geordnet.“ (Röm. 13.) Der in der Obrigkeit verkörperte und lebendige sittliche Gedanke, der ist eben aus Gott. Dieser sittliche Gedanke erweist seine Kraft in der Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit seitens der Obrigkeit. Ihr Schwert straft den Bösen, ihre Macht ermuntert und beschützt den Guten (vgl. Röm. 13), und sie ordnet durch Gesetze das bürgerliche Leben. Dazu kommt die Pflege

der Kunst und Wissenschaft und aller geistig bedeutenden und die Gesammtheit des Volks hebenden Kräfte. Dazu kommt endlich die Fürsorge für das Wohl der Unselbstständigen und der in der bürgerlichen Gesellschaft Schwachen und Hülflosen aller Art. Was will es nun besagen, daß leicht auch in jedem Volksthum Schranken und Hemmungen des Guten hervortreten, oder daß manche Obrigkeiten vieler Mißgriffe und Ungerechtigkeiten angeklagt werden können? In der für die Menschen bestehenden Nöthigung, in Volksgemeinschaften zu leben und Staaten zu bilden, tritt uns ja doch eine nie untergehende und trotz aller Staatsumwälzungen sich immer wieder siegreich bewährende Macht des Sittlichen entgegen. Und das ist wieder ein unabweisbares Zeugniß davon, daß Gott die Menschen zum Reich des Sittlichen leitet.

Es kann sich die Menschheit der sittlichen Mächte also auf keine Weise und auf keinem Gebiete entledigen. Sie sind die Lebensluft, die wir athmen. Sie treiben und drängen uns von Innen im Gewissen, sie drohen und locken uns von Außen in der waltenden Gottesgerechtigkeit, sie umgeben und durchdringen uns in der Familie, in der Volksgemeinschaft und dem Staatsleben, dem wir angehören. Das ist nicht von Ungefähr! Ist es doch nicht heute so und morgen anders, sondern das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben, es ist eine Nothwendigkeit unsres Lebens, es ist die in Gott begründete Macht des sittlichen Geistes auf Erden.

25.

Noch merkwürdiger und von noch größerer überzeugender Kraft wird dies Alles aber durch die Thatsache, daß wir im Gang der Geschichte auch hierin einen stufenweisen Fortschritt erkennen, der dem Stufengang im natürlichen Leben ähnlich ist und an die Seite gestellt werden kann. Und zwar ist diese aufsteigende und fortschreitende Entwickelung im Sittlichen, was sehr zu beachten ist, innig verbunden mit der religiösen Entwickelung, daher auch in der Betrachtung von dieser nicht gut zu trennen. Vor Allem der durchgreifendste Fortschritt im Sittlichen ist zugleich mit der höchsten Religionsstufe erreicht und begründet. Wir dürfen daher nunmehr auf diese Geschichte der Religionen unser Augenmerk richten und die bedeutsamsten Thatsachen derselben, soweit es für unsern Zweck entsprechend erscheint, in Betracht ziehen.

Der erste, fast überwältigende Eindruck, dem eine Betrachtung der Religionsgeschichte auf uns macht, ist allerdings der, daß hier Widerspruch an Widerspruch und Irrthum an Irrthum sich reiht. Wir können uns in Vieles kaum noch finden und verstehen es kaum, wie sich das religiöse Gefühl der Menschen so mannigfach und so tief verirren konnte. Oft scheint die Ahnung, daß eine höhere Macht über den Menschen waltet, der einzige Wahrheitsrest zu sein, der in mancher heidnischen Religion übrig geblieben ist. Aber wie wird dabei zugleich das Wesen der Gottheit entstellt und verzerrt in ein Schreckensbild, vor dem das Menschenherz erbebt und flieht! Die vielen

Räthsel der Lebenserfahrung, das oft so strenge und unbarmherzige Antlitz der Natur, die mit ihren entfesselten Kräften den schwachen Menschen schonungslos und zermalmend trifft, hat ohne Zweifel zum Theil die irrthumsvollen Gottesvorstellungen verursacht. Gilt es doch sogar noch von der christlichen Religion und ist in Bezug auf die Entwickelung der christlichen Glaubensansichten gemeint, wenn Lecky (Aufklärung in Europa, S. 170) sagt: So lange die Menschen ihre Begriffe von der Gottheit den Betrachtungen der Unregelmäßigkeiten entnahmen, concentrirte sich ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Unglücksfälle, weil diese meist Ausnahmen sind, während die Quellen des Glücks im Allgemeinen die Regel bilden. Außerdem gehört es zu den unliebsamsten Merkmalen der menschlichen Natur, daß sie stets mehr durch den Schrecken als durch die Dankbarbeit erregt wird. Daher lehnte sich der Gottesdienst unsrer Vorfahren besonders an Stürme, Epidemien, Hungersnoth und Tod, die man als Leiden der Strafe ansah und demgemäß fast wahnsinnig fürchtete. Alle Seiten des Glaubens nahmen eine hiermit übereinstimmende Färbung an, bis der elende Zustand des Menschen und die schreckliche Zukunft, die seiner harrte, die Hauptideen der Theologie wurden".

Noch mehr hat aber **das sündige Menschenherz seine eigene Verkehrtheit auch der Gottheit angedichtet** und der unfromme Sinn war es, der den Unendlichen am tiefsten in die Endlichkeit herabgezogen. Und so ist es auch, wie Paulus schreibt (Röm. 1) bei den höchststehenden Heidenvölkern geschehen: „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Denn sie haben

verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und (in ein Bild) der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere". Andrerseits ist dann aber auch wieder die sittliche Versunkenheit das ernste Gottesgericht, welches die selbstverschuldete, religiöse Verfinsterung trifft, wie wiederum Paulus an derselben Stelle schreibt: „Darum hat Gott sie dahingegeben in schändliche Lüste".

Manches mag allerdings ursprünglich in einem höheren Sinne gedacht sein, was später vom heidnischen Volk vergröbert wurde. Was z. B. zuerst als Sinnbild der in der Natur sich offenbarenden schöpferischen Gotteskräfte gemeint war, wurde selbst zur Gottheit gemacht wie in der Anbetung der Thiere. Oder wenn unsere deutschen Vorfahren auch Loki, den Spötter, Verleumder, Feind und Verderber der Götter, doch am Göttergelage theilnehmen ließen, wenn er sich „Freund, Bruder, Genosse und Gefährte Wodan's" nannte, so war das eine arge Trübung der religiösen Erkenntniß, wie sie nicht schlimmer sein kann. Doch auch im Buche Hiob erscheint Satan, der Ankläger und Verderber der Menschen, mit den Kindern Gottes vor dem Herrn und der Herr giebt ihm Auftrag und Befehl. Sollte da nicht die tiefere, religiöse Ahnung, daß auch das Böse, was auf Erden geschieht, wie alle Uebel und Schmerzen mit eingeschlossen sind in den Bereich der allumfassenden göttlichen Weltleitung, bei Hiob einen verständigen, in der Mythologie unsrer Väter einen unverständigen Ausdruck gefunden haben?

Wie viele Beispiele des Wahnes und Irrglaubens nun aber auch mit leichter Mühe bei den Heiden zusam-

mengestellt werden könnten, eine schönere Aufgabe ist es, zu zeigen, daß ein mächtiger Zug zur Wahrheit hin schon durch die vorchristliche Menschheit geht. Ist es auch manchmal nur ein tastendes Suchen, können wir manchmal den Stillstand der religiösen Erkenntniß und sogar den Rückgang durch Jahrhunderte verfolgen, der große Gang der Geistesgeschichte, geleitet von dem, der alle Völker gleich sehr liebt, strebt doch unverkennbar dem Licht entgegen.

Denn treffend sagt der Kirchenvater Tertullian (gest. 220 n. Chr.): „Die Seele ist eine Christin von Natur". Und mit Recht sucht Tertullian weiter aus unwillkürlichen Aeußerungen ein besseres, religiöses Bewußtsein auch der Heidenwelt, in deren Mitte die Christen damals noch lebten, nachzuweisen: „Obgleich in dem Kerker des Leibes eingeschlossen, obgleich durch die schlechte Erziehung irregeleitet, obgleich durch Begierden und Leidenschaften entnervt, obgleich dienstbar den falschen Göttern, nennt doch die Seele, wenn sie wie aus einem Rausche, wie aus einem Schlafe, wie aus einer Krankheit zur Besinnung kommt und wenn sie ihrer Gesundheit inne wird, Gott allein mit diesem Namen, weil es der eigentliche Name des großen Gottes ist. „Großer Gott! guter Gott!" Das ist der gemeinsame Ausruf Aller. Sie beschwört auch diesen Gott als ihren Richter: „Gott sieht es!" und: „ich empfehle Gott die Sache!" und: „Gott wird es mir vergelten!" Endlich, wenn sie solches ausspricht, blickt sie nicht zum Kapitol, sondern zum Himmel hinauf, denn sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes, von ihm und von daher ist sie herabgekommen."

Solch' natürliches Gottesbewußtsein lebt also in allen Menschen und bricht mitten im heidnischen Leben wie ein Licht aus dem Finstern hervor. Aber in vielen einzelnen Männern strahlt dieses Licht in besonders hellem Glanz. Vor allem treten am Himmel der alten Welt wie schöne Sterne die drei Namen hervor: Sokrates, Plato und Aristoteles.

Sokrates erhob sich schon zu einem Gottesglauben von seltener Reinheit, Kraft und Tiefe, zu dem Gottvertrauen, daß die Alles ordnende Macht weise und allgütig alle Dinge zu unserem Besten leite. Er achtete das auf Einsicht und Uebung beruhende Rechthandeln für größer und dem Menschen ersprießlicher als ein zufälliges und flüchtiges Glück und bekräftigte diese seine Lehre durch seinen eigenen Märtyrertod für die von ihm erkannte und furchtlos verkündigte Wahrheit. So ist er von Neander als „der größte Mensch der alten Welt" gepriesen worden, „in welchem der antike Geist über sich selbst hinausschreitend einer herrlicheren Zukunft entgegenstrebte".

Von Plato aber, der über Gott lehrte, daß ihm, als dem Guten, kein Neid inne wohnen könne, sondern daß er wolle, Alles solle ihm möglichst ähnlich werden, der als das sittliche Ziel der unsterblichen Menschenseele die Aehnlichkeit mit Gott ansah, und der gewiß war, wer nach diesem Ziele strebe, werde nie von dem ihm ähnlichen Wesen (Gott) verlassen werden, von Plato hat Göthe gesagt: „Er verhält sich zur Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er

mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen mehr, um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen aufzuregen strebt".

Und Aristoteles ist der Mann, der zum erstenmal „mit begrifflicher Bestimmtheit und Klarheit die reine Geistigkeit Gottes ausgesprochen hat": „Das Denken seiner selbst ist Gottes einzige Thätigkeit, und dies Denken ist das höchste, beste, seligste Leben. Von Allen wird er wegen seiner Vollkommenheit geliebt und Alles sucht ihm ähnlich zu werden".

In der That, an solchen Beispielen sieht man: „Gott ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns". (Ap. 17, 27.) Wiewohl er von den Sinnen nicht erfaßt werden kann, wiewohl er der unsichtbare, verborgene Gott ist, dennoch fanden ihn zu allen Zeiten die Menschenherzen und auserwählten Geistern zeigte sich in überströmender Fülle und in überwältigender Schönheit seine Gottheit und herrliche Kraft. Und so hat denn schon der Kirchenvater Clemens von Alexandrien (um 200 n. Chr.) eine solche Betrachtung anstellen können: „Wie Gott das Heil der Juden wollte, indem er ihnen die Propheten gab, so sonderte er auch von der Masse der gewöhnlichen Menschen die vorzüglichsten unter den Hellenen aus, indem er dieselben als ihre eigenen Propheten in ihrer Sprache auftreten ließ, in der Form, in der sie fähig waren, Gottes Segen zu empfangen. Wie jetzt zur rechten Zeit die Ver-

kündigung des Evangeliums kommt, so ist zur rechten Zeit Gesetz und Prophetenthum den Juden, die Philosophie den Hellenen gegeben worden, ihre Ohren an die Verkündigung zu gewöhnen".

Ja, es läßt sich gar nicht verkennen, wie die Arbeit der griechischen Philosophen und die Geistesentwickelung der alten Welt dem Christenthum geradezu die Wege bahnte. Denn gerade durch die Wirksamkeit der Denker und geistigen Führer der alten Welt wurde in immer weiteren Kreisen die große Kluft zwischen dem alten heidnischen Götterglauben, den alten unsittlichen Göttergeschichten und diesen gereinigten, religiösen und sittlichen Anschauungen der Philosophen offenbar. Wenn aber auf diese Weise das Heidenthum seine innere Festigkeit verlor, wenn es schließlich Niemand mehr überzeugen konnte und zugleich das Bedürfniß nach einer höheren Wahrheit, nach einer geistigeren Religion sich überall regte, so war ja das Evangelium das Ziel, nach welchem die Zeit unbewußt hindrängte und worin die Gemüther den verlorenen Frieden und entbehrten Trost wiederfinden sollten.

Das Evangelium konnte sogar selber vielfach an die im Heidenthum schon vorhandene und ausgesprochene Wahrheit anknüpfen (AGesch. 17, 16 ff.). Es bediente sich zum Theil der von griechischer Philosophie bereiteten Denkformen, um seine Wahrheit in dieselben zu kleiden und so den Menschen darzubieten. Dazu geschah es, daß die alte Culturwelt zur Zeit Christi im römischen Reiche zu einer großen äußeren Einheit zusammengefaßt und von der griechischen Bildung durchdrungen auch zu einer gewissen geistigen Einheit geführt war. Wer sieht da in alledem

nicht die Vorsehung Gottes walten? Wer erkennt hier nicht die weit angelegten, nicht nach Menschenmaß zu messenden, sondern die längsten Zeiträume der Geschichte umfassenden Pläne, die durch Jahrhunderte hindurchgehenden und endlich zum höchsten Zweck und Ziel zusammenwirkenden, stillen Vorbereitungen Gottes in einer überaus deutlichen Weise?

27.

Daß dieser göttliche Zug zur christlichen Wahrheit hin noch unmittelbarer in der Geschichte desjenigen Volkes, aus welchem Christus selber geboren ist, in der Geschichte Israels hervortritt, ist natürlich und bestätigt das bisher Gesagte.

So verkehrt es ist, das alte Testament dem neuen in seiner religiösen Bedeutung gleichzustellen und die christliche Wahrheit unmittelbar im alten Testament wiederfinden zu wollen, so gewiß ist es, daß das Christenthum seine lebendigen Wurzeln im Judenthum hat. Wir dürfen sagen, dieses letztere ist die schwellende Knospe und das Christenthum die erschlossene Blüthe, sofern wir nur nicht vergessen, daß es die Sonnengluth der unendlichen Gottesliebe ist, unter deren vollen Strahlen allein die Knospe zur Blüthe sich öffnen konnte.

Zwei mächtige Gedanken sind es namentlich, welche zeugungskräftig im Judenthum sich vermählen: der Gedanke der Gerechtigkeit und der Gedanke des messianischen Reiches.

In vielfacher Abschattung erscheint in allen Büchern des alten Testamentes der Gedanke und die Forderung,

daß der Mensch sich dem göttlichen Willen gemäß verhalten müsse und sein Glück in dem Maße gesichert sei und sich hebe, als es ihm gelinge, diese Forderung zu erfüllen. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Unmöglich ist es den Freunden Hiobs, an seine Unschuld zu glauben, denn allzu sichtbar steht er unter dem Zorne Gottes, welcher, wie sie fest überzeugt sind, in solcher Weise keinen Gerechten verfolgt. Und das ist der Glaube, der bis zu Christi Zeiten hin das jüdische Volk wesentlich beherrscht.

Allerdings ist die Gerechtigkeit im alten Testament nicht immer und überall in ihrem rein sittlichen Charakter aufgefaßt worden. Daneben tritt auch noch die Vorstellung einer durch Opfer und andre gottesdienstliche Handlungen zu erreichenden, äußerlichen Gerechtigkeit hervor. Aber dagegen haben namentlich die Propheten mit Nachdruck und eindringlicher Beredtsamkeit die ewigen sittlichen Forderungen geltend gemacht. „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, an der Erkenntniß Gottes und nicht am Brandopfer" (Hos. 6, 6), oder „dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde .. aber ihr Herz ist ferne von mir und sie fürchten mich nach Menschengeboten, die sie lehren". (Jes. 29, 13.) So rügen die Propheten im Namen Gottes die äußerliche Auffassung der Gerechtigkeit und leiten schon zu dem hin, was Jesus in seiner Bergpredigt fordert (Mat. 5, 20 ff.).

Je lebendiger aber der durch das göttliche Gesetz geweckte und an demselben geschärfte und immer wieder gereinigte Gedanke der Gerechtigkeit im israelitischen Volke war, desto kräftiger mußte in demselben auch das Schuld-

bewußtsein sich regen, desto klarer die Sündenerkenntniß sein. Und reiner kann sie sich ja kaum aussprechen, als es in den ergreifenden Bußpsalmen geschieht, in denen sich der tiefste Schmerz reuiger Sünder gleichsam ausklagt und ausweint vor dem Angesichte Gottes. Aber zugleich sehen wir hier auch schon durch die Thränen der Reue die Hoffnung, ja die Gewißheit der Vergebung, wie sie in der gottverwandten Menschenseele ruht, hindurchleuchten, am schönsten und vollendetsten vielleicht im 130. Psalm, der auch von Luther bekanntlich zum kraftvollen Kirchenliede umgedichtet ist: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens! So du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Denn bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte. Ich harrete des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern. Israel hoffe auf den Herrn; denn bei dem Herrn ist die Gnade, und viel Erlösung bei ihm, und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden".

Darf man nicht sagen, daß hierin sich die Religion der Erlösung und das Evangelium von der Freude im Himmel über jeden Sünder, der Buße thut, schon im voraus ankündigt?

Und wie so der alttestamentliche Gedanke der Gerechtigkeit zum christlichen unverkennbar hinstrebt, so können wir Aehnliches auch von dem anderen Gedanken eines messianischen Reiches sagen.

Zwar ist hier die Schranke des alten Testamentes nicht weniger deutlich. Nicht nur hat dies messianische

Reich in den älteren Verheißungen allzu enge Grenzen und nicht nur ist es allzu fest an das alte davidische Zion als seinen Stamm- und Herrschersitz geknüpft und bevorzugt ein Volk, das israelitische, als das auserwählte vor allen andern, sondern es hat auch noch allzusehr die Beschaffenheit der „Reiche von dieser Welt" an sich. Soll es doch eine Fülle irdischer Glückseligkeit bringen: „Zur selben Zeit werden die Berge mit süßem Wein triefen, und die Hügel mit Milch fließen, und alle Bäche in Juda voll Wassers gehen: und wird eine Quelle vom Hause des Herrn heraus gehen, die wird das Thal Sittim wässern". (Joel 3, 23.) „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß man zugleich ackern und ernten, und zugleich keltern und säen wird und die Berge werden mit süßem Wein triefen, und alle Hügel werden fruchtbar sein. Denn ich will das Gefängniß meines Volkes Israel wenden, daß sie sollen die wüsten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen, und Wein davon trinken, Gärten machen, und Früchte daraus essen." (Amos 9, 13 f.)

Aehnliche Stellen wiederholen sich bei den verschiedenen Propheten, aber mit diesen Vorstellungen irdischer Glückseligkeit in einer Fülle irdischer Güter macht sich doch zugleich als der Haupt- und Kerngedanke die Erwartung einer sittlichen und religiösen Wiedergeburt geltend, die in mannigfaltiger Weise ausgesprochen wird. Das messianische Reich wird ein Reich der Gerechtigkeit, der Gottesfurcht und des Friedens sein. Und es schreitet der Gedanke dazu fort, daß es auch die übrigen Völker mit seinen Segnungen überschütten, daß es auf alle Völker sich erstrecken und ewig dauern wird. (vgl. Daniel 7, 13 f.)

Verwirklicht aber soll es werden nach der einen Anschauung durch das persönliche Kommen Jehova's in seiner Herrlichkeit, der dann selbst auf Zion Wohnung macht und von hier als König über alle Völker regiert, dem alle Völker zum Laubhüttenfest dann Ehre und Anbetung in Jerusalem darbringen werden (Sachar. 14, 16 ff.), oder der den neuen Tempel mit seiner Herrlichkeit erfüllt (Ezech. 43, 2, 7), oder der über ganz Jerusalem als Sonne aufgehen und leuchten wird (Jes. 60, 2), oder der drinnen herrlich sein wird und als feurige Mauer um Jerusalem her. (Sach. 2, 9.)

Nach der andern Anschauung, die neben dieser ersten hergeht, soll dagegen das messianische Reich durch den Messias, den Geistgesalbten, verwirklicht werden.

Jehova will von der hochragenden Ceder (d. h. dem davidischen Königsstamm) auf dem Libanon ein zartes Reislein nehmen und es auf den hohen Berg Israels pflanzen. Da wächst das Reis empor zur herrlichen Ceder, die unter ihrem Schatten alle Vögel versammelt und vor allen Bäumen des Feldes erhöht wird. (Ez. 17, 22 ff.) Nicht weltlicher Art ist die Hoheit und Majestät dieses Gottgesandten. Seine Gerechtigkeit allein ist seine Stärke. Denn arm, auf einem Esel reitend zieht er in Jerusalem ein, um alsdann die Rosse und Wagen abzuthun, den Streitbogen zu zerbrechen und eine Friedensherrschaft aufzurichten, die von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Enden der Erde reicht. (Sach. 9, 9 f.) Und noch herrlicher preist Jesaias das Wesen des Messias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn uns gegeben, und es ruht die Herrschaft auf seiner Schulter und man nennt

seinen Namen Wunderrath, starker Gott, ewiger Vater, Friedefürst, zur Mehrung der Herrschaft und zum Frieden ohne Ende über Davids Thron und sein Königreich, es zu befestigen und es zu stützen durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit." (Jes. 9, 5 f.)

Neben dieser Vorstellung des königlichen Messias begegnet uns aber auch noch die von dem Knechte Jehova's: „Siehe, mein Knecht wird weislich thun und sehr hoch erhaben sein: Daß Viele sich an Dir ärgern werden, weil seine Gestalt häßlicher ist, denn andre Leute und sein Ansehen, denn der Menschenkinder. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nichts geachtet. Fürwahr er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt." Das ist die merkwürdige Prophetenrede (Jes. 52, 13—53, 5) von dem Knechte Gottes, der durch stellvertretendes Leiden Andern Sühne und Heil verschafft und dessen Bild sich mit dem Bilde Jesu in den Herzen seiner gläubigen Gemeinde unauflöslich verwoben hat.

Welch' eine Fülle von bedeutungsvollen Beziehungen zwischen dem alten und neuen Testament! Beide bilden in der That zusammen ein Buch, weil sie von demselben,

nur immer herrlicher sich offenbarenden Geiste durchweht sind. Dies Vorahnen des Zukünftigen, dies Ringen und Streben zu jener Höhe des religiösen und sittlichen Geistes, die in Jesus wirklich für die ganze Menschheit erreicht und gewonnen ist, macht das alte Testament, als Ganzes genommen, zu einer wahrhaft großartigen Weissagung auf die in Jesu erschienene Fülle der Zeiten und Erfüllung alles tieferen menschlichen Sehnens.

28.

Die in den letzten Abschnitten niedergelegten, religionsgeschichtlichen Betrachtungen ließen sich ja leicht viel weiter ausdehnen. Namentlich dringen aus dem fernen Morgenland und aus altersgrauen, vorchristlichen Zeiten noch andre heilige Stimmen zu uns herüber. Wie Salomo um Weisheit für sein hehres Königamt, so fleht 1000 Jahre vor Christus Zarathustra in Persien um den besten Glauben, damit er die vielen Wesen, die das Licht der Sonne schauen, erleuchten und auf den rechten Weg zu dem allweisen, himmlischen, geistigen und guten Gott führen könne, der die Loblieder der wahrhaft Frommen hört. Und wie Jesus ausrief: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" so hat 600 Jahre vor ihm Buddha gesprochen: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle. Wie das Wasser Alle abwäscht und Gute und Böse reinigt, und wie der Himmel Raum genug hat für Alle, so macht auch meine Lehre keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, Vornehm und Gering: unter den Bekennern Buddha's ist kein Brahmane und kein Sudra mehr". Freilich in andern Hauptstücken der Religion ist

Buddha dann wieder weitaus nicht bis zur vollen Wahrheit durchgedrungen. Seine Erlösung, die er verkündigte, sollte die Menschen nur von den Uebeln der Welt befreien. Er wußte noch nicht, daß die Ueberwindung der Sünde, ihr Abthun im Menschen die wahre Erlösung ist. Und sein Himmelreich ist das „Nirwana“, welches schwer von der völligen Vernichtung zu unterscheiden und freilich himmelweit von dem die Welt erfüllenden und beseligenden Reich Gottes entfernt ist, welches Jesus uns gebracht hat.

Aber dennoch, wenn wir alle diese Lichtstrahlen in der vorchristlichen Zeit zusammenschauen, dann werden wir auch die ewige Sonne sehen, von welcher sie ausgehen. Wir sehen dann das Walten und Wirken des göttlichen Erziehers der Menschheit und sehen, wie er die Völkerwelt zu einem großen und herrlichen Ziele auf mannigfach verschiedenen Wegen hinleitet. Niemals hätten freilich Menschengedanken voraussehen können, wie wunderbar Gott die Welt leiten und seine Rathschlüsse und Gedanken in der Geschichte verwirklichen werde. Aber je weiter wir in der Zeit und in der Völkerentwickelung voranschreiten, desto mehr werden wir in den Stand gesetzt, auch das Buch der Weltgeschichte und insbesondere das Buch der Religionsgeschichte als ein Buch der Offenbarung zu lesen: neben der Natur und der heiligen Schrift eine dritte Bibel. Und je mehr wir auch darin lesen können, je mehr uns das rechte Verständniß davon aufgeht, desto freudiger stimmen wir ein: „O welch' eine Tiefe des Reichthums und der Weisheit und der Er-

kenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! (Röm. 11, 33.)

Das rechte Verständniß aber aller Geschichte ist uns grundlegend aufgeschlossen in Jesus Christus. Denn in ihm ist uns die rechte Erkenntniß Gottes, des allmächtigen Weltregenten, des Schöpfers aller Dinge, des liebenden Vaters vermittelt. Und wenn wir ausgegangen sind von dem christlichen Gottesglauben, so ist darin schon ausgesprochen, daß dieser seinen geschichtlichen Ursprung und seine bleibende Quelle in Jesus Christus hat. Die volle Gewißheit unsres Gottesglaubens gewinnen wir daher auch nur in dieser höchsten Offenbarung. Darum hat Jesus für alle Zeiten gültig das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren". (Matth. 11, 27.)

II. Die religiöse Bedeutung Jesu.

1.

„Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn.“ (Gal. 4, 4.) So dürfen wir nach unsern bisherigen Ausführungen nun mit dem Apostel Paulus sprechen. Wollen wir den Wegen der Offenbarung von Anfang an nachgehen, so führen sie uns aufwärts aus dem Bereiche der Natur und des Naturlebens zu dem in der Menschheit entfalteten Reich des Geistes, zu dem in der Menschheitsgeschichte vorbereiteten und begründeten Reich Gottes. In Jesus von Nazareth ist die letzte, höchste Schöpfung „mit Geistesgewalt in die Welt eingetreten“. „Hinweg von der Natur, durch welche sie ihre lange Wanderung beschlossen, und welche sie zu festem, unverbrüchlichen Gang und Gesetz geordnet als Dienerin zu ihren Füßen sieht“ und hinaus über das reich erblühte, aber doch des Besten noch ermangelnde und deshalb ermattete Geistesleben der alten Welt „wendet sich die Schöpfungsthätigkeit zur Tiefe der Menschenbrust und baut da ihren unsichtbaren Thron im Geist und in der Wahrheit“. (Snell, die Schöpfung des Menschen S. 156.)

Und so stehen wir denn hier wiederum, und das ist bedeutungsvoll, auf dem Boden der Geschichte. Zwar heißt es mit vollem Recht in der „Apologie“ des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, der Glaube, welcher vor Gott fromm und gerecht mache, bestehe nicht darin, daß man die Geschichten wisse, wie Jesus geboren sei, gelitten habe u. s. w., sondern er sei „die Gewißheit oder das gewisse, starke Vertrauen im Herzen, da ich mit ganzem Herzen die Zusage Gottes für gewiß und wahr halte, durch welche mir angeboten wird ohne mein Verdienst Vergebung der Sünde, Gnade und alles Heil durch den Mittler Christum“. Aber dennoch in der Geschichte will unser Glaube die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit des göttlichen Heiles gewahr werden. In der Geschichte der Menschen die Einwohnung und Wirksamkeit des lebendigen Gottes zu sehen, das ist der höchste Thatbeweis für die Wahrheit des Christenthums, der dann auch in unsern Herzen von dem freudigen Gefühl zweifelloser Gewißheit, von dem inneren Zeugniß des heiligen Geistes begleitet und besiegelt wird. Hiermit hängt z. B. der eigenthümliche Reiz, ja wunderbare Zauber, den das Johannesevangelium gerade auf das religiöse Gemüth ausübt, ohne Zweifel zusammen. Also hat der Glaube im evangelischen Sinne zum eigentlichen Gegenstande Gottes Heil und Gnade aber zum Grund seiner Gewißheit bedarf er des Mitlers Christus, in „welchem Gott uns mit allem Schatz der Gnaden überschüttet“.

Mit Recht sagt daher Lipsius (die Bedeutung des Historischen im Christenthum S. 22): „Erst auf Grund des großen göttlichen Trostes, den die nach dem Heile dürstende

Seele in Christo ergreift, kommt der seligmachende Glaube zu stande. Bei den Schwankungen des inneren Lebens des Christen bedarf es eines gewissen Verheißungswortes, an dem er (der Christ) sich, wenn die eigene Kraft erlahmt, immer wieder aufrichten kann, eines festen Ankergrundes seiner Zuversicht, welcher nicht wankt noch weicht in allen Stürmen des Lebens, von denen das verzagte und gebrechliche Menschenherz hin- und hergetrieben und wie auf Meereswogen bald emporgehoben, bald wieder in grundlose Tiefen versenkt wird. Dieser feste Ankergrund ist die ewige Heilsgnade Gottes, die nicht von uns weicht, auch wenn Berge weichen und Hügel hinfallen. Diese ewige Heilsgnade ist uns im Evangelium von der Versöhnung in Christo geschichtlich offenbart und dadurch lebendige, gegenwärtige, faßbare Wirklichkeit geworden".

So beklagen wir es auch nicht, wie noch Klaus Harms es that, daß der zweite Artikel des „apostolischen" Glaubensbekenntnisses „zu aufzählend historisch" sei, werden wir doch hier mit einer gewissen Kraft einer einfachen Sprache immerhin auf die Thatsachen hingewiesen, an welche das christliche Gemüth die erhabensten Empfindungen und Hoffnungen anzuknüpfen vermag.

Aber auch das ist nun klar, daß die religiöse Bedeutung Jesu sich an seiner Geschichte bewähren und auf seine Geschichte stützen muß. Zahlreiche Arbeiten über das Leben Jesu, die seit einem halben Jahrhundert nach einander erschienen sind, zeugen davon, daß man diese Bedeutung der Geschichte Jesu auch in weiten Kreisen erkannt hat. Und da die kurzen Sätze

des „apostolischen" Glaubensbekenntnisses hier doch nicht genügen können, um den reichen und göttlichen Inhalt dieses Lebens zur wirksamen Anschauung zu bringen, so ist die nächste uns vorliegende Aufgabe die, auf Grund der neutestamentlichen Ueberlieferung ein kurzgefaßtes Lebensbild Jesu darzubieten und zwar ein solches, welches, wenn auch Einzelnes ungewiß und schwankend bleibt, doch wesentlich unerschüttert jeder geschichtlichen Forschung Stand halten kann.

2.

Man kann jedoch auch hier nicht in das Heiligthum gelangen, ohne den Vorhof zu durchwandern. Man muß mit andern Worten, ehe man zur Geschichte Jesu gelangt, in eine Beurtheilung der Evangelien eintreten. Doch dürften hier wenige Bemerkungen genügen, um einigermaßen zurechtzuleiten.

Die Forschung über das Leben Jesu geht jetzt allgemein nicht mehr von vorgefaßter Meinung, sondern von einer Prüfung der in den Evangelien vorliegenden Berichte aus. Zu diesen treten ergänzend wesentlich nur noch einzelne Angaben der neutestamentlichen Briefe und im allgemeinen das Geisteszeugniß der gesammten neutestamentlichen Literatur hinzu, um uns den quellenmäßigen Stoff, aus dem wir die Erkenntniß der Lebensgeschichte Jesu schöpfen können, zu vervollständigen.

Soviel aber steht nun fest, daß unsren Evangelien eine längere Zeit hindurch eine nur mündliche Ueberlieferung vorangegangen ist und daß jene also auch aus dieser mittelbar oder unmittelbar geschöpft haben. Damit ist die Möglichkeit ausgesprochen, daß durch die mündliche

Ueberlieferung die geschichtlichen Thatsachen in mehr oder minder erheblicher Weise umgebildet werden konnten. Und bekanntlich zeigen die in manchen Einzelheiten auseinandergehenden Berichte, daß diese Möglichkeit in einem gewissen Grade zur Wirklichkeit geworden ist.

Aber auf der andern Seite war für die Treue der mündlichen Ueberlieferung während dieser ganzen ersten Periode, die jedenfalls durch Jahrzehnte sich erstreckt hat, eine so große Gewähr, wie wohl niemals sonst in der Geschichte gegeben. Bedenken wir nur, daß die unmittelbaren Jünger Jesu nicht nur die ersten, sondern zugleich auch vermöge ihrer Stellung innerhalb der Gemeinde die maßgebenden Träger der mündlichen Ueberlieferung gewesen sind und ebenfalls durch Jahrzehnte hindurch. Und das Wichtigste ist, daß sie nicht etwa nur hin und wieder einmal aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen vereinzelte Mittheilungen machten, sondern ihr Missionsberuf nöthigte sie, wenn es nicht schon die gläubige Liebe von Innen heraus gethan hätte, immer wieder zu reden von dem, „was sie gesehen und gehört hatten“. Und weil ja die christliche Religion von der geschichtlichen Person ihres Stifters sich nicht ablösen kann, so war gerade der Mittelpunkt ihrer apostolischen Verkündigung die Person und Geschichte des Meisters. Dadurch gewann das Bild Jesu im Bewußtsein der ersten Christengemeinden diese festen Umrisse und klaren Züge, mit denen es dann wie in Lapidarschrift in unsern Evangelien verewigt worden ist.

Ueberdies dürften noch vor dem Hinsterben der Apostel wenigstens diejenigen ältesten Aufzeichnungen gemacht sein,

auf welche in seinen Anfangsworten das Lucasevangelium ebenso wie spätere kirchliche Nachrichten ausdrücklich zurückweisen und deren verschiedenartige und doch auch gemeinsame Benutzung das eigenthümliche, schriftstellerische Verhältniß unsrer drei ersten Evangelien zu einander wesentlich mitbedingt. Wir möchten demnach zusammenfassend mit Ed. Reuß sagen: „Darin, daß von Jesu Tode an ununterbrochen das Andenken an seine Worte und Thaten von Vielen (mündlich und auch schriftlich) lebendig erhalten wurde, zur eignen Stärkung und zur Ueberzeugung neuer Glaubensgenossen, darin liegt zumeist die Gewähr des Ueberlieferten nach seinem äußeren Bestande. Denn was den Geist betrifft, der darin weht, so bestätigt sich der noch heute durch seine eigene Kraft."

Im Einzelnen mögen daher genug Fragen bleiben und die Theologen haben hier ein weites Forschungsgebiet, aber im Ganzen haben wir einen zuverlässigen geschichtlichen Boden unter den Füßen.

In der Abschätzung aber der vier Evangelien gegen einander als geschichtliche Urkunden hat sich in den letzten Jahrzehnten ein bemerkenswerther Umschwung vollzogen: Das erste, gewichtigste Wort im Zeugenverhör wird gegenwärtig von der unbefangenen Forschung wenigstens ganz überwiegend den ersten drei Evangelien (den sogenannten Synoptikern) eingeräumt. Denn der vierte Evangelist, Johannes, das müssen Alle anerkennen, wie man auch über die Verfasserschaft dieses Evangeliums denke, malt uns das Bild Jesu auf dem Goldgrund tiefsinniger Gedanken, in dem Lichtglanz des „ewigen Wortes" (Logos). Sein Thema ist ausgesprochenermaßen dieses: „Das Wort

ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit." Die Reden und Thaten Jesu sind sämmtlich unter diesen allbeherrschenden, theologischen Gesichtspunkt gestellt, also nicht zunächst rein geschichtlich überliefert.

3.

Beginnen wir nach diesen unerläßlichen Vorbemerkungen und nach Maßgabe derselben nunmehr das Lebensbild Jesu uns vorzuführen, so begegnet uns zunächst die sogenannte Vorgeschichte.

Zur Jungfrau Maria in Nazareth wird der Engel Gabriel gesandt mit der Botschaft: „Gegrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern!" (Luc. 1, 28.) In jungfräulicher Demuth denkt sie in ihrem Herzen: „Welch ein Gruß ist das!" Der Engel verkündigt ihr die Geburt Jesu: „Der wird groß sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden" und „das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden". Maria spricht: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast". Die von Kaiser Augustus ausgeschriebene Schatzung veranlaßt Joseph alsdann mit Maria, seinem vertrauten Weibe, nach Bethlehem zu ziehen, um sich mit ihr dort in die Steuerlisten eintragen zu lassen. Hier wird Jesus geboren, und Maria wickelt ihn in Windeln und legt ihn in eine Krippe, denn „sie haben sonst keinen Raum in der Herberge." Aber draußen tritt zu den Hirten auf dem Felde der Engel des Herrn und seine Klarheit umleuchtet sie und er verkündigt ihnen „große Freude. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus in der Stadt Davids". Und

zu dem Engel gesellen sich die himmlischen Heerschaaren und heben den Lobgesang an: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden unter den Menschen des (göttlichen) Wohlgefallens.“ Die Hirten bringen dem Kinde die erste Huldigung dar. Nach acht Tagen kommt die Mutter mit dem Kinde zum Tempel nach Jerusalem. Da erscheint der alte Simeon, dem die Verheißung geworden, „er solle den Tod nicht sehen, er habe denn vorher den Christ des Herrn gesehen“. Er nimmt das Kind in seine Arme und lobt Gott und spricht: „Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen, welches du bereitest hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten alle Heiden und zum Preise deines Volkes Israel“. Dann tritt auch noch die Prophetin Hanna hinzu und lobt den Herrn und redet von ihm „zu allen, die auf die Erlösung Israels warten“. Die Eltern aber kehren mit dem Kinde wieder heim nach Nazareth, woselbst das Kind erwächst und stark wird im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade ist bei ihm“. Das ist der Bericht im Lucasevangelium.

Anders bei Matthäus. Hier wird erzählt, wie ein Engel dem Joseph das Geheimniß der Geburt Jesu im Traum enthüllt: „Fürchte dich nicht, Maria, dein Gemahl zu dir zu nehmen; denn das in ihr geboren ist, das ist vom heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, deß Namen sollst Du Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden.“ Als aber Jesus in Bethlehem geboren ist, kommen die Weisen aus dem Morgenlande und bringen dem neugeborenen König mit ihrer Huldigung „Gold, Weihrauch und Myrrhen“, aber

werden auch zugleich unschuldiger Weise die Veranlassung der ersten Nachstellung von Seiten des Königs Herodes. Die Flucht nach Aegypten rettet das Kind vor dem Blutbade in Bethlehem. Nach der Rückkehr aus Aegypten, da Joseph hört, daß Archelaus im jüdischen Lande König ist anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich, dahin zu gehen. Wiederum empfängt er im Traum Befehl von Gott, sich nach Galiläa zu wenden. So wird Nazareth die Vaterstadt Jesu.

Gewiß ist es bemerkenswerth, daß Marcus ohne diese Vorgeschichte auskommt. Es muß also möglich sein, auch ohne sie den Zweck aller Evangelien zu erreichen, der darin besteht, Jesu Messianität geschichtlich zu erweisen. Auch lassen sich die beiden Darstellungen von Matthäus und Lucas nicht mit einander vereinigen. Mätthäus weiß nur von dem Aufenthalt Jesu und seiner Eltern in Nazareth nach der Rückkehr aus Aegypten. Die Eltern Jesu können auch nicht von Bethlehem über Jerusalem nach Nazareth (so erzählt Lucas) und zugleich von Bethlehem nach Aegypten ziehen (so erzählt Matthäus).

Wir können daher die Vorgeschichte nur als die sinnbildliche und sinnvolle Darstellung von dem Geheimniß der Person Jesu auffassen. So hat z. B. auch Hase, welcher gänzlich darauf verzichtet, aus dieser „evangelischen Sage" irgendeine historische Wirklichkeit herauszufinden, obwohl er annimmt, daß ein geschichtlicher Kern zu Grunde liege, die Vorgeschichte gedeutet: „Die Wahrheit ist, daß in Jesu das religiöse Leben der Menschheit sich vollendet hat, insofern, als Göttliches und Menschliches eins geworden ist. Welch' edleres Sinnbild

gab es dafür, als daß eine fromme Jungfrau durch den göttlichen Geist selbst zur jungfräulichen Mutter ward! .... Das bewegte und ehrerbietige Gefühl, mit welchem wir ein anmuthiges Kind anschauen, wenn zumal seine Geburt eine große Berechtigung in sich schließt, wo ist es sinniger ausgesprochen als hier: aus dem Kindesauge blickt des Gottes Majestät, und die Mutter fühlt, daß das hülflose Geschöpf an ihrer Brust unendlich mehr in sich trägt, als sie selber hat und ihm geben konnte. Das Höchste wird geboren in der niedern Hütte, wie das meist so geschieht. Das Kind, das in der That größer und mächtiger geworden ist als Cäsar Augustus, findet keine Wiege auf Erden, als eine Krippe und, nach der fortwuchernden Sage, Ochs und Eselein blicken andächtig auf ihren Herrn und Schöpfer: aber vor dieser Krippe in der unterirdischen Kirche zu Bethlehem (nach der apokryphen Sage von der Geburt Jesu in einer Höhle), knien noch jetzt Pilger aus vielen Völkern, während z. B. jene goldne, von Reiherbüschen beschattete Wiege, welche die Stadt Paris einst dem Heldenkaiser und der blonden Tochter Habsburgs schenkte, in einer Rumpelkammer steht, und der König von Rom, der in der Wiege lag, liegt ein thatenlos untergegangener Knabe bei den Kapuzinern in der Gruft zu Wien".

„Es ist ein schöner Glaube, daß Engel sich mit den Menschen freuen und selbst die Sterne an menschlichem Geschick theilnehmen. Zwar ist's ein Manneswort: in deiner Brust ruhen deines Schicksals Sterne! Dennoch schließt unser Gefühl eine Gemeinschaft mit den strahlenden Wanderern des Himmels, und in diesem Gefühl ist die Wahr-

heit verschlossen, daß unsre Liebe uns mit dem Weltall verknüpft, und ein Wesen, das uns nahe ist, auch die Sterne lenkt nach ihrem uralten Gesetze. Die Hirten, das sind die Armen im Volke, und das niedre Volk hat dem Herrn zuerst gehuldigt, dem Sohne des Volks. Die Magier sind die Repräsentanten menschlicher Weisheit, die dem Christuskinde huldigt. Simeon vertritt die tiefere religiöse Weisheit, die den Gottessohn nicht blos mit Gaben feiert, sondern die Kämpfe und Schmerzen, die ihn erwarten („es wird ein Schwert durch deine Seele gehen"), voraussieht." (Geschichte Jesu S. 191 f.)

Also die hernieder schwebenden Engelsschaaren, die Krippe in Bethlehem, die Hirten und die Weisen sammt dem Stern des neugeborenen Königs, der alte Simeon und die Prophetin Hanna führen alle eine hohe, heilige Sprache, die so schwer nicht zu verstehen ist. Dieser ganze Stoff, in den, wie wir gesehen haben, Matthäus und Lucas sich theilen, ist ein feierliches und *poesievolles Vorwort, welches ankündigt, was wir in den Evangelien als geschichtliche Wirklichkeit zu erwarten haben* und darin suchen sollen. Es ist gleichsam die Logoslehre des Matthäus und Lucas. Und deshalb kann eben im Römerbrief ganz unbefangen geschrieben stehen, daß Jesus „*Davidssohn nach dem Fleische*" gewesen sei (Röm. 1, 3), und selbst im vierten Evangelium, daß Philippus den Nathanael zum Jünger geworben habe mit den Worten: „Wir haben den gefunden, von dem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben: Jesum von Nazareth, *den Sohn Josephs*."

4.

Versuchen wir nun, uns die geschichtlichen Anfänge Jesu zu vergegenwärtigen, so sind hier bekanntlich nicht viele Einzelheiten zu berichten. Die Evangelisten in dem von ihnen bezeugten Glauben, daß das Geheimniß der Person Jesu auf eine Gottesthat zurückweise, und daß also das Höchste in seiner Entwickelung von Oben gegeben und hiernächst aus ihm selbst hervorgegangen sei, sind um das Einzelne entweder unbekümmert gewesen oder sie konnten sichere Kunde darüber nicht mehr erlangen.

Einiges können wir doch zusammenstellen. In einer kinderreichen Familie ist Jesus aufgewachsen; vier Brüder, die uns namentlich aufgeführt werden und unter denen Jacobus später neben Petrus und Johannes das höchste Ansehen in der Gemeinde zu Jerusalem und weit darüber hinaus genoß, und außerdem mehrere Schwestern sind den Einwohnern von Nazareth bekannt gewesen. (Matth. 13, 55.) Nichts besonders Hervorglänzendes scheinen dieselben an den Seinen gefunden zu haben, woraus ihnen die hohe Begabung und Bedeutung Jesu erklärlicher geworden wäre. Doch können wir uns die Eltern, denen Jesus nicht nur zum Scheine, sondern allen Ernstes als heranwachsender Jüngling unterthan war, nicht anders als höchst ehrwürdig denken. Von Maria sind uns Züge als von einem edlen, sinnigen Frauengemüth bewahrt und von Joseph als von einem sittenstrengen Mann. Die vertrauensvolle Unbekümmertheit der Eltern um den zwölfjährigen Knaben läßt zugleich auch auf einen im besten Sinne freien und freilassenden Geist im Elternhause schließen, so daß auf diesem

Boden das heilige und große Leben in Jesus wohl gedeihen konnte, eine Fügung der allweisen Vorsehung.

Das religiöse Gemüth Jesu fand sodann von Jugend an Nahrung und Anregung durch die Ewigkeitsschrift Gottes im Wandel und Wechsel der Natur. Nicht als ob diese für sich allein religiöse Stimmung erzeugen, geschweige denn einen religiösen Genius hervorbringen könnte. Sondern dieser ist an sich selbst etwas Ursprüngliches, aber er lauscht doch gern auf die Sprache der Gottheit, wie sie rings um ihn-her sich vernehmen läßt, und läßt sie dann wiederklingen in seinen Reden und Gotteslehren. So war denn auch Nazareth, das erlesene Städtchen im Kranze blühender Gefilde, angeschmiegt an Bergeshöhe, ein Stück Gotteserde, wo ein religiöses Gemüth sich erfreute an dem, dessen Hand der Lilie das Prachtkleid webt und der den jungen Vöglein sorgenlose Sangeslust verleiht. Oder wenn auf der Höhe von Nazareth den heranwachsenden Jüngling das Morgenroth vom Jordan her grüßte, wenn im Westmeer die Sonne untertauchte und im Norden die schneebedeckten Gipfel des Libanon und des Hermon winkten, dann mochte Jesu zu Muthe sein, als ob auch jene Menschen, die fernab wohnten vom gelobten Lande, sich ihm an's Herz legten, und solch ein Bild mochte ihm in späteren Tagen vorschweben, als er sprach: „Es werden Viele kommen von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht und mit Abraham, Isaak und Jacob zu Tische sitzen, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen".

In der Synagoge war Jesus sodann schon von früh an allsabbathlich angeregt, sich mit dem alten

Testament vertraut zu machen, als dessen Meister er sich nachmals so glänzend erwies. Denn wie er einerseits stets mit eindringendstem Scharfblick auf den reinsten Sinn der alttestamentlichen Religion zurückging und beispielsweise als den Kern und Mittelpunkt aller alttestamentlichen Gebote die Gottes- und Menschenliebe hervorhob, so stand er auch wieder dem alten Testament in hoher Freiheit gegenüber, wie z. B., wenn er vom Sabbath das schöne Wort sagt: „Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen geschaffen“, oder wenn er das alttestamentliche Wort von dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jacobs gleichsam mit seinem Geiste erfüllt in der überraschenden Wendung: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen“.

Aus dem Leben seines Volkes ferner trat ihm die Messiashoffnung und Messiassehnsucht entgegen. Zwar dachte das Volk sich den Messias, wie wir bereits wissen, als einen weltlichen Herrscher, und das Verlangen nach der Weltherrlichkeit hatte sich im Gemüth des jüdischen Volkes von den Zeiten der Propheten her mit dem Messiasglauben unauflöslich verbunden; aber immerhin war es doch die Ahnung seiner weltgeschichtlichen, religiösen Aufgabe, die solchergestalt durch das ganze Volk ging und Jesu bis zu einem gewissen Grade den Weg bereitete, wiederum freilich auch verschloß.

Unter solchen Verhältnissen also, fördernden und hemmenden, entfaltete sich in aller Stille der Geist Jesu und in Jerusalem, geweiht durch so viele Erinnerungen, besungen in so glühenden Liedern, sicher schon dem Knaben vertraut, unter dem mächtigen Eindruck des herrlichen,

herodianischen Tempels und eines von der ganzen Nation gefeierten religiösen Festes hat der Zwölfjährige den erstaunten Eltern zum erstenmal aus dem übervollen Herzen geredet von dem Ruf Gottes an ihn: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?“

Das ist bekanntlich die einzige Erzählung aus dem Jugendleben Jesu und man beklagt es zuweilen, daß wir so wenig über dieses wissen. In Wahrheit, möchte ich behaupten, wissen wir Alles, was Menschen wissen können. Denn das Verwundern seiner Vaterstadt bei seinem erstmaligen prophetischen Auftreten: „Woher kommt diesem solche Weisheit?“ ist ein unbeabsichtigtes und deshalb um so zuverlässigeres Zeugniß von einer in keiner Weise auffallenden Jugendentwickelung. Und das Mißverständniß seiner Mutter und seiner Brüder, die ihn zuerst heimholen wollten, weil sie meinten, „er sei von Sinnen“ (Mc. 3, 21), bestärkt dieses Zeugniß in der denkbar kräftigsten Weise. Das Leben Jesu in seiner Jugend bot den Menschen thatsächlich nichts besonders Auffallendes, denn der Inhalt desselben war eine Geschichte nicht vor Menschen, sondern zwischen ihm und seinem Vater im Himmel.

Als aber Jesus zum Manne herangewachsen war, erhob sich in der jüdischen Wüste die Stimme des Predigers der Gerechtigkeit und der Buße. Johannes stand auf zugleich als die aufstrahlende Morgenröthe und als der scharfe Morgenwind des messianischen Welttages. Er ging aus von der Gewißheit, daß „das Himmelreich nahe herbei gekommen sei“. Seine seltsame Erscheinung im rauhen Prophetenmantel mochte die Macht seines stürmischen Geistes, welcher das Himmelreich mit Gewalt herbeizwingen

wollte, unterstützen, daß „zu ihm hinausströmte Jerusalem und ganz Judäa und Alles, was am Jordan lag". Seine Größe, von Jesus über alle bisherige Menschengröße gestellt, war sein unbeugsamer sittlicher Ernst und seine Himmelreichssehnsucht. Anstatt der faulen Beruhigung, daß Abrahams Kinder das Heil der messianischen Zeit gewiß erlangen würden, erkennt Johannes nur in einer ernsthaften Sinnesänderung und ihren sittlichen Früchten eine Anwartschaft auf das messianische Heil an. Alle sollen sich diese erwerben durch das Versprechen der Buße in der Taufe und so mit ihm das Himmelreich herbeizwingen. Denn schon ist der Messias da und er wird die Wurfschaufel in seiner Hand tragen, um Spreu und Weizen zu sondern, aber er wird mit dieser Feuertaufe des Gerichtes auch die Taufe mit dem heiligen Geist verbinden und so erhaben sein, daß Johannes sich nicht werth achtet, „seine Sandalen zu tragen".

Jesus hat dies Verheißungsbild des Täufers in Wahrheit doch noch übertroffen. Denn wie wir es im vierten Evangelium lesen: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde". (Joh. 3, 17.)

Aber das Auftreten des Täufers zog auch Jesum zum Jordan hin. Und als er hier ein Zeuge der mächtigen und ernsten Volksbewegung wurde, begehrte auch er die Taufe. Denn seine Stunde war nunmehr gekommen. Mit der Himmelreichsbotschaft des Täufers und in dem Messiasverlangen des Volkes drang die Forderung an sein Herz, einzutreten in das Amt, zu dem er die hohe Ausrüstung in seinem Geiste trug. Was in seinem

Herzen noch schlummerte regte sich, die verhaltene Gluth der reinsten Heilandsliebe lohte in mächtigen Flammen auf, der Gewißheit des göttlichen Rufes entsprachen der eigene Drang und die in dem großen Entschluß gehobenen und sich entfaltenden Kräfte des Geistes.

So wurde ihm die Taufe zur Uebernahme seines religiösen Berufes in dem ganzen Ernst einer vollkommenen Selbsthingabe an Gottes Willen, aber zugleich auch mit der begeisterungsvollen Herzenserhebung, wie sie nur eine große Weihestunde des Lebens auszeichnen kann. Eben dies soll auch sinnbildlich dargestellt werden im Herabkommen des Geistes in Taubengestalt, als dem Sinnbild der opferwilligen Gesinnung, und in der Stimme vom Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe", worin die freudige Gewißheit ausgedrückt ist, daß Jesus dem Rufe Gottes folge.

Der Weihestunde am Jordan folgte die letzte einsame Vorbereitung in der Wüste. Hiervon erzählt uns die Versuchungsgeschichte, welche zunächst, weil sie innere Vorgänge als äußere darstellt, uns fremdartig anmuthet.

Denn wie und in welcher Gestalt soll der Versucher sich genaht haben, wie kommt Jesus aus der Wüste so plötzlich auf die Zinnen des Tempels und wo ist der Berg, von dem man alle Reiche der Welt überschauen kann? Antworten wir zunächst auf die letzte Frage: Im Geiste findet man den Berg überall. Und damit haben wir die Lösung für das Ganze. Lassen wir Alles geschehen sein im Widerstreit der Gedanken, dann haben wir hier sofort sehr bedeutsame wirkliche Geschichte, nämlich Kunde von grundlegenden Selbstentscheidungen Jesu. Machte

dann Jesus später seinen Jüngern hiervon Mittheilung etwa in der ihm so geläufigen Form eines Gleichnisses, um sie, wie es dringend nöthig war, über seine wahre Absicht zu belehren, dann konnte sich die Versuchungsgeschichte sehr leicht so gestalten, wie wir sie jetzt vorfinden. Und was können wir nun dieser Geschichte entnehmen?

In den drei Versuchungen stellen sich die drei Abwege dar, auf welche das Messiasamt nach der damaligen volksthümlichen Auffassung lockte. Denn wenn schon die alten Propheten in ihrem Messiasbilde stark die weltliche Seite betont hatten, wenn z. B. Jesaja vom messianischen Jerusalem weissagt:

Der Meere Reichthum wendet sich,
Die Schätze der Völker dir zu,
Von Karawanen wirst du bedeckt,
Von Midian kommen und Epha,
Von Saba viele Kameele,
Gold und Weihrauch zu bringen
Zur Ehre des Gottes Jehovah!

dann war es nicht verwunderlich, wenn die Phantasie des Volkes sich mit Vorliebe an diesen Bildern erfreute und das allgemeine Verlangen sich auf einen Messias richtete, bei welchem die weltliche Herrlichkeit durchaus im Vordergrunde stand. Näher traten dann ganz bestimmte Erwartungen hinsichtlich seiner Leistung, seiner Beglaubigung und seiner Machtfülle hervor.

In der ersten Versuchung nämlich handelt es sich um die messianische Leistung. Die Wüste schon und Jesu eigener Hunger und Durst legten nahe, die äußere Noth des Volkes gemäß der rauhen Wirklichkeit aller Zeiten

zu erwägen. Und das Seufzen und Sehnen der Armuth, in welcher auch das Gute so leicht zu Grunde geht, das allgemeine Verlangen, das allgemeine Streben nach Glückseligkeit schien dem Messias die Aufgabe zuzuweisen: „Schaffe Brod und wäre es auch aus Steinen!" Aber das wäre doch nur eine weltliche Leistung gewesen, nicht eine religiöse. Jesus sahe diese letztere als die größere und dringendere und gottgewollte an gemäß der höheren Menschennatur: „Der Mensch lebet nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes gehet". Und so ergriff er diese Aufgabe von vornherein als die ihm von Gott gestellte und zwar als die einzige, die ihm Gott stellte, so daß er z. B. später es verweigerte, auch nur Schiedsrichter in einem weltlichen Streit zu sein.

In der zweiten Versuchung handelte es sich um die Beglaubigung des Messias. Das Volk verlangte Wunder und zwar recht auffällige. Ein Sprung von des Tempels Zinnen hätte der Erwartung des wundersüchtigen Volkes entsprochen und wäre, gut abgelaufen, für das Volk die rechte messianische Beglaubigung gewesen. Jesus aber hegt eine zu große Ehrfurcht auch vor Gottes Naturordnung: Du sollst Gott, deinen Herrn nicht versuchen! Und seine Beglaubigung suchte er ganz allein in dem Seelenheil, das von ihm ausgeht zu Denen, die ihm nachfolgen: „So Jemand will den Willen Gottes thun", rief er aus, „der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede".

In der dritten Versuchung handelte es sich um die Machtfülle des Messias. Da stand wiederum das

lockende Bild weltlicher Herrlichkeit vor ihm: „Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest". Aber Jesus faßte sein Ziel größer, als die Verherrlichung Gottes vor den Menschen im messianischen Dienen, und demnach als seinen Thron die Liebe.

So liegt in der Versuchungsgeschichte — und das eben ist das Geschichtliche an ihr — bereits die volle innere Entscheidung in dem Leben Jesu. Daher sehen wir auch trotz seiner ungemeinen Weltoffenheit kein Suchen oder Schwanken in der Art seines öffentlichen und privaten Wirkens. Er ist zu vergleichen einem Diamant, der seine Strahlen nach allen Seiten leuchten läßt, wie man ihn wendet. Darauf beruht es, daß der Christus des Johannesevangeliums, das „Fleisch gewordene Wort", „das zuvor beim Vater war, göttlichen Wesens" und der Jesus der drei ersten Evangelien, die uns den Menschensohn „vor die Augen malen", schließlich den gleichen Eindruck bei uns hinterlassen. Das Unerschütterliche seines Charakters, die veränderungslose Größe seines Wesens, das durchaus Reife seines Innern spiegelt hier wie dort wieder „die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit", bezeugt uns dort wie hier immer das Eine, daß Gott nicht nur mit ihm war, sondern geistig mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnte.

Es ist aus diesem Grunde nicht nöthig, wie es hier ja auch unstatthaft wäre, nunmehr in alle Einzelheiten des Lebens Jesu einzugehen. Wir können uns vielmehr damit begnügen, die Grundzüge desselben kurz zu entwerfen. Wir wollen nur ein Bild zeichnen, keine irgendwie erschöpfende Geschichte geben.

Allem voran steht bei Jesus der Zug zu den Menschen hin. Welch ein Gegensatz zu dem Täufer! Dieser flüchtet das Heiligthum seines Herzens in die ernste, große Wüsteneinsamkeit, Jesus geht in die Häuser und läßt sich von vornehmen Pharisäern und verfehmten Sündern und Zöllnern zur Tafel laden und der Haß der Feinde säumte ja nicht, dies zum Anlaß zu nehmen und ihn „einen Fresser und Weinsäufer“ zu heißen. Hart und drohend sind die Bilder in den Reden des Täufers, wie seine eigne Erscheinung rauh und ernst. Er sprach von den Steinen und dem Schlangengezücht, wie er es vor Augen hatte, von dem Feuer des Gerichtes, wie es nach alter Sage einst die fruchtbare Ebene um Sodom und Gomorra zum todten Meer verkehrt haben sollte. Die Bilder in den Reden Jesu sind holdselig wie er selbst, hergenommen von Saat und Ernte, Fischfang, Ackerbau, Handel, Hochzeit und Kinderspiel, kurz aus der ganzen Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens. Johannes schafft am Jordan ein abgesondertes Heiligthum, und er läßt die Leute zu sich kommen. Jesus zieht von Stadt zu Stadt, er mischt sich unter die Festpilger, die in Schaaren nach Jerusalem wandern. Da kann er immer von neuem seine Netze zum Himmelreich auswerfen. Rauschend folgt ihm die Volksmenge, daß die Blinden bei Jericho aufhorchen und daß Zachäus den Maulbeerbaum erklettert, um ihn nur zu sehen. In der Salomonischen Halle des Herodianischen Tempels hält er mit Einzelnen Zwiegespräch, disputirt er mit seinen Gegnern, nicht kleinlich, sondern groß, geistesmächtig, überlegen, unüberwindlich. Man denke nur an das Gespräch über den Zinsgroschen, mit dem Schlußworte Jesu: „So gebet dem

Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist". Ueberall, wo Jesus Gelegenheit findet, lehrt er auch frei öffentlich vor einer lauschenden Menge. Und man drängt sich um ihn, man rührt im Gedränge gläubig sein Gewand an und meint, es unbemerkt zu thun, so Viele sind um ihn her.

Das ist seine Menschenfreundlichkeit. Nur nach heißer Tagesarbeit in der Menschen Mitte zieht es ihn dann auch zur Stille und, um neue Kraft zu schöpfen, zum Frieden des Gebets, das in seinem Leben eine so wichtige Stelle einnimmt. Und Keiner ist zu gering, Keiner ist zu hoch für ihn. Durch sein Leben klingt es: „Kommt her zu mir Alle!" Und insbesondre die Mühseligen und Beladenen, Aussätzigen, Blinden, Kranken und Krüppel und Armen sollen seines Trostes froh werden. Selbst wo die Pharisäer Steine aufheben, spricht er das Wort der Vergebung und die Mahnung der Liebe: Sündigt hinfort nicht mehr! Sein Sehnen ist es, mit geretteten Seelen in großer Menge als mit einem heiligen Schmuck vor Gottes Angesicht zu treten.

Das Zweite ist die erhabene Geistigkeit seiner Lehre. Des Täufers ernste Buß- und Gerichtspredigt wird bei Jesus zum frohen Aufruf, einzukehren in Gottes Frieden und anzunehmen des Menschensohnes „sanftes Joch und leichte Last".

Aufgethan sind die Thore des göttlichen Reiches, nur eigne Schuld schließt uns von seinen beseligenden Gütern aus, ja nur eigenwilliges, trotziges Beharren in der Schuld, nur verstocktes, halsstarriges Widerstreben gegen die Stimme der Wahrheit und den Zug des Vaters zum Sohne. Denn

auch den reuig umkehrenden Sünder nimmt Gott mit Vaterarmen auf und mit neuem Glanz umkleidet seine Güte die gerettete Seele.

Aber dies geschieht freilich nur der Seele, die wirklich bereut, wirklich umkehrt, wirklich des Vaters Gnade mit brennendem Verlangen sucht. Die dem Schalksknecht erwiesene Gnade wird zurückgenommen, das Unkraut unter dem Weizen wird schließlich verbrannt, die faulen Fische werden weggeworfen. Daher heißt es noch immer: „Die Gewalt brauchen, reißen das Reich Gottes an sich!“ und wer sein Leben verlieret, der wird es gewinnen! und wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe!

Die sanfte Melodie von der Vatergüte und Gnade schlägt also um in den Kriegsgesang zum großen, heiligen Lebenskampf: Nur Eins ist noth; und für das Eine, die köstliche Perle des Himmelreichs, gieb Alles, gieb es gleich, und frage nicht: Was wird mir dafür! Denn ein Narr ist der, welcher Schätze sammelt, die ihm wieder entrissen werden so oder anders, ein Weiser, der sich auch mit dem ungerechten Mammon Freunde im Himmel erwirbt! Und schrecklich ist der Selbstbetrug, wenn wir unsre Lampen nicht schmücken und mit Oel füllen, daß sie brennen und leuchten auf die Stunde, da der Bräutigam kommt.

Daher so groß das Heil der Jünger ist, denn Könige und Propheten begehrten zu sehen, was sie sehen und habens nicht gesehen: so groß soll auch ihr Sinn sein. In aller Treue, in allem Gehorsam und ungebeugten Muthes geht ihr Weg, von Haß und Verfolgung umstellt, mit Kreuz und Folter bedroht zu dem, der wohl belohnen kann. Desgleichen rein und kindlich demüthig und unbe-

irrt von allem Kampf sollen sie zu Gott aufblicken und betend den Vater schauen, kindlich demüthig sollen sie Brüderlichkeit und Liebe von Herzen üben nach dem Vorbilde dessen, der seine Sonne scheinen lässet über Gute und Böse. Und die stille, verborgene, ja längst wieder vergessene That der Liebe an dem Geringsten der Menschen, wird einst verzeichnet stehen im Buche des gerechten Richters und wird da aufstehen als ein freundlicher Pförtner zum Himmel.

Das Dritte, was in den evangelischen Berichten einen breiten Raum einnimmt, sind die Wundererzählungen. Der wissenschaftliche Standpunkt ihnen gegenüber ist der prüfende, nicht der von vornherein verneinende, aber der ernsthaft prüfende, der so weit möglich aus der Gesammtüberlieferung das Wahrscheinliche zu ermitteln strebt.

Manches ist hier nämlich ohne Zweifel dem Buchstaben nach preiszugeben als das zwar sinnvolle, aber doch nicht hinreichend geschichtlich begründete Gebilde einer vom Geiste bewundernder Ehrfurcht getragenen Ueberlieferung. Dem Geiste nach und in sinnbildlicher Deutung behalten auch diese Erzählungen bleibenden Werth: also die Todtenerweckungen, die Naturwunder wie die Weinverwandlung oder das Wandeln auf dem Meer. Möglich ist es aber auch, daß Einiges natürlich zu erklären ist, daß z. B. die Speisung der 5000 ein großes Liebesmahl unter Jesu Leitung war, da Jeder, durch Jesu Liebesgeist angeregt, von dem Seinen gab, daß Alle satt wurden, auch die, welche mit leeren Taschen gekommen waren. Diese Ermäßigung der evangelischen Berichte kann nicht abgewiesen werden. Denn wäre Alles so, wie es erzählt wird

vor den Augen der Jünger wirklich geschehen, wie wäre dann Judas ein Verräther, Petrus ein Leugner geworden, wie hätten das Volk und die Volksobersten noch Zeichen begehrt und wie hätte Jesus z. B. in Nazareth kein Wunder thun können um des Unglaubens seiner Vaterstadt willen?

Aber Krankenheilungen, wie sie ähnlich noch in den apostolischen Zeiten von Paulus ausdrücklich bezeugt werden als auf einer christlichen Geistesgabe in der Gemeinde beruhend (z. B. 1 Cor. 12, 9 f.), sind von Jesus zweifelsohne in ungewöhnlicher Art, nämlich durch seinen persönlichen Eindruck und durch sein Wort, bewirkt worden. Zahlreiche seelisch Aufgeregte, die sogenannten Besessenen, hat er beruhigt, Gelähmte, Stumme, Kranke andrer Art durch mächtige Neubelebung ihres Willens oder sei es durch magnetisch wirkende Kräfte hergestellt, wir wissen nicht weiter, wie es geschehen sein mag. Neben seinem Lehramt ist diese seine Heilthätigkeit, manchmal bis zur äußersten Erschöpfung seiner Kraft, sein tägliches Werk gewesen, begreiflicher Weise je länger, desto mehr unterstützt durch den Ruf, der ihm voranging. Es gehörte das in seiner Zeit mit zu seiner unentbehrlichen messianischen Ausrüstung und gewährt uns bis auf diesen Tag das anschaulichste Bild seiner unermüdlichen Liebe und einzigartigen Geisteskraft. Jesus, ein krankes Kind heilend, wie es Gabriel Max etwa dargestellt hat, das ist das Bild des Heilandes, wie es im Volksgemüth lebt und immer leben wird. Und aus diesem Bilde strahlt uns auch immer wieder etwas von der Gottesmajestät entgegen, die durch sein Wesen, seine ganze Persönlichkeit ihren Glanz und ihre Herrlichkeit ergossen hat.

Aber das eigentliche Geheimniß des Lebens Jesu ist sein Selbstbewußtsein, sein Bewußtsein um sein Verhältniß zu Gott. Er selbst hat es in feierlicher Rede ausgesprochen: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater und Niemand kennt den Sohn, als nur der Vater und auch nicht den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren". (Mt. 11, 27.) Damit können wir zusammenstellen die Aeußerungen im Johannesevangelium, einerseits: „Der Vater ist größer denn Alles" (Joh. 10, 29), „größer denn ich" (Joh. 14, 28) und andrerseits: „Ich und der Vater sind eins". (Joh. 10, 30.)

Diese Kraft des religiösen Verhältnisses und der unendliche Seligkeitston darin macht den geschichtlichen Charakter Jesu aus, macht ihn zum Religionsstifter, ist die Gottesweihe, die über sein ganzes Dasein ausgegossen ist, der Berg seiner Verklärung, der ewig leuchtend in der Menschheitsgeschichte ragt. Hierin liegt auch der Erweis seiner Sündlosigkeit. Denn wir vermögen in dem Selbstbewußtsein Jesu nichts zu entdecken, was auf eine sündige Vergangenheit oder eine sündige That zurückschließen ließe. Vielmehr sein Bewußtsein als des Sohnes Gottes wäre bei solcher Voraussetzung in dieser Reinheit, Freudigkeit und Kraft als die Seele seines Lebens unmöglich. So ganz „war Gott in Christo", weil die Sünde gar nicht in ihm war.

Seine Sündlosigkeit ist ihm aber nicht etwa ein- für allemal fertig gegeben, sondern er hat sie sich immer in ächt menschlicher Weise durch eigne Willensthat und Entscheidung errungen. Nur solche Kämpfe, die mit gründlichen Umwandlungen verbunden sind, können wir bei ihm

nicht nachweisen. Auch die Versuchungsgeschichte und der Seelenkampf in Gethsemane lassen uns nicht eine innere, sittliche Unentschiedenheit, sondern nur den vollen Ernst erkennen, mit welchem Jesus im einzelnen, entscheidungsvollen Augenblick die Frage nach dem, was sein Vater wolle, sich stellte, und mit welchem Jesus allen natürlichen Bedenken und Hemmungen zum Trotz für den Willen des Vaters, ob er auch den übervollen Leidenskelch darreichen mochte, rückhaltlos sich entschied.

Näher angesehen, bewährte sich Jesu Sündlosigkeit nach den drei Seiten des natürlichen Lebens, des göttlichen Sittengesetzes und des Berufes.

Das natürliche Leben hat Jesus gemäß seinem Selbstbewußtsein im Lichte Gottes angeschaut uud genommen. So war es ihm erstens das sinnige Gleichniß des Ewigen, die Thatensprache des himmlischen Vaters an das sinnende und sehnende Menschenherz. Und sodann zweitens wurde es ihm gottgeordnete Wohlthat in seinen Gütern und Freuden. Daher war er selber fröhlich mit den Fröhlichen und hatte er seine Freude am hellen Sonnenschein und fruchtbaren Regen wie am harmlosen Kinderglück und nahm an dem dankbaren und reinen Lebensgenuß ohne jede mönchische Zurückhaltung theil. Zum Dritten aber war ihm das natürliche Leben doch immer das Vergängliche, darin die Menschenseele sich nicht festhalten lassen dürfe, auch nicht durch die süßeste Gemeinschaft der Liebe von Vater und Mutter, Mann und Weib, Bruder und Schwester oder geistiger Jüngerschaft, sondern daraus die Menschenseele sich vielmehr solle emporringen zu dem Vater, der größer ist denn Alles. So stand er

frei in der Welt und über der Welt da aus keinem anderen Grunde, als weil er so tief in Gott gegründet, weil Gott in seinem Herzen Alles war.

Das göttliche Sittengesetz hat Jesus erstlich nach seinem ganzen Inhalt und nach seiner Tiefe verstanden, wonach es die reinste Gesinnung, das reinste Herz als den Quell alles Guten fordert. Sodann aber ist es ihm in seinem Sohnesbewußtsein gar nicht eine Last und schwere Aufgabe, sondern die höchste Freude seines Geistes gewesen, das Gesetz zu halten. Es ist zwischen Gottes und seinem eigenen Willen kein leiser Gegensatz, kein Schatten von Entfremdung, sondern die innerlichste Harmonie, voller, seliger Einklang. „Meine Speise", sagt er, „ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat".

Seinen eigenthümlichen Beruf endlich hat er selbst als einen einzigartigen und weltumfassenden begriffen. Es ist der Beruf aus dem Herzen des liebenden und rettenden Vaters aller Menschen, also der Beruf der Liebe selbst. Dieser Beruf fordert strengsten Dienst und ganz selbstlose Hingabe, unablässige Treue, Geduld, Glauben und Leidensmuth. Es ist, wie wir schon bei der Versuchungsgeschichte gesehen haben, der Messiasberuf an den Sündern und zwar allein an den Seelen derselben und für den Frieden der Seelen, ohne jede weltliche Nebenaufgabe. Und so hat Jesus diesen Beruf rein erfüllt, mit strenger Enthaltung von dem, was nicht seines Amtes war, auch zunächst in den gottgewiesenen Schranken innerhalb seines eigenen Volkes und wiederum an den ihm enger Verbundenen mit gesunder und weiser Erziehungskunst. Diese Erziehungskunst bewährt er z. B.

meisterhaft in der Art seiner Lehre, in der eigenthümlich überzeugenden und eindringlichen Kraft derselben. Die Form der Gleichnißrede wählt er aus erzieherischen Rücksichten, um seine Hörer durch diese Form hinauffzuheben zur höheren Erkenntniß und sie von der Wahrheit zu überführen. Man denke nur an das Gleichniß vom verlorenen Sohn: so handelt ein rechter Vater schon auf Erden, wie viel mehr der im Himmel! So hielt Jesus seine hohen Geistesgaben und all seine Willenskraft und Weisheit streng in der Zucht seiner göttlichen Aufgabe.

Die Sündlosigkeit machte ihn auch zum Herzenskündiger. Denn nach einem Wort der Bergpredigt leuchtet nur die reine Seele (Matth. 6, 22 f.) im Innern wie äußerlich das gesunde Auge. Demnach wandelte Jesus im vollsten Licht und durfte sagen: „ich bin das Licht", ähnlich wie 1 Joh. 1, 5 gesagt wird „Gott ist das Licht und ist keine Finsterniß in ihm". Und darum rief jede Abweichung vom Guten bei Jesus sofort den Widerspruch seines reinen Herzens hervor und er merkte, was im Kreise seiner Jünger Unheiliges sich regte, was seine Feinde sannen und was Judas plante, er erkannte unter dem äußerlich frommen Anstrich die Herzenshärtigkeit und Bosheit der Menschen.

Aus der Sündlosigkeit Jesu allein ist auch die überwältigende Einwirkung völlig zu erklären, die seine Persönlichkeit auf seine Jünger ausgeübt hat. Sie beugen sich unter seine Hoheit, unter ihn, als den „Herrn" und nennen sich am liebsten seine Knechte, seine „Sklaven", doch in voller Freudigkeit, nur um zu bezeichnen, wie sie ihre Seele ganz rückhaltlos an ihn dahingegeben haben in

freier, begeisterter und verehrender Liebe. Und sie halten zu ihm trotz aller Verfolgung bis in den Tod. Eine solche Hingebung findet nur eine ganz außerordentliche Größe, und zwar, da bei Jesus jeder äußere Glanz fehlte, die außerordentlichste Geistesgröße, die geistesmächtigste Persönlichkeit.

Dazu kommt der heilige Sinn, der uns aus dem apostolischen Leben und aus den apostolischen Schriften entgegenweht. Das ist ein unerschütterliches Denkmal für den Sinn Jesu, aus welchem sich diese Fluth eines neuen, göttlichen Lebens in die Jüngerherzen ergossen hatte.

Und nur so begreifen wir endlich auch den unversöhnlichen Haß der Feinde. Es ist das der Haß der Sünde selbst gegen das Reine, der Haß, wie er nachmals instinktiv auch in der Heidenwelt gegen die Christen hervorbrach, weil diese die thatsächliche Verurtheilung, das lebendige Todesurtheil über die heidnische Sünde waren. Das war der sündlose Jesus ebenfalls gegenüber dem äußerlichen jüdischen Gottesstaat, welcher dem nichtwiedergeborenen Herzen Raum genug ließ, und er war es gegenüber einer irdischen Gesinnung, die sich mit dem Kleid stolzer Werkgerechtigkeit in sittlich werthlosen Dingen und selbstsüchtiger Frömmigkeit zu decken glaubte. Durch seine bloße Erscheinung und vollends durch die Energie seines Lebens, seines sich geltend machenden Geistes in Wort und That griff Jesus der eingefleischtesten und hartnäckigsten Sünde seines Volkes an's Herz.

Und so erfüllte sich sein Geschick: „Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf" (Joh. 1, 11). Es war schließlich nach vergeblichen Ver-

suchen, das Volk zu seinem Sinn zu erheben, seine eigene That, welche zur Entscheidung drängte. In Jerusalem nach prophetischem Worte als Friedenskönig einreitend, die freudigen Huldigungen der Jünger und einer festlichen Pilgerschaar entgegennehmend, im Tempel alsdann als der Herr auftretend in der auch sinnbildlich bedeutsamen Tempelreinigung: so offenbarte er sich vor dem ganzen Volke mit seinem Anspruch auf die Messiaswürde. Und nun vollzog sich in raschem Verlauf das große weltgeschichtliche Drama.

Denn das Volk hatte doch nur im Mißverständniß mit eingestimmt in das „Hosianna dem Sohne Davids!" nur in dem Sinne, einen Volksmessias, nicht den Weltheiland, nicht den geistigen Fürsten des Lebens und des religiösen Friedens zu begrüßen. Darum als Jesus nicht fortfuhr auf dem eingeschlagenen Wege eines äußerlichen Vorgehens, sondern die alte Weise seines Lehramtes wieder aufnahm, da hatte er die Gunst und den Glauben des Volkes verloren. Zuerst die Königserklärung im Einzug und dann doch nur geistige Reformation, nur Predigt, Mahnung und Tröstung, nur das Wort anstatt der That, das wirkte im Volke wie jedesmal nach großen Erwartungen auf Erfüllung glühender, nationaler Wünsche die nachfolgende Enttäuschung.

Diese Stunde ergriffen Jesu Feinde. Das Todesurtheil war in ihrem Rathe gefällt und die Furcht vor dem Volk hielt sie nicht mehr in Schranken. Selbst ein Jünger kam ihnen ja in diesem Augenblick entgegen und konnte ihnen zeigen, wie die Enttäuschung gewirkt hatte.

Denn, wie es scheint, ist der Abfall des Judas ebenso wie die herausfordernde, freche Art seines Verrathes nur so zu erklären: Der erziehenden Liebe Jesu war es bei ihm von allen Jüngern am wenigsten gelungen, die irdischen Messiasgedanken zu läutern und seinen Sinn auf Höheres zu lenken. Darum vollzog sich bei Judas in diesen Tagen mit der Erkenntniß seines Irrthums der erschreckend rasche Umschwung von Verehrung in glühenden Haß und lauernde Tücke, so daß Jesus wohl merkte, was in ihm vorgegangen war.

Allein wie nun einmal das Volk in seiner Mehrheit gesinnt war, wie der Umschwung in der Volksstimmung sich verrieth: sahe Jesus mit Klarheit dem Tode entgegen, jedoch als einem göttlichen Verhängniß, so sehr es auch zugleich in irdischen Dingen seinen Grund hatte.

Und als ein göttliches Verhängniß nahm er sein Geschick hin mit großem Sinn und gab er demselben auch noch ausdrücklich für die Seinen die göttliche Weihe, wie sie an und für sich schon in seiner reinen Person und seiner heiligen Gesinnung begründet war. Was ihm durch der Welt Haß, des eignen Jüngers Verrath und nach Gottes Fügung als schwerste Prüfung auferlegt war, machte er zur eignen, schönsten Liebesthat, die in ihrer Reinheit und Größe von ewiger Bedeutung sein wird. Und schon sieht er hinweg über die Leiden und Kämpfe und freut sich jener Zukunft, da seine im Tode verherrlichte Liebe beim feierlichen Mahl tröstend, erhebend und mahnend im Gedächtniß der Seinen leben wird.

Aber aus dem Frieden des letzten Abendmahles, über welches doch auch schon die Schwermuth des nahen Todes

sich lagerte und die Schwermuth der Liebe, die ihr theuerstes Werk unvollendet, die liebsten Seelen noch ungefestigt sieht, ging es endlich hinaus in das nächtliche Dunkel, in die Schatten der Oelbäume von Gethsemane. Da, ergriffen einerseits vom Todeswehen und zurückblickend andrerseits auf die matte Jüngerschaar, die auch nicht eine Stunde mit ihm wachen konnte, kehrte die Frage noch einmal in Jesu Herz zurück, ob denn der Todesweg unvermeidlich, ob er die klare Gottesfügung sei. Und da regte sich noch einmal die Fülle weicher, menschlicher Empfindung und seine Seele wurde betrübt bis in den Tod. Denn größer als das Dunkel der Nacht um ihn her war ja das Dunkel, welches sein Volk und sogar noch seine Jünger umfing. Doch siegreich erglänzte durch alles Dunkel seines Vaters Wille als seine Geistessonne.

Und von nun an sehen wir ihn nur noch einmal bei fast verlöschendem Lebenslicht zagend und fragend, sonst aber in Königshoheit über seinen Leiden. Sein Messiaslohn war ihm geworden: eine Dornenkrone und der Purpur des unter Geißelschlägen strömenden Blutes und der Thron des Martyriums am Kreuz. Aber keine Geisteshöhe ist von Menschen je erreicht, die dieser gleich gewesen. Es ist der vollste Sieg des Geistes, der Religion und der Liebe über die rohe Gewalt der Sünde.

Die christliche Kunst hat seitdem einen Kranz gewunden, um in geistiger Weise das Grab des Gekreuzigten wieder und wieder zu schmücken, wie in einer unsterblichen Liebe ihm nachtrauernd und ihn feiernd. Dieser Kranz ist zusammengesetzt aus der Passionsblume, in deren Frucht-

gefäßen man das Abbild der Marterwerkzeuge finden will, aus Dornen und Disteln, darstellend die Mühen und Schmerzen des Erlösers um die Welt, aus der fünfblättrigen Rose, dem Sinnbild der fünf Wunden Jesu und der Lilie, dem Sinnbild der Reinheit. Die Hand des Allmächtigen aber lieh ihm noch eine andre Siegespalme und einen andern Kranz der Ehren.

Und davon handelt der erhabene Schluß unsres Lebensbildes.

Der furchtbare Sturm war vorüber. Aber welche Trümmer, welche Verheerungen hatte er zurückgelassen! Wie furchtbar trostlos sah es in der Jüngerschaar aus: Judas ein Verräther und nun — er muß ihn doch noch geliebt haben — in wilder Reue! Petrus in der Schande der Verleugnung, und von den Andern auch Niemand in der Noth bewährt, und der Herr im Grabe!

Nur Eins war zurückgeblieben, die Spur seines Lebens und Geistes in den Jüngerherzen; unter allen durchlebten Schrecken und Aengsten und Enttäuschungen der tiefe Eindruck seines unüberwindlichen Muthes, seiner Sanftmuth, Liebe, Heiligkeit, Geduld und Gottesfülle. Das war nicht wegzulöschen, das Bild haftete, lebte in den Herzen, trat immer wieder aus aller Trauer hervor in seinem hehren, himmlischen Glanz.

Aber ihr Herz mußte das liebe Bild ja auch immer wieder in Trauerschleier hüllen, ja es blickte sie wohl verklagend und vorwurfsvoll an, es ließ sie nur ihre Verlassenheit, ihren traurigen Zustand um so schmerzlicher empfinden. Wie kam es denn, was uns das sichere Zeugniß des Paulus verbürgt? Dieser zählt auf: „daß Jesus

(nach seinem Kreuzestode) gesehen ist von Kephas (d. h. Petrus), darnach von den Zwölfen, darnach ist er gesehen worden von mehr denn 500 Brüdern auf einmal, davon noch viele leben, etliche aber sind entschlafen. Darnach ist er gesehen von Jacobus, darnach von allen Aposteln. Am letzten nach Allen ist er auch von mir (als einer unzeitigen Geburt) gesehen worden" (1 Cor. 15). Wie ist das geschehen und zwar schon am dritten Tage, schon am Sonntag, nachdem die Jünger am Freitag Augenzeugen des langsamen Kreuzestodes und der Grablegung waren, sofern sie nicht in beschämender Flucht den einem schmachvollen Tode Ueberlieferten verlassen hatten?

Wir begnügen uns in aller Kürze auszusprechen, daß nach unserm Urtheil hier die natürlichen Erklärungen nur bei vorgefaßter Meinung überzeugen können. Freilich ist wohl zu beachten, daß es immer zwei verschiedene Fragen sind, wie die Erscheinungen der Jünger zu erklären sind und was aus dem Gekreuzigten geworden ist. Es könnte z. B. Jemand die Erscheinungen als Visionen (d. h. Bilder, die aus der aufgeregten Phantasie der Jünger erzeugt wurden) sich erklärlich machen und doch zugleich vom Leben des am Kreuze Getödteten überzeugt sein. Die sichtbare Erscheinung des Lebendigen gehört nicht nothwendig zu seinem Leben. Und mochte sie für den noch schwachen Glauben der Jünger nöthig sein, so ist sie es doch nicht für den Glauben an sich.

Aber es giebt Dinge, denen gegenüber es wissenschaftlich ist, auf eine natürliche Erklärung zu verzichten, weil hier die Grenzen der menschlichen Erkenntniß liegen und das göttliche Geheimniß beginnt. So ist es

z. B. mit dem Ursprung der Materie, des Lebens, des Geistes und so nach unserer Ueberzeugung mit diesen so zahlreichen Erscheinungen, die uns Paulus aufzählt. Denn wäre das, was die Jünger gesehen als Vision nur aus ihrem eignen aufgeregten Sinn entsprungen, dann müßte nicht nur Paulus, der einzelne Mensch, dann müßten alle Apostel, ja die 500 Jünger alle mit einander und zugleich Visionäre gewesen sein. Und ein merkwürdig rascher, seelisch doch nicht eben leicht erklärlicher Stimmungswechsel müßte als Voraussetzung angenommen werden. Auch aus der untröstlichen Trauer über einen Gestorbenen, da man's nicht fassen kann, nicht glauben will, daß ein theures Leben entflohen ist, folgt nimmer von selbst der Glaube an Auferstehung und ewiges Leben und himmlische Herrlichkeit, vor allem nicht ein solch begeisterter, ein solch todesmuthiger, weltüberwindender Glaube wie bei Jesu Jüngerschaft. Das Unhaltbare der Visionsannahme liegt also für uns nicht in einer schlimmen Folgerung für den Glauben, sondern in ihrer eigenen Unzulänglichkeit gegenüber der geschichtlichen Gesammtbezeugung.

Wäre dagegen nach einer andern, jetzt aber wohl allgemein aufgegebenen Erklärung der Gekreuzigte gar aus dem Scheintod erstanden, bleich und todesmatt, wie hätte er bei den Seinen den Eindruck des Siegers über Tod und Grab hinterlassen? Und was wäre dann sein Ausgang gewesen? Doch wir fragen nicht weiter, sondern sprechen nur unsre Ueberzeugung aus: Was die Jünger gesehen, war nicht erträumt, nicht ein visionäres Schauen, am wenigsten ein visionäres Trugbild, auch kein aus dem Scheintod erwachter und zum wirklichen Tode wankender

Kranker, sondern es war offenbart aus Gottes Macht und aus der himmlischen Lichtwelt, eine Wirklichkeit, geheimnißvoll zwar und unbegreiflich, aber von unendlicher Tragweite und Verheißung: Nach dem Kreuzestod himmlisches Leben!

Und so erscheint uns aus der Ferne der Zeiten und aus der Umrankung heiliger Sage wie aus immergrünem Schmuck heraus in festen, klaren Zügen die geistige Großgestalt Jesu auf dem Marmorpostament sicherer historischer Bezeugung. Und dieser Jesus, nicht der Dichtung und nicht der verklärenden, frommen Mythe, sondern der Wirklichkeit aus Gottes Macht und Wesen entsprossen, der wird immer die Zuflucht aller der Herzen bleiben, die Gott im Wirklichen suchen, d. h. der wahrhaft Religiösen. So hat auch die christliche Symbolik sinnvoll auf Särgen es dargestellt und ausgesprochen: Von dem Kreuz auf Golgotha herab fließen in die vier Gegenden der Welt die Lebensströme, aus welchen die Seelen ihren Durst nach dem lebendigen Gott stillen.

5.

Das Lebensbild Jesu, wie es in den Evangelien sich treu wiederspiegelt und in seinen großen Zügen soeben entrollt ist, zeigt uns, was man auch über Einzelheiten denken möge, als das unzweifelhaft Geschichtliche die Thatsache der vollkommenen Religion. Dieses ächt und ganz menschliche Leben ist so ergriffen und durchdrungen von dem unsichtbaren göttlichen Wesen selbst, daß

wir gar nichts nennen können in Jesu Wesen, was davon unberührt geblieben wäre.

Und so kräftig, so gewiß und allbeherrschend ist in ihm das Gefühl der allezeit wirksam nahen Gottheit, daß er alle Dinge und alle Verhältnisse des menschlichen Lebens mit in diese Begeisterung hineinzieht und aus dem Geiste seiner gottinnigen Religion beurtheilt und behandelt. Gott ist ihm niemals der Ferne außer im vorübergehenden Augenblick der Todesermattung und auch da noch hält sein Gemüth ihn fest als seinen Gott und betend hebt er das Herz zu dem, der sich ihm zu entziehen scheint, empor und befiehlt seinen von der Erde scheidenden Geist getrost in die Hände seines himmlischen Vaters. Keim, der hervorragende Darsteller des Lebens Jesu, bekennt: „Keine Ueberzeugung ist uns selber in der Beobachtung dieses Lebens sicherer geworden, als daß da, wo die ächteste ungefälschteste Menschheit wandelt, gleichzeitig nicht etwa nur ein religiöses Genie, sondern das Wunder Gottes und seine Gegenwart auf Erden sich enthüllt: diese Person selbst und nichts sonst ist das Wunder, der gottverbundene Mensch, der leibhaftige Tempel Gottes".

Diese vollkommene Religion oder Gottesgemeinschaft Jesu ist aber nicht etwa nur ein unklar verschwommenes und unfruchtbares Gefühl. Der schon angeführte Angstruf vom Kreuze zeigt vielmehr, daß das Gefühl Jesu ebenfalls in echt menschlicher Weise bis zuletzt ein Sichsenken und Heben kannte. Gerade im Gefühl prägte sich seine Gottesgemeinschaft in jenem Augenblicke nicht aus und doch durchdrang sie seinen Willen, sein Streben, sein Wesen auch da noch. So ist denn seine Gemeinschaft mit

Gott die tiefeingeprägte Bestimmtheit seiner ganzen geistigen Persönlichkeit Und sie tritt in kräftig wirksamer, ich möchte sagen, in greifbarer Gestalt in die Erscheinung. Vor allem als kindlich vertrauter Gebetsumgang in Bitten und geistig vernommener Erhörung, Fragen und Gottesantwort in seinem Gemüth. Aber ebenso auch darin, daß dem göttlichen Willen Jesu eigener Wille sich rückhaltlos ergiebt, daß jener der Inhalt, dieser die Form wird, und daß Gottes Geist Jesu Rede gänzlich durchweht und wiederum jener der Inhalt, diese die Form wird, daher auch seines Wortes Kraft so gewaltig ist. In ihm liebt, redet, rettet, straft und warnt Gott selbst die Menschen.

Und diese vollkommene Religion Jesu hat die höchsten Proben im Leben bestanden. Denn sie hat ihm die Kühnheit seiner Gedanken und die Kühnheit seines Strebens gegeben, daß er es wagte, alle Mühseligen und Beladenen zu sich zu rufen, um sie zu erquicken. Obwohl aus unserm Stamm entsprossen, ist er in der Fülle seines religiösen Geistes so hoch über uns hinausgewachsen und steht er inmitten unsres Geschlechtes in so einziger Größe da, die keine Bedürftigkeit kennt, die aber nur um so williger allen Bedürftigen ihre unendliche Fülle aufschließt.

Ist es daher für einen Mann wie Luther schon ein ehrendes Wort: „Mit kräftiger Sinnlichkeit stand er festgewurzelt in die Erde, aber sein Haupt reicht in den Himmel" (Hase), so sagen wir von Jesus: Weil er die Fülle der Gottheit und in ihr den seligen Himmel in seinem Herzen, in seinem ganzen Wesen trug, darum umspannt sein liebendes, Erlösung und Frieden für sie er-

strebendes Herz die ganze Menschenwelt. Mit andern Worten, jenes auch bei solchen mächtigen, religiösen Naturen wie Luther immer noch hervortretende Schwanken des Lebens in einem nicht ganz aufgehobenen Zwiespalt zwischen Himmel und Erde ist in Jesus überwunden in der tiefen Harmonie seiner ganz dem Höchsten, ganz dem göttlichen Vater ergebenen Seele.

Und weiter hat Jesu Religion ihm die unentwegt feste und klare sittliche Haltung und die unermüdliche sittliche Kraft in seinem versuchungsreichen, unendliche Herablassung, Geduld und Liebe erfordernden, geschichtlichen Beruf gegeben. Er hat die geistige Natur seiner messianischen Arbeit und des messianischen Reiches aus den Ueberwucherungen mit Erwartungen irdischer Glückseligkeit reinlich und klar losgelöst und er hat mit vorblickendem Geiste durch lautre Darstellung seiner heiligen Persönlichkeit die sichere Grundlage zu einer welterneuernden Gemeinschaft in den Herzen seiner Jünger geschaffen. Sowohl das Licht des Verständnisses als auch die Kraft der Ausführung dazu entnahm er seinem eigenen inneren, religiösen Leben. Diese große, bewunderungswürdige, reine Durchführung seines Berufes läßt also wiederum ein helles Licht zurückfallen auf die Kraft und Klarheit und Wahrheit seiner Gottesgemeinschaft. Gottes Licht und Gottes Wille waren in ihm.

Endlich hat Jesu Religion ihn zur selbstlosen Hingabe seines irdischen Lebens befähigt. Dieser Zwiespalt ist also auch in seine Laufbahn hineingefallen: Das irdische Leben umklammert mit festen Armen jedes Menschenherz. Es ist eine Wirklichkeit, eine Fülle von

Wirklichkeiten, die wir hochschätzen und lieb haben. Aber an die Seele klopft auch noch immer die geistige Welt der Gottesgebote, der Religion und der Liebe mit mächtigem, ernsten Schlage an. Das ist eine andre, höhere Wirklichkeit, die sich verheißungsvoll, erhebend und begeisternd uns darstellt.

Aber diese beiden Wirklichkeiten, wiewohl sie sich im Gesammtleben der Menschheit immer mehr durchdringen sollen, lassen sich für den Einzelnen nicht immer zugleich festhalten. Oft fügt es sich so: Eins muß der Mensch opfern und fahren lassen, damit er das andre festhalte. Jesus hat, wie Gethsemane zeigt, die ganze Gewalt, welche auch die irdische Wirklichkeit mit ihren reizvollen, mannigfaltigen Gestaltungen auf uns ausübt, im Innersten empfunden. Aber dennoch hat er sie hingegeben ohne Zweifeln und Zögern, nachdem es ihm klar geworden, daß er nur so die höhere Wirklichkeit der Religion und der Liebe festhalten konnte.

Diese Entscheidung ist das Bedeutsamste in Jesu Tod, dessen Größe überdies durch die Bitterkeit seiner Leiden dem Gefühl Aller näher gerückt ist. Denn diese Entscheidung zeigt es klar, welche Probe die Religion Jesu zu bestehen im Stande war, daß er in ihr doch noch eine viel größere, schönere Wirklichkeit erfahren und gewonnen hat als im irdischen Leben, daß seine Seele in der Gottesgemeinschaft athmete, ihre Heimath, ihren Frieden, ihr wahres Sein gefunden hatte. Gott wohnte als Liebe, als Vater in ihm.

Diese Thatsache der vollkommenen Religion also tritt uns aus dem Lebensbilde Jesu als das

unzweifelhaft Geschichtliche entgegen. Wer darf denn angesichts dieser Thatsache es wagen, die Wahrheit dieser Religion, die Wirklichkeit des lebendigen Gottes, der die Liebe ist, zu leugnen? War das, was Jesus als eine überwältigend selige Wirklichkeit im Herzen empfand eine Selbsttäuschung, war diese Gegenwart des leitenden und liebenden Vaters, die sich in stets gleichmäßiger Weise seiner Seele kräftig fühlbar machte, eine träumerische Schwärmerei, dann verlieren wir jede Möglichkeit, Sein und Schein überhaupt zu unterscheiden, und dann müssen wir allen Erscheinungen unsres äußeren und inneren Lebens mit unheilbarer und trostloser Zweifelsucht gegenüberstehen.

Denn es liegt schon in dem deutschen Worte ausgesprochen, daß wir nur dies einzige Merkmal einer „*Wirklichkeit*“ haben, daß sie eben in unserm Leben, in unsrer Welt irgend als eine *wirkende Kraft* sich fühlbar macht und zu erfahren giebt. *In Jesu Leben war Gott die fortreißende, unbedingt bestimmende Kraft, der gegenüber die Welt und die Sünde mit all ihren Kräften nichts auszurichten vermochten. Darum ist Jesus selbst der Thaterweis unsres christlichen Gottesglaubens* und die Thatsache seines Lebens zugleich die vollkommene Offenbarung und das göttliche Siegel der Religion für die gesammte Menschenwelt. Oder wie Richard Rothe das in der ihm eigenen Sprache ausgedrückt hat: „Vermöge dieses zwischen Gott und dem zweiten Adam (Jesus) bestehenden Verhältnisses reeller Einheit ist das gesammte Leben dieses letzteren wesentlich schon an sich selbst eine schlechthin *reine und wesenhafte Offenbarung Gottes*“ (Ethik, III, 140).

6.

Doch ist hier noch näher zu fragen, wie weit denn die Beweiskraft der geschichtlichen Thatsachen in Jesu Leben reicht? Denn es ist gewiß, daß sich die ersten Führer der ältesten Christengemeinde auf denselben Standpunkt stellten, welchen Luther in Worms einnahm. Luther fühlte sich in seinem Gewissen an Gottes Wort gebunden und es schien ihm nimmermehr gerathen, dem entgegen zu handeln. So ist auch von den Aposteln in ihrer Verantwortung gegen eine feindselige Obrigkeit der Grundsatz aufgestellt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen".

Wir würden aber sicher irren, wenn wir annehmen wollten, daß die Jünger Jesu diesen grundsätzlichen Standpunkt erst nach Jesu Tod eingenommen oder erst im Umgang mit ihm gewonnen hätten. Vielmehr dürfte dies der Schlüssel zum Verständniß der Thatsache sein, daß gerade sie und daß Andre nicht an Jesus glaubten, und daß gerade sie von ihm erwählt und trotz aller Schwächen und anfänglichen Mißverständnisse von ihm in heiliger Liebe festgehalten und aus niedrigem Gewerbe zum höchsten Berufe herangebildet wurden. Die Apostel waren von Haus aus Leute, die sich scheuten, gegen die Stimme ihres Gewissens zu handeln und die befähigt waren, jede andre Rücksicht dieser einen nachzustellen. Insofern waren sie Alle Idealisten oder Enthusiasten, d. h. begeisterte Menschen, und das war diejenige Geistesgabe, durch welche sie des Apostelamts würdig wurden.

Alle, welche die Reden Jesu hörten, hatten den Eindruck, daß er aus höherer Gewalt rede (Matth. 7, 29). Aber die Apostel gaben sich diesem Eindruck, den Jesus auf alle Gewissen machte, rückhaltlos hin. Ihre Begeisterung war also nicht bloß und auch nicht überwiegend durch irdische Hoffnungen erregt und genährt, wie sie sich auch für sie bis zum Kreuzestod an Jesu Messiasberuf anknüpften, sondern sie entsprang dem Zeugniß ihrer Gewissen für Jesus. Darum priesen sie ihn als „den Heiligen und Gerechten" (Apostelgesch. 3, 14), „der von keiner Sünde wußte" (1. Cor. 5, 21). Darum war er ihnen auch der „Herr der Herrlichkeit" (1. Cor. 2, 8), dessen „Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 14) die Jünger sahen und von dessen Heiligkeit ergriffen Petrus niedersank und sprach: Herr gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch. Und darum ehren sie sein theures Blut als das „eines unschuldigen und unbefleckten Lammes" (1. Petri 1, 19) und ihn selbst als den „lebendigen Stein, den die Bauleute verworfen haben, aber bei Gott ist er auserwählt und köstlich" (1. Petr. 2, 4). Darum endlich schaut ihn der Seher in der Offenbarung Johannis angethan mit priesterlichem Gewand und „sein Haupt war weiß, wie weiße Wolle, als der Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme, und seine Füße gleich wie Messing, das im Ofen glüht, und seine Stimme wie groß Wasserrauschen und aus seinem Munde ging ein scharf zweischneidig Schwert und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne scheint in ihrer Kraft (Off. 1, 13).

Diese und so viele andre Stellen des neuen Testamentes lassen deutlich erkennen, daß die ersten Jünger und Apostel Jesu, die ersten begeisterten Vertreter und Bahnbrecher der christlichen Religion durch das Zeugniß ihres Gewissens zum Glauben an Jesus geführt sind, ohne daß deshalb das Gewicht der Auferstehung Jesu für ihren Glauben geleugnet werden soll. Aber die unmittelbare Anschauung von dem heiligen Wesen Jesu hat in ihrem Denken und Leben mindestens ebenso tiefe und sichtbare Spuren zurückgelassen wie die Erscheinungen des aus dem Tode Erweckten.

Und selbst die Erzählung der Apostelgeschichte über die Bekehrung des Paulus läßt neben der wunderbaren Erscheinung Jesu, die wir auch nach dem eigenen Zeugniß des Apostels anzunehmen haben, deutlich erkennen, daß die Stimme des Gewissens in dem Apostel bereits für den Gekreuzigten sich erhoben hatte: „es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken". (Apostelgesch. 9) Und haben wir nicht den gleichen Eindruck, wenn Paulus selbst von der entscheidenden Stunde seines Lebens sagt, es habe Gott gefallen, seinen Sohn „in ihm" zu offenbaren (Gal. 1, 16)? Ueberdies hat der Apostel nicht sein eignes Bild gezeichnet, wenn er sagt: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit" (2. Cor. 13, 8)? Aus dem Zeugniß des Gewissens für den Gekreuzigten ferner erlangte Paulus dann auch die Zuversicht, mit welcher er die Fesseln seiner bisherigen jüdischen Theologie zerriß und seine neue christliche Theologie als göttliche Offenbarungswahrheit verkündigte (Gal. 1, 11 u. 12).

Ja, das ganze neue Testament ist vom Zeugniß der Gewissen für Jesus getragen und vom Standpunkt des in Christo geheiligten Gewissens aus geschrieben. Und das ist der lebendige Nerv auch derjenigen Stellen, die durch ihre zum Theil noch jüdisch-theologische Haltung dem Verständniß und Empfinden unsrer Zeit ferner gerückt sind.

In diesem Sinne ist daher auch das Ergebniß des vorigen Capitels einzuschränken. Die Beweiskraft der Geschichte Jesu reicht so weit, aber nicht weiter als die Geistesgewalt des Gewissens. Wie sich die Menschen dieser entziehen können, so können sie auch dem freundlichen Liebesruf des Menschensohnes, dem andringenden Geistesruf des Gekreuzigten, dem überwältigenden Verheißungswort des Auferstandenen die kalte Unempfänglichkeit besteigerungsloser Herzen, in denen die Stimme des Gewissens erstickt ist, entgegenstellen. Und hier erinnern wir uns nochmals an jenes Wort von unendlicher Tragweite: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!“ (Joh. 18, 37). —

7.

So sind denn die mannigfachen, innigen und hohen Glaubensaussagen über Jesus, die wir im neuen Testament fast auf jeder Seite finden, aus der gewissenhaften Ueberzeugung der ersten Bekenner Christi hervorgegangen. Die Aussagen der Briefe, der Evangelien, insbesondere auch des Johannesevangeliums, der Apostelgeschichte lassen uns klar erkennen, welches Bild von Jesu persönlichem Wesen in den Herzen und Gewissen der Jünger

in ungetrübter Wahrheit nnd in unaustilglichen Zügen strahlte. Es ist das Bild der unbefleckten, reinen Heiligkeit, des von Gottes lebendiger, geistiger Gegenwart durch und durch geweihten Menschen, der in Jesus zur vollen Wirklichkeit gewordenen religiösen Einigung Gottes mit dem Menschen, des Menschen mit Gott. Darum während Jesus sich selber am häufigsten und liebsten als „des Menschen Sohn" bezeichnete, war es das laute und schöne Echo, welches diesem Selbstbekenntniß aus den Jüngerherzen entgegentönte: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der „Sohn des lebendigen Gottes". (Joh. 6, 69, Matth. 16, 16.) Wenn man das Bild gelten lassen will, so ist dies der erste wundersame Wechselgesang in der wahren Kirche Gottes zwischen dem Erzhirten der Seelen und seiner gläubigen Gemeinde gewesen. Denn dieser Wechsel des Ausdrucks, der ja längst aufgefallen ist und jedem aufmerksamen Bibelleser auffallen wird, ist von hoher Bedeutung. Beide Ausdrücke nämlich: „des Menschen Sohn" und „Gottes Sohn" stehen ihrem Sinne nach einander keineswegs so ferne, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Die erstere Bezeichnung drückt ohne Zweifel, wie schon Daniel 7, 13 f. klar beweist, die Würde des Messias, aus. Aber auch die zweite z. B. im Munde des Hohepriesters, der Jesus fragt, ob er „Gottes Sohn" sei, kann nur diesen Sinn haben, ob er der von Gott gesandte Messias sei. Denn schon im alten Testament wird der Messias mehrfach, z. B. im zweiten Psalm, als der Liebling und Schützling Gottes mit dieser Würde des Sohnes Gottes bekleidet.

Aber die beiden Ausdrücke beleuchten die messianische Würde in sehr bemerkenswerth verschiedener Weise.

In der Bezeichnung „Menschensohn" kommt ganz besonders der Begriff des messianischen Amtes zu seinem Recht. Denn eben als Menschensohn kann Jesus die Messiaswürde nur als eine gottverliehene, von Gott als Amt ihm übergebene in Anspruch nehmen. So gehört es zur Amtsbefugniß des Menschensohnes, „daß er Macht hat, Sünden zu vergeben (Matth. 9, 6) und daß er „ein Herr ist über den Sabbath" (Matth. 12, 8) und daß er die „Macht von Gott" empfangen hat, „das Gericht zu halten" (Joh. 5, 27). Sein amtlicher Beruf ist es, „selig zu machen, was verloren ist" (Matth. 18, 11) aber auch, daß er „überantwortet wird zur Kreuzigung" (Marc. 9, 31) und „viel leiden muß" (Marc. 8, 31, vgl. Joh. 3, 14). Seine Amtsehre ist es, daß er wiederkommt „in der Herrlichkeit des Vaters" (Matth. 16, 27), und daß er „zur Rechten Gottes steht" (Matth. 26, 64, Apostelgesch. 7, 55). Ist es also nicht eine heilige Vorsicht und Demuth, daß Jesus, wenn er seine messianische Würde offenbarte, damit für sich selbst immer die Erinnerung verband an die Heiligkeit und Erhabenheit des von Gott ihm übertragenen Amtes, an welches das Bewußtsein der höchsten Verpflichtungen unabtrennbar geknüpft war?

Und wie schön entspricht dem nun die Antwort aus den gläubigen Herzen der Seinen in dem freudigen vollen Bekenntniß: „Du bist Gottes Sohn", wie schön und würdig rufen seine Jünger ihm das Glaubenszeugniß nach: „Er ist der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß saß"! (Joh. 1, 18.) Diese Bezeichnung läßt un-

mittelbar, voll und ganz die religiöse Würde Jesu zu ihrem Recht kommen.

Das hat daher Jesus selber als das glückselige Bekenntniß der von Gott Erleuchteten gepriesen in seiner Antwort an Petrus: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel" (Matth. 16, 17). Dies Bekenntniß bedingte die Zugehörigkeit zur Gemeinde, die Aufnahme in dieselbe durch die Taufe und war das Bundeszeichen der ersten Christusgläubigen (vgl. z. B. Apostelgesch. 8, 37). In dies Bekenntniß faßten die Jünger den tiefsten, vollen Eindruck, das innerste, heilige Gefühl zusammen, von dem sie durch Jesu Wesen erregt waren. Es war das Bekenntniß der Herzen und Gewissen, die in ihm den Odem Gottes empfunden hatten, die hineinschauend in seine Seele lauter Heiligkeit, lauter Liebe, lauter Frömmigkeit und Gottinnigkeit gewahr geworden waren. Dies Bekenntniß ist also voll Lobpreisung, Huldigung, Bewunderung und unbedingter Ergebenheit.

Zugleich aber lag darin eine aufrichtig demüthige Beziehung auf die minder vollkommene, ja zunächst sündenvolle und deshalb innerlich arme Geistesverfassung der Glaubenden selbst, die Anerkennung des geistigen Abstandes zwischen den andern Menschen ohne Ausnahme und Jesus, die Erkenntniß der neuen Geistesschöpfung Gottes in diesem Menschen Jesus, seinem eingebornen Sohne. Demgemäß redet der Verfasser des vierten Evangeliums von „der Herrlichkeit des eingebornen Sohnes voller Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 14) und Paulus schaut „die Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Christi" (2. Cor. 4, 6) und

Jesus selber spricht es aus: „Niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und Niemand kennt den Vater als nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will“ (Matth. 11, 27).

In diesem eben angeführten Worte Jesu liegt aber außer dem Zeugniß für die einzigartige, religiöse Würde Jesu zugleich auch noch ein sehr zu beachtender Hinweis darauf, daß das Geheimniß der Person Jesu nur Gott ganz offenbar sei, von dem allein das schöpferische Wirken auch in der Menschenbrust ausgeht, und andrerseits, daß die Gotteserkenntniß aller Menschen erst in der Erkenntniß Jesu als des eingeborenen Sohnes sich vollende. „Gott wohnet in einem Lichte, da Niemand zukommen kann.“ Aber in Jesu Lichte sehen wir das Licht. „Mit der absoluten Vollziehung seines Einheitsverhältnisses mit Gott vollendet sich auch die in ihm und durch ihn statthabende volle Gottesoffenbarung abschließlich.“ (Rothe.) „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben zur erleuchteten Erkenntniß der Gottesherrlichkeit auf dem Angesichte Jesu Christi.“ (2. Cor. 4, 6.)

8.

Der Ausdruck „Sohn Gottes“ und „eingeborner Sohn Gottes“ hat also vor Allem, wie wir eben gesehen haben, den reichsten, religiösen Inhalt und will auf seine religiöse Bedeutung hin zuerst angesehen werden. Und wir glauben nachgewiesen zu haben, daß diese religiöse Bedeutung ihre volle, unerschütterliche Begründung in der wirklichen Geschichte

Jesu findet und darum wahr und Inhalt unsres gewissenhaften Glaubens werden kann und muß, sofern wir aus der Wahrheit sind. Wenn es uns aber auch nur einigermaßen gelungen ist, den Reichthum und die unendliche Fülle und Tragweite dieses Glaubens an Jesus in's Licht zu stellen, dann wird auch die spätere lehrhafte Wendung, die er genommen hat, und die reiche Entwickelung der Lehre von Christus durch die Jahrhunderte (zumal die drei ersten) der Kirchengeschichte hindurch und das große Gewicht, welches die Kirche darauf gelegt hat, kaum noch überraschen können.

Im neuen Testament ist es noch ganz überwiegend nur eine religiöse Ausweitung, welche der Glaube an Jesus nach verschiedenen Seiten hin erfuhr, wie das von vornherein nahe lag.

Denn war nicht Jesus offenbar das höchste Ziel der göttlichen Weltleitung? War er nicht die Krone der Menschheit, wie diese die Krone der übrigen Schöpfung ist? Wenn daher die Erde für den Menschen geschaffen ist als seine Wohnstätte und seines Geistes Reich, so ist die Menschheit für Jesus geschaffen als die Stätte seiner Herrlichkeit und als das Reich, das ihm unterworfen werden soll. Aber die schöpferische Thätigkeit Gottes war sie nicht von Anbeginn planvoll auf das höchste Ziel angelegt? Nun, so ist denn Alles auf Jesus hin geschaffen. Ihn hatte Gott bei Allem, was er machte, menschlich zu reden, im Auge; er war der Inhalt seiner ewigen Gedanken, seines göttlichen Rathschlusses. Er war also der erste Gottesgedanke vor allen anderen Gottesgedanken und der alles Andre bestimmende Gedanke.

Diese Erwägungen liegen ja an sich nahe. Dazu kommt aber noch, daß uns in der apostolischen Zeit auch im Judenthum schon diese Anschauung entgegentritt, wonach man es liebte, von werthvollen irdischen Dingen himmlische Urbilder sich vorzustellen, denen man dann auch ein vorirdisches und vorzeitliches Dasein gab. Weil man z. B. glaubte, daß die Welt um des Volkes Israel willen geschaffen war, so folgerte man, daß im Gedanken Gottes Israel älter sei als die Welt. (Harnack, Dogmengeschichte I S. 70.) Wenn man aber so von Israel denken durfte, wie viel mehr von dem, auf den hin Alles geschaffen war! Von ihm mußte man sich dann doch erst recht ein himmlisches Urbild denken, welches vor der Welt im Gedanken Gottes war.

In diesem Urbilde aber war die Fülle der göttlichen Kräfte und Gaben, wie sie in Jesus erschienen ist, natürlich mitgesetzt, ja sie bildete den wesentlichsten Inhalt des uranfänglichen Rathschlusses zum Heile der Menschen. In der Absicht, ihr eigenes Leben und Wesen in stufenweis fortschreitender Weise an die gewollte Geistesschöpfung voll mitzutheilen, war also schon vor der Weltschöpfung die ewige Vaterliebe Gottes rege und schaute sie im himmlischen Urbilde des Sohnes von Ewigkeit ihr eignes Spiegelbild.

Wir können uns doch gar nicht wundern, wenn die tiefe Verehrung und begeisterte Liebe, mit welcher die Jünger und ersten Christen an ihrem Herrn hingen, mit solchen religiösen Gedanken schon sehr bald über den Bereich ihrer Erfahrung sich erhob zu dem Glauben an das vorirdische und vorweltliche Dasein des Soh-

nes beim Vater. Man darf wohl geradezu sagen, die Liebe der Jünger müßte nicht eine so unbegrenzte, der Eindruck, den Jesus auf sie gemacht, nicht ein so überwältigender und hinreißender gewesen sein, wenn ihr Glaube anders als in solchen Vorstellungen zur Ruhe gekommen wäre. Wir unterschätzen die Macht und Größe der persönlichen Einwirkung Jesu auf die Seinen, wenn wir es unbegreiflich finden wollten, daß schon Paulus bekennt: „Durch ihn sind alle Dinge gemacht und wir durch ihn" (1 Cor. 8, 6), ja daß eben dies Wort vielleicht schon in dem Sinne eines förmlichen Glaubensbekenntnisses der christlichen Gemeinde zu Corinth zu verstehen ist (nach Heinrici). Und wiewohl das gar keine Frage der Religion, sondern nur eine Frage der Wissenschaft ist, von wem das vierte Evangelium geschrieben sei, so liegt allerdings die Befürchtung nahe, daß diejenigen zu klein von Jesus denken, welche sagen: Der Jünger, der an der Brust des Herrn lag, konnte niemals schreiben: das Wort, welches im Anfang bei Gott und selber göttlichen Wesens war und durch welches Alles geschaffen ist, ist in Jesus Fleisch geworden, „und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit". (Joh. 1, 1 ff., v. 14.)

Und war nicht zu allem Ueberfluß auch selbst im alten Testamente schon die Weisheit in gehobener dichterischer Sprache als vorzeitliches und persönliches Wesen dargestellt? Jes. Sir. c. 23 lesen wir: „Die Weisheit spricht also: ich bin vom Munde des Höchsten ausgegangen und schwebte über der ganzen Erde wie die Wolken (v. 4.). Da gebot mir der Schöpfer aller Dinge: in Jacob

sollst du wohnen und in Israel soll dein Erbe sein. Vor der Welt, von Anfang bin ich geschaffen und werde ewig bleiben". (v. 13 u. 14.) Ebenso lesen wir Sprüch. Sal. 8 von der Weisheit: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege; ehe er etwas machte, war ich da. (v. 22.) Da er die Himmel bereitete ... da war ich der Werkmeister bei ihm, und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit". (v. 30.) Wie nahe mußte es den Jüngern liegen, das Bild ihres Meisters, in welchem „verborgen liegen alle Schätze der Weisheit" (Col. 2, 9), mit jener vorzeitlichen Weisheit in Eins zu verweben und zu verschmelzen!

Dann aber, so mußte der Glaube weiter folgern, dann ist Jesus ja auch vom Himmel herabgekommen auf die Erde. Dann hat er sein Leben in gottgleicher Herrlichkeit aufgegeben, um Mensch zu werden, ja, um sich zum Heil der Menschen bis zum Kreuzestod zu erniedrigen. (vgl. Phil. 2, 5 ff.) Und auch hierin, in dieser Auffassung, spiegelt sich wiederum nur in vollendeter Weise der Eindruck ab, den Jesu persönliches Wesen auf die Seinen gemacht hatte, der Eindruck seiner unendlichen Liebe und seiner geistigen Hoheit als des Sohnes Gottes. Dabei verharrt aber das neue Testament wieder mit voller Klarheit und Festigkeit, ohne in das bloß Lehrhafte sich zu verlieren, auf dem Boden der religiösen Wahrheit. Es lag ja den Aposteln immer am Herzen, zu bezeugen, was sie selbst gesehen und gehöret hatten. Die Gottesoffenbarung in Jesus hatte ihre Herzen überwältigt und mit hellem Glanz erfüllt. Und das kann wohl nicht besser und ergreifender ausgesprochen werden als in dem Kernspruch

des Evangeliums: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 16). Damit ist es ausgesprochen: Sehnt sich das Menschenherz in Gott hinein, so will der liebende Gott in das Menschenherz hinein. In Jesus und durch ihn ist beides verwirklicht. Und das ist das Geheimniß der „Menschwerdung Gottes“. Die Liebe giebt sich selbst ganz, sie kann ja nicht anders und je mehr sie sich giebt, desto mehr bleibt sie Liebe. So giebt Gott sich mit seinem Wesen durch Christus in das Geistesleben der Menschheit hinein, da wird erst recht offenbar seine ewige Kraft und Gottheit.

Aber wenn der Jüngerglaube in seiner innigen Freudigkeit und lebendigen Fülle nicht anders konnte, als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes auch zurückzuverfolgen in ein vorzeitliches Dasein im Himmel, so hatte er noch dringendere Veranlassung, Grund und Recht zu reden und zu zeugen von dem Stande seiner Erhöhung. Wäre auch der Kreuzestod das letzte Ereigniß in Jesu Geschichte gewesen, so hätte doch das Bild dieser sterbenden Liebe sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinaufgewiesen zu dem Paradies, welches über dem Gekreuzigten sich aufthat. Wie viel mehr mußte das der Fall sein nach den wunderbaren Erscheinungen des lebendigen und verklärten Herrn! Wir können es ihnen nicht verargen, wenn sie, nach so gesegneter Lebensgemeinschaft mit Jesus und nach so überwältigenden Erfahrungen am Ostermorgen und später, gern sinnend ihm nachschauten in seine himmlische Herrlichkeit. Ihr ganzes Glaubensleben gipfelte hierin, in diesen seligen

Hoffnungsbildern, welche aus Trübsal, Verfolgung, Noth und Tod ihnen immer wieder in goldnem Glanz entgegenleuchteten. In der Todesangst des Martyriums schlägt Stephanus das Auge auf zu diesem Licht in der Höhe und die Schrecken um ihn her sind vergessen, da er des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen sieht. (Apostelgesch. 8, 55.) Alle Schätze der Erde werden den ersten Christen gleichgültig und inmitten ihrer Leiden bleiben sie voller Freuden, denn sie harren auf den Tag des Herrn, auf die Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken des Himmels, da ihm übergeben wird das Reich und die Gewalt und die Ehre und da die Seinen ihren Lohn empfangen tausendfältig.

9.

Die fernere lehrhafte Fortbildung des Glaubens an Jesus, wie sie in der nachbiblischen Zeit und also auch verlassen von dem maßgebenden Ansehen apostolischer Verkündigung sich vollzogen hat, bewegt sich im Wesentlichen in doppelter Richtung. Sie suchte einerseits das vorzeitliche Verhältniß Jesu zu Gott im Anschluß namentlich an die Johanneischen Gedanken noch näher zu bestimmen und andererseits bemühte sie sich, das Verhältniß genauer festzustellen, in welchem nun die göttliche und die menschliche Seite in Jesu Person zu einander stehen. Vieles von dem, was in den langwierigen und oft erbitterten Streitigkeiten erörtert wurde, welche an die beiden bezeichneten Fragen sich anschlossen und Jahrhunderte hindurch die Gemüther zu

höchster Leidenschaft bewegten, ist unsrer Denkweise fremd und fast unverständlich geworden. Aber wir würden schweres Unrecht thun, wenn wir nun in alledem nichts als Wahn und Irrthum und unheilige theologische Streitlust sehen wollten. Denn das ist allerdings die Frage, welche die christliche Frömmigkeit auf das tiefste bewegen muß und welche den christlichen Glauben maßgebend beeinflußt, die Frage, ob aus Gott war, was Jesus der Welt gegeben, ob er selbst von Gott getrieben, in Gott gegründet, von Gott erfüllt war. Dies sicher zu stellen für das christliche Gemüth, darauf war im letzten Grunde die Fortbildung der Christuslehre in den ersten drei Jahrhunderten immer gerichtet.

Die Ergebnisse aber dieser Lehrentwickelung hinsichtlich der ersten Frage lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß der Sohn nicht ein zeitliches Geschöpf Gottes sei, wie alle übrigen Wesen, sondern von Ewigkeit her, vom Vater gezeugt, nicht geschaffen, mit dem Vater gleichen Wesens, also wahrer Gott. Und hinsichtlich der zweiten Frage gelangte man mit den Concilsbeschlüssen zu Ephesus (431) und zu Chalcedon (451) zu dem Ergebniß, daß in der Person Jesu die göttliche und die menschliche Natur unvermischt und doch untrennbar geeint seien. Die kirchlich lutherische Lehre führte das noch weiter fort zu dem Gedanken, daß auch die menschliche Natur die göttlichen Eigenschaften der Allgegenwart, Allwissenheit und Allmacht vom Augenblicke der Menschwerdung an wirklich besitze und daß doch — freilich ein unfaßbarer Gedanke! — die wahre und unwandelbar vollkommene Menschheit Jesu fortbestehe.

Es liegt in solchem Glauben, an welchem die verständige Ueberlegung stets wieder zweifelnd Anstoß nimmt, doch für das Gemüth eine eigenartige, anfassende Kraft. „Im Anblick jenes leidenden Gottes", sagt Hase (Gnosis III, 176), „der uns zuvor geliebt und für des Lebens Freude seinen Schmerz gewählt hat, damit wir das Heil erlangten, wird das Herz entbrennen von dankbarer Liebe, wie das Herz der Jünger von Emmaus, als er selbst ihnen die Wege der himmlischen Liebe auslegte. Der Gedanke, daß die Gottheit aus ihrer Seligkeit herabstieg, und uns zur Erlösung jeden Schmerz des Menschenlebens auf sich nahm, ist wohl der Silberblick des altkirchlichen Glaubens, der auf unserm Standpunkt zum Theil verlischt; doch nur im Glanze der Erscheinung, nicht in seiner wesentlichen Bedeutung".

In dieser gemüthvollen Weise hat ja auch Luther den überlieferten Kirchenglauben genommen und das Geheimniß der Person Jesu in kindlicher Einfalt ergreifend besungen:

„Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt in Mariens Schoß;
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein!"

Wohl vernimmt aus solchem Liede und solchem Glaubenswort jedes Gemüth die Wahrheit und Größe der Gottesliebe. Wir sagen uns, hingenommen von dem seligen Inhalt solchen Liedes: In diesem Kinde schon haben wir unsrer Sehnsucht Ziel, hier kommen wir zu Gott, hier sehen wir ihm in's Angesicht und entzückt sinken wir in die Kniee und beten an die Herrlichkeit, die dieses schwache Kind in der Krippe mit göttlichem Glanz umstrahlt.

Allein andrerseits bleibt es auch wahr, je weiter sich die Christuslehre in die Unbegreiflichkeiten eines überweltlichen und vorzeitlichen Gebietes mit widersprechenden Sätzen verlor, desto mehr entschwand ihr doch das Geschichtliche aus dem Gesicht. Und darin lag die große Gefahr. Denn im Geschichtlichen haben wir ja den festen Grund und Boden der Wirklichkeit, auf welchen unser Glaube sich stellen muß, wenn er nicht seine Kraft und Festigkeit einbüßen will. Unvermerkt war ein gedachter Jesus an die Stelle des geschichtlichen Jesus getreten. Denn es ist unmöglich die geschichtlichen Züge in dem Bilde Jesu so, wie sie aus den Evangelien uns entgegentreten, festzuhalten, wenn doch die Bedingungen des Lebens für Jesus als den Gottmenschen ganz andre sein mußten als für uns. Die flammende Gottheit zehrt dann in ihm das Menschliche auf. Der Mensch Jesus geht unter und es bleibt nur die Gottheit selbst als der eigentliche Inhalt seines Wesens übrig. Wo bleibt da der köstliche, nie versiegende Trost der evangelischen Geschichte, die uns zeigt, daß in einem Menschenherzen der ganze selige Himmel göttlicher Liebe wohnen kann? Was wird aus der erhebendsten Wahrheit, welche der geschichtliche Jesus unserm gläubigen Gemüth unmittelbar vor Augen stellt in der Thatsache der vollkommenen Religion in einem vollen Menschenleben? Darum nicht, wie David Strauß gemeint hat, eine Schlinge für die Theologie unsrer Zeit, darin sie zu Falle kommen müsse, ist der Gedanke eines Lebens Jesu, sondern der Wegweiser für eine im Glauben irre gewordene Zeit ist das Leben Jesu. Denn dieses führt

uns zu dem Berge Gottes, zeigt uns das höchste Leben in einem mit Gott völlig geeinten Menschengemüth, in dem Menschen des göttlichen Wohlgefallens, dem eingeborenen Sohne voller Gnade und Wahrheit.

Fast scheint es, als ob auch schon in Melanchthon Bedenken gegen die kirchliche Christuslehre sich regten. Wenigstens will auch er von den künstlichen Lehrgebäuden und schwierigen Lehrfragen über diese Angelegenheit offenbar zu dem einfachen, innigen und herzlichen, biblischen Glauben zurückführen. Denn kein Grund sei vorhanden, so schreibt er, auf jene höchsten Lehrfragen, die Dreieinigkeit und die Art der Menschwerdung viel Mühe zu verwenden. „Was haben in bereits so vielen Jahrhunderten die christlichen Theologen erreicht, da sie nur mit diesen Stücken sich beschäftigten? Wenn aber Jemand in den übrigen Stücken, nämlich in Bezug auf die Macht der Sünde, das Gesetz und die Gnade unwissend ist, dann weiß ich nicht, wie ich ihn einen Christen nennen dürfte. Denn hieraus wird Christus recht eigentlich erkannt. Dies heißt in Wahrheit Christum erkennen, wenn wir seine Wohlthaten erkennen, nicht aber, wenn wir, wie jene lehren, seine Naturen und die Arten der Menschwerdung betrachten.“ —

10.

Dem Wink, den uns in den eben angeführten Worten Melanchthon giebt, verlohnt es sich weiter nachzufolgen. Wenn wir auch Jesum schon kennen lernen und lieb gewinnen aus dem geschichtlichen Bilde seines Lebens, wie es die Evangelien uns gezeichnet haben, so tritt er unserm

Herzen doch noch näher und inniger wird unsre Liebe sein müssen, wenn wir sehen, welche Wohlthaten er uns erzeigt.

Das Gottesgesetz in allem weltlichen Geschehen, daß nichts für sich allein besteht und vorübergeht, sondern Alles eingegliedert ist in das Ganze, eins am andern hängend und auf dasselbe wirkend, erweist nämlich seine Kräftigkeit und Gültigkeit auch in Bezug auf Jesus. Wäre sein Leben außerhalb dieses allgemeinen Zusammenhangs, so wäre es unnütz für uns wie die Fata morgana für den Wüstenreisenden, der wohl das reizende und verheißende Bild in der Ferne sieht, aber nur als den trügerischen Wiederschein einer für ihn unerreichbaren Wirklichkeit. Darüber geht der Wüstenreisende zu Grunde. Er sieht frisches Grün, sieht Palmen, wasserreiche Oasen, aber indem er ihnen seine Schritte zuwendet, verschwinden die täuschenden Bilder und ringsum ist Sand und Oede, darin er ermattet und verschmachtet. So könnte und müßte der Geistesmensch in der Welt zu Grunde gehen, auch wenn ihm Jesu Lebensbild vorgehalten würde, und auch wenn nun sein Herz für das im Geiste Geschaute schlüge und sein Sinn und Sehnen sich dahin richtete. Er müßte doch zu Grunde gehen, *stünde Jesus nicht inmitten unsrer menschlichen Geschichte*, inmitten der Wirklichkeit, die Alle umspannt, unser Leben wie das seine.

Das Maß der Bedeutsamkeit und Wirksamkeit eines einzelnen Lebens ist aber ebenso verschieden wie in dem lebendigen Organismus des menschlichen Leibes die Bedeutsamkeit der einzelnen Glieder ver-

schieden ist. Zwar unnütz ist kein Glied im Ganzen, jeder Nerv arbeitet an seiner Stelle, und wenn er es nicht thut, wenn seine Kraft versagt, so leidet das Ganze und jedes Glied mit. So ist auch kein Menschenleben unnütz außer durch eigne Schuld. Aber die unterschiedslose Gleichheit, wie sie oft verkündigt und von Thoren geglaubt wird, ist weder von Gott beabsichtigt, noch auch jemals in irgend einem Theile der Welt wirklich gewesen, noch auch kann sie jemals wirklich werden. Denn es sind mancherlei Gaben und sehr verschieden ausgetheilte Kräfte. Nach dem inneren Gewicht der geistigen Kraft aber erhebt sich ein Menschenleben an einen vornehmeren Ort. Darum ist die Forderung wahrer Demuth nicht etwa die Forderung der Selbsterniedrigung, sondern sie ist das nothwendige Erzeugniß aus der Erkenntniß dieser von Gott ausgehenden Zusammenordnung und Eingliederung Aller in einen (geistigen) Leib. Darum muß aber auch dasjenige Einzelleben, von welchem die höchste Kraftwirkung ausgeht, emporrücken in die gliedliche Stellung des Hauptes.

Und deshalb ist Jesus nicht aus Willkür, sondern nach dem Maße seiner von Gott ausgegangenen, alle früheren Geisteserscheinungen überragenden und für alles spätere Geistesleben Norm gebenden Kraft das Haupt der Menschheit. Seine Wirksamkeit ist von der Zeit seines Erdenwandels her immer die des geistigen Hauptes Aller. Denn mit seinem ganzen Leben tritt er in die Geschichte ein als die fortan Alles beherrschende Macht. Diese Würdestellung kommt ihm von Rechtswegen zu und ist unantastbar wegen der unübertrefflichen Erhabenheit und Gewalt seines Geistes. Es hieße deshalb, Gottes

heilige Ordnung bekämpfen und gegen Gottes ewigen Willen sich auflehnen, wollte man diese Majestät Jesu irgend antasten. Darum ist es auch schon von den apostolischen Zeiten her als eine Schuld und ein Offenbarwerden sündhafter, von Gott abgewendeter Gesinnung aufgefaßt worden, nicht zu glauben an den Sohn Gottes. „Wer ist der Lügner", schreibt der Verfasser des ersten Johannesbriefes, „wenn nicht der, welcher leugnet, daß Jesus der Christ (Messias, Heiland) ist? Dieser ist der Gegenchrist, der da leugnet den Vater und den Sohn. Jeder, der den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht; wer den Sohn bekennt, hat auch den Vater." (c. 2, 22—24.)

11.

Das Verständniß für Jesu Werk, welches immer zugleich auch als Gottes Werk angesehen werden muß, ist uns hiermit erschlossen. Es besteht darin, daß Jesus sich selbst der Welt gegeben, daß er sein eigenes Leben in die Welt hineingegeben zu ihrem bleibenden Eigenthum, eben darin des Vaters Willen erfüllend, der „also die Welt geliebet hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab" (Joh. 3, 16). Damit hat Gott also der Welt ihr geistiges Haupt gesetzt, damit ist der geistige Organismus der Welt vollendet und gekrönt, damit hat jedes Glied an diesem Organismus erst seine rechte Bedeutung eben durch seine Beziehung auf das Haupt erhalten.

Jesus hat sein Leben der Welt einverleibt, das ist die geschichtlich abgeschlossene That, die zugleich die höchste Fülle ewigen Verdienstes um die Welt in sich enthält. Jesus tritt mit seinem Leben noch immer an jeden Ein-

zelnen heran, das ist die überschwengliche Gnade, die in ihm sich uns naht, sich uns rettend zuneigt.

Unter seinem Leben aber verstehen wir hier natürlich nicht mehr die einzelnen, äußeren Begebenheiten, welche der Vergangenheit angehören wie alles Zeitliche, welche daher auch nicht wiederkehren können. Wie ist es thöricht, die Splitter seines Kreuzes und die Fetzen seiner Kleider oder die Dornen, die einst sein Haupt verwundeten, zu suchen und zu sammeln! Das ist Alles längst dahin, vermodert, vergangen! Und wäre es auch nicht so, es hätte doch nur einen eingebildeten Werth. Nein, der Geist, der aus ihm redete, in welchem er handelte, litt und starb, der alle einzelnen Begebenheiten seines Lebens verklärte, ihnen sein Gepräge, seinen Adel gab, der ist das Leben, welches Jesus der Welt einverleibt hat und mit dem er gnadenreich die Seelen zu sich erhebt.

Alles Leben hat eine unergründliche Tiefe, es ist ein Wogen von geheimnißvollen Kräften, ein Keimen und Knospen, Treiben und Gestalten. Aber das geistige Leben ist besonders vielseitig und triebkräftig und reicher Entwickelung fähig. Und das religiöse Geistesleben Jesu ist am unergründlichsten in seiner Tiefe, am entwickelungsfähigsten und triebkräftigsten vermöge seiner unendlichen Gottesfülle. Es trägt den Himmel in sich und trägt das Himmelreich hinein in alle Erdenheit.

Pindar sagt: „Des Schattens Traum ist der Mensch, wenn aber ein von Gott gesendeter Strahl kommt, folgt hellleuchtender Tag den Menschen und anmuthendes Leben" Muß also nicht in Jesus, dem „Abglanz der Gottesherrlichkeit und der Abprägung des göttlichen Wesens" (Hebr.

1, 3), der Tag des Lebens und der ewigen Freude für die Menschheit anbrechen? Ja, immer wieder klingt das uns entgegen aus dem begeisterten Bekenntniß des neuen Testamentes zu dem Heilandswerk.

In seinen eignen Reden ist Jesus der Arzt, der die Kranken heilen will, oder der gute Hirte, der seine Heerde hütet und dem Rachen des Wolfes entreißt, der auf das Einzelne Acht hat, es kennt und von ihm gekannt wird und das verlorene Glied seiner Heerde wieder sucht und auf den Achseln heimträgt. Oder er ist der Freund, der sein Leben für die Seinen läßt, der Weinstock, von dem alle Reben Kraft und Leben ziehen müssen, oder er ist der König der Wahrheit für Alle, die aus der Wahrheit sind. Er ist der Bote Gottes, gesandt, das Feuer der religiösen Begeisterung und der Liebe auf Erden zu entzünden, er ist der Retter der Verlorenen, der Seligmacher, der Alles, was mühselig und beladen ist, erquickt, er ist das Leben selbst, das Licht und die Wahrheit.

In den Briefen aber feiern ihn die Apostel als den, der uns von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung gemacht ist. Mit ihm sind wir „zur Gleichheit seines Todes und zur Gleichheit seiner Auferstehung gepflanzt", damit wir auch mit ihm „in einem neuen Leben wandeln" (Röm. 6, 4ff.). Ihn hat Gott in seinem Kreuzestode zum Gnadenstuhl, d. h. zur Stätte der Versöhnung für die Glaubenden gemacht" (Röm. 3, 25), so daß der gnadenvolle Gott in ihm wohnte, in ihm die Welt mit sich selbst versöhnte und wir durch ihn „Gottes Kinder" und damit

„reich", ja „Erben Gottes" werden. Er ist einmal geopfert, um Vieler Sünden wegzunehmen und „sein Blut reinigt uns von aller Sünde". Durch sein erhabenes Selbstopfer hat er als der rechte Hohepriester eine ewige Erlösung gefunden. (Hebr. 9, 12.) Als der Gerechte hat er um der Ungerechten willen gelitten, „auf daß er uns zu Gott hinführe" (1 Petr. 3, 18).

12.

Das ist in vollen Tönen ein Loblied von dem, was der Herr Jesus an uns gethan. Und alle Stimmen des neuen Testamentes klingen harmonisch zusammen in dem überzeugungsvollen Bekenntniß: „Es ist in keinem Andern Heil!" (Apostelgesch. 4, 12) oder: „Einen andren Grund kann Niemand legen!" (1 Cor. 3, 11) oder: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden!" (1 Petr. 3, 7.) Ist aber etwa hierin ein zu hoher Ton angeschlagen? Haben die ersten Christen die Wirkungen, die von Jesus ausgingen, überschätzt? Sind ihre Hoffnungen allzu überschwänglich gewesen?

Als ob wir nicht die gleiche Erfahrung wie die ersten Christen machten oder wenigstens machen könnten und als ob nicht unzählige Menschen bis auf unsre Tage in ihm ihren Frieden und ihre Seligkeit fänden und mit Novalis bekennen müßten:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:

Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude".

Denn indem er uns sein religiöses Leben mittheilt, wird er da nicht unser Versöhner, der „Friedensstifter" (Mt. 5, 9), der „Mittler" (1 Tim. 2, 5) zwischen Gott und den Menschen? Indem er uns seinen sittlichen Geist mittheilt, unsre Herzen mit seinen reinen Trieben erfüllt und unserm Willen seine eigne Kraft und Richtung giebt, wird er da nicht unser Erlöser und Befreier (2 Cor. 3, 17), heiligt und weiht er uns dadurch nicht das Herz und den Wandel?

Ja, erwägen wir noch etwas eingehender, was will es sagen: Jesus gab der Welt sein religiöses Leben?

Sein religiöses Leben war das Gottessohnschaftsleben. Darin ist aber zuerst die wahre Erkenntniß Gottes. Das erleuchtete Auge des Sohnes Gottes schaut hinein in die Tiefen des göttlichen Wesens. Nur der Sohn kennt den Vater, nur er weiß es, „daß Gott Licht ist und keinerlei Finsterniß in ihm". (1 Joh. 1, 5.) Das Licht unendlicher Liebe erglänzt nur ihm aus dem Wesen des Allmächtigen.

Diese Erkenntniß ist aber untrennbar verknüpft mit einem unbedingten Vertrauen. Und es ist eine nie erschöpfte Seligkeit, die Liebe des Vaters anzubeten, ihn, den Vater, in dieser Gottesschönheit und Gottesmajestät seiner Liebesfülle zu schauen, und zwar nicht von ferne nein, in sich selbst ihn unmittelbar gegenwärtig zu schauen, zu erfahren und zu genießen. Das ist in Leben und Tod eine Zuflucht, ein Unwandelbares im unaufhaltsamen

Wandel und Wechsel der Zeit, das ist das ewige Leben. Wer das in sich trägt, der hat schon den Tod überwunden.

Dieses religiöse Leben hat Jesus der Welt gegeben. Sie hat es daher in eigenthümlicher Weise als ein Empfangenes. Wie nun den, der aus dem Dunkel hervortritt, das plötzlich umstrahlende Licht blendet, so ist Jesu Leben für den, der aus der sündigen Welt herkommt, etwas Ueberwältigendes und Ueberschwängliches. In seiner innersten Seele tönt es wieder das Bekenntniß des verlorenen Sohnes vor dem Vater: „Ich bin's nicht werth, daß ich dein Sohn heiße!" Was er empfängt ist also Gnade. Und mit und in ihr empfängt er die Vergebung seiner Sünde.

Darin ist Beugung und Erhebung zugleich, schmerzliches Gefühl der Unwürdigkeit hinweggetilgt durch den strahlenden Glanz unendlicher Liebe, die uns vom Boden aufhebt und in die zitternde Seele Kindesgefühl, Gottessohnschaftsgewißheit ausgießt. Da leben wir denn in Gott mit Christo, da theilen wir seine Herrlichkeit, die Liebe Gottes wohnt in uns, wir sind mit Gott versöhnt und haben Frieden mit Gott, die Schuld ist hinweggenommen. So hat es der Apostel Paulus erfahren und empfunden, und zwar zugleich als das ewig Bleibende in seiner Seele: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andre Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn". (Röm. 8, 38 f.)

Und sehen wir nun ebenfalls noch etwas näher zu, was will es sagen: Jesus gab der Welt sein sitt-

liches Leben? Das war ja das Leben der Heilandsliebe. Und ist die nicht von besondrer Art, heilig und hehr vor jeder andern Liebe auf Erden? Sie schließt in sich den Glauben an die Menschen. Bei aller Nüchternheit der Weltbeobachtung und allem herzenskundigen Scharfblick der vollendetsten Menschenkenntniß steht doch bei ihr fest die Ueberzeugung, daß selbst der „glimmende Docht und das schwankende Rohr" der gebrechlichen Menschennatur etwas Großes und Ewiges in sich trage. Darum schließt sie aber auch in sich das heiße Verlangen, daß nur dieses, das Ewige im Menschen gerettet und geborgen werde. Wie Gottes Liebe selbst, so faßt auch sie nicht das zeitliche und äußere, sondern das ewige Seelenheil der Menschen in's Auge und richtet darauf ihr Absehen. Sie will also das Beste des Menschen erst im Vollsinn des Wortes. Sie läßt sinken, sterben und verwesen, was der Erde gehört, wenn nur aus Kreuz, Marter und Tod das Göttliche im Menschen zum Himmel gerettet wird. Daraus folgt aber auch schon von selbst, daß sie keinen Unterschied zwischen den Menschen macht. Stolz und Hochmuth sind ihr fremd. Alles, was ein Menschenantlitz trägt, steht ihr nahe, umfaßt sie mit ihrem Sorgen und Streben. Die Geringen sind ihr nicht gering. Die Kleinen sind ihr groß. Die Schwachen und Verachteten sind ihr werth.

Dieses sittliche Leben hat Jesus der Welt ebenfalls gegeben. Es ist ja die nothwendige Frucht des von ihm ausgegangenen, religiösen Lebens. In dem Gottessohnschaftsgeist ist die Menschenseele nicht nur zum Frieden mit Gott, sondern auch mit sich selbst gekommen. Wenn

wir Gott finden, wenn wir ihn als die grundlose Liebe in seiner unendlichen Gnadenfülle erkennen und genießen, dann finden wir auch in uns unser besseres Selbst. Die Sünde kann uns dann nicht mehr von Gott scheiden in angstvoller und friedeloser Trennung. Damit hat sie aber auch ihre Macht über uns verloren. Wir gehören nicht ihr, sondern Gott an. Sie mag uns noch täglich versuchen und in ernstem Kampf mit uns liegen, wir mögen sogar noch fehlen und fallen, aber sie ist doch bereits die innerlich überwundene Macht, weil unser innerstes Wollen und Streben nicht mehr ihr, sondern Gott angehört. Wir sind also erlöst.

Aber der Geist Jesu erlöst, indem er bindet. Er erlöst vom Irdischen, Vergänglichen, Schlechten, indem er bindet an das Himmlische, Ewige und Gute. Er bricht die Macht der Sünde, indem er die Macht des Geistes, die Macht Gottes aufrichtet. Er tilgt die Selbstsucht hinweg, indem er die Liebe Gottes ausgießt auch in unsre Herzen. So wirkt also Jesu Geist in uns auch eine fortschreitende Heiligung.

Deshalb bekennen die Christen, indem sie dem Zuge dieses Geistes folgen: „Die Liebe Christi dringet uns also", wir wissen uns in Christo, als dem König der Liebe, auch einander brüderlich verbunden. Wir müssen einander lieb haben, so gewiß Jesu Leben uns mitgetheilt worden ist. In der Erinnerung an diesen gemeinsamen Grund unsres christlichen Geisteslebens liegt immer auch der kräftigste Antrieb, Liebe zu beweisen und zu bewähren. Wo aber die Liebe fehlt, fehlt das wahre Kennzeichen des Christenthums; und aller christliche Schein,

der auch da noch bestehen kann, der ist schon vom Apostel Paulus für alle Folgezeit als völlig werthlos und nichtig gebrandmarkt. (1 Cor. 13, 1 ff.)

13.

Es bedarf keiner erschöpfenden Schilderung mehr, wie das neue von Jesus ausgegangene und ausgehende Leben, das Heilsleben, in alle menschlichen Verhältnisse eingeht, in allen in eigenthümlicher Weise sich bewährt und seine Kraft erweist. Hoch über allem Erdenglück stehend bewahrt es die Seele vor den Versuchungen, die im Irdischen liegen, daß sie demüthig und nüchtern und himmlisch gesinnt bleibe. Gegenüber den Schlägen des Unglücks erhebt es sich als tröstende und schirmende Macht, ein Fels der Zuflucht und der Hoffnung. Was an edlen Kräften im Menschengeist sich regt, zieht es in seinen Dienst, die Ordnungen des Lebens erfüllt es mit seinem Geisteswehen, überall umbildend und fruchtbar anregend und das Apostelwort vom Christenleben bewährend: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden." Deshalb feiern wir auch Jesu Geburt zugleich als die Neugeburt der Menschheit, als den Anbruch des großen Geistestages und singen zur Weihnachtszeit mit M. v. Schenkendorf:

„Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret.

— — — — — — — —

Der Himmel ist jetzt nimmer weit,
Es naht die sel'ge Gotteszeit
Der Freiheit und der Liebe.

Ja, der christliche Glaube hat seine Blicke auch über den Umkreis der christlich gewordenen Welt hinaus gerichtet und die Wohlthaten Jesu nachträglich auch noch denen zu Gute kommen lassen, die vor ihm auf Erden gelebt und die also in Unwissenheit geirrt und sich mit Schuld beladen hatten. Schon im ersten Petrusbrief nämlich lesen wir, „daß Jesus im Geist hingegangen ist und den Geistern im Gefängniß gepredigt hat, welche zur Zeit Noah's im Unglauben verharrten, da Gottes Langmuth (auf ihre Bekehrung) harrte". (1. Petr. 3, 19 ff., vgl. 4, 6.) Und im Colosserbrief (1, 19 f.) heißt es: „Denn es ist das (göttliche) Wohlgefallen gewesen, daß in ihm (in Christus) alle Fülle wohneu sollte und Alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel." Und in dem gleichen Sinne ist es auch gemeint, wenn es im „apostolischen" Glaubensbekenntniß von Jesus heißt, er sei „niedergefahren zur Hölle" (d. h. zu dem Aufenthaltsort der Gestorbenen).

Mit solchen Glaubensaussagen werden wir zwar wieder auf Gebiete geführt, die aller menschlichen Erfahrung entzogen sind. Aber sie sind dennoch keineswegs willkürliche Vorstellungen christlicher Schwärmer. Sondern es ist eine ähnliche religiöse Ausweitung des christlichen Glaubens, wie wir sie in Bezug auf die Person Jesu schon kennen. Dadurch, daß wir in Jesus die Erfahrung der unendlichen göttlichen Liebe machen, gewinnt unser Glaube die Schwingen zu so kühnem Fluge, daß er den Stern von Bethlehem seinen milden, hellen und heilsamen Schein über die ganze unendliche Welt ausgießen läßt.

Es liegt jenen Vorstellungen also der wahre und schöne christliche Gedanke zu Grunde, daß Gottes Gnade in Jesus auch noch über den Kreis derer, die hier auf Erden zum Glauben gelangen konnten, hinausgreift, ein Gedanke, der schon eingeschlossen ist in der christlichen Grundüberzeugung von dem Gott, der die Liebe ist. Oder würde wohl irgendwo ein Christenherz, welches von diesem Glauben ganz erfüllt ist, dem widersprechen, wenn wir getrost Jenen, die nach dem Petrusbrief zu Noah's Zeit im Unglauben verharrten, einen Sokrates, Plato und Edle aus allen Völkern zugesellen in dem Sinne, daß auch sie der in Christo offenbarten Gottesgnade annehmbar und angenehm sind? (Apostelgesch. 10, 34 f.)

Von Jesus selber aber müssen wir nun auch sagen, daß er die Krone seiner Herrlichkeit nur als die gottverliehene Frucht seiner Werke empfangen hat. Weil er sich selbst erniedrigt hat und weil er die Schmach und den Schmerz seines Todes tragen wollte, um die Menschen zu erlösen, darum ist ihm nun auch „Alles übergeben von seinem himmlischen Vater" (Matth. 11, 27). Weil er die Welt mit seiner Liebe erfüllt hat, darum ist ihm „ein Name gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind" (Phil. 2, 9 f.). Und weil die in Christo uns geschenkte Gottesgnade und Liebe eben dieselbe ist, die alle Welten schuf, und die alle Stufenfolgen der Welten und Wesen als belebende und regierende Macht durchwirkt, so fassen wir auch das hohe Wort des Epheserbriefes (1, 21), daß Jesus Christus gesetzt sei „über alle Fürsten-

thümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und Alles, was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen".

14.

In dem Mittelpunkt alles dessen, was Jesus für die Welt gethan, steht nun aber als seine größte Heilsthat sein Tod am Kreuz. Mit feierlichem Nachdruck verkündigt es daher der zweite Artikel: Gekreuziget, gestorben!" Und dem entspricht auch die Wirkung, welche der Kreuzestod Jesu in der Welt hervorgerufen hat und noch immer von neuem hervorruft. Zwar nichts Anstößigeres konnte es für das ganze Empfinden eines Juden geben als der Gedanke, daß ein Gekreuzigter der Messias sei. Dennoch hat sich der in Gesetzeseifer erglühende Paulus nur dem Gekreuzigten gebeugt, dessen heilige Gestalt ihm zur überwältigenden Offenbarung der verborgenen seligen Rathschlüsse des unerforschlichen Gottes wurde und der dadurch seinem Herzen solche Gewalt anthat, daß es „wider den Stachel nicht mehr zu löcken" vermochte. Und nichts Widersinnigeres oder mehr zum Spott Herausforderndes konnte es für die Bildung des Griechen und des Römers geben als eine Religion, die einen Gekreuzigten zum Gegenstand der Verehrung, der Liebe und der Hoffnung machte. Dennoch hat das Evangelium von Jesu Kreuzestod seinen unaufhaltsamen Singeszug durch die griechisch-römische Welt gemacht, bis des Kaisers goldnes Scepter und edelsteingeschmücktes Diadem vor der Dornenkrone sich neigte. Das Kreuz steht auf den Altären der Christenheit als das Allerheiligste.

Zu verwundern ist das aber doch nicht. Ein überirdisches Licht ist über dasselbe ausgegossen, ein göttlicher Urteilsspruch hat dieses Kreuz zum Heiligthum der Menschheit gemacht, dem kein andres mehr gleichen kann. Eine göttliche That hat die Schmach des Kreuzes in Glorie umgewandelt und das Verdammungsurtheil der Menschen zu nichte gemacht. Denn Ostern und Charfreitag kann man nicht von einander trennen: Der Gekreuzigte ist auch der Auferstandene. Dadurch ist dem Kreuze Jesu schon seine religiöse Bedeutung gesichert und dadurch ist es aus der Reihe einer bloß irdisch-geschichtlichen Thatsache zu der Würde einer Heilsthatsache emporgehoben. Das Kreuz Jesu tritt uns schon darum als göttlicher Rathschluß und göttlicher Heilsgedanke entgegen. Denn „Menschenwillkür", sagt mit Recht Hase[1]), „konnte ihn nicht erwecken; sein neues Leben ist das offenbarste Zeugniß des Himmels für die Bedeutung seines Lebens", nicht minder aber auch, fügen wir hinzu, für die Bedeutung seines Todes. Die Liebe, die am Kreuze sterbend sich erst ganz enthüllt und ganz behauptet, die konnte keine höhere und glänzendere, göttlichere Bestätigung empfangen als diese Verherrlichung vor den Jüngern in der Osterthatsache.

Aber sehen wir hiervon zunächst einmal ab, auch rein menschlich betrachtet begreifen wir die überwältigende Macht des Kreuzes. Denn auch wenn der Stein nie von des Grabes Thür gewälzt wäre, die Liebe, die in dies Grab gelegt war, müßte unsterblich fortleben

---

Gnosis III, 162.

bei den Menschen und immer von neuem in unsern schönsten Liedern gepriesen werden, wie Keim sagt: „Die Menschheit wird immer in seinem Tod ein ewiges Denkmal seiner grenzenlosen und interesselosen Liebe dankbar verehren, mit welcher er wie Keiner sein Geschlecht liebte und seine goldnen Worte von der Liebe bis zur Feindesliebe durch die That einlöste". Es müßte uns also diese Liebe am Kreuze auch so die Sonne unsrer Zukunft und das aus der Ferne winkende Land der Verheißung für die ganze Menschheit sein und der göttliche Sporn, der die Edlen vorwärts triebe, das schöne und heilige Gesetz der Freiheit, welches die Herzen von Innen bewegte und sie ohne andern Zwang als den der Schönheit und der Begeisterung leitete.

15.

Aber wir würden nur einen engen Geist, der das ungewöhnlich, ja einzig Große nicht erkennt, verrathen, wenn wir glaubten, die Bedeutung des Kreuzes sei damit erschöpft. Denn es ist gewiß, daß die einzigartige Bedeutung der Person Jesu, daß der ewige Inhalt der in dieser Person niedergelegten Gottesoffenbarung auch nur auf diese einzige Weise, nur in seinem Kreuz ganz an's Licht hervortritt. Beziehungsvoll beginnt deshalb Jesu Todesweihe, sein hohepriesterliches Gebet, mit den Worten: „Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verklärest." (Joh. 17.) Das Holz der Schande und des Fluches, das wird uns damit gesagt, soll für ihn sich verwandeln in die Stätte der Verherrlichung und so ist es ganz wahr, wenn wir im Passionsliede singen:

„Das Kreuz ist dein Königsthron,
Drauf man dich wird setzen."

Denn noch heute braucht man, um das innere Wesen und die ganze persönliche Würde und den religiösen Beruf Jesu sicher und gewiß zu erkennen, nur unter das Kreuz zu treten. Freilich auch jeder andre echte Zug in seinem geschichtlichen Leben ist rein und groß. Aber niemals fluthete das ewige Leben, welches in ihm war, gewaltiger und für alle Menschen sichtbarer als in seinem Tode. Sein Sohnesgehorsam, welcher spricht: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst!" seine Sohnesmacht, die dem Schächer noch am Kreuze die Pforten des Paradieses aufschließt, sein Sohnesvertrauen, welches für die frevelnden Feinde bittet, seine Sohneszuversicht, welche sterbend die Seele in des Vaters Hand giebt — in der That, das Alles ist seine volle Selbstoffenbarung vor der Menschheit, darin sehen wir das in ihm wogende Leben der vollkommenen Religion, so daß wir bekennen müssen:

Wie strahlet doch aus deinem bleichen,
Blutüberströmten Angesicht
Nur heller unter Schmach und Streichen
Hervor der innern Gottheit Licht!

Und dies dürfen wir keinen Augenblick vergessen, wenn wir den Werth seiner Liebe, die für uns gestorben ist, ermessen wollen. Denn daß er für uns sterben wollte, seine Absicht, mit seinem bitteren Leiden, mit seinem sich aufopfernden, unschuldigen Leben, mit seinem am Kreuze gebrochenen Leib und mit seinem Blut für uns vergossen um unser Heil zu werben, diese seine Absicht,

dieser Handschlag seiner Liebe an die ganze Menschheit hat seine ewige Heilsbedeutung darin, daß er eben damit das Seine aus lauter Gnad' und Gunst den sündigen Menschen darbringt: seine Seligkeit, sein Gottesleben, sein Licht und seine Wahrheit, seine Kraft und Geduld. Aus diesem Grunde können wir ein von Kant in anderem Zusammenhange angeführtes Wort: „Ein jeder Mensch habe seinen Preis, für den er sich weggebe" auf Jesu Kreuz anwenden! Das ist der Preis, für den sich Jeder und der edelste Mensch am willigsten weggeben muß. Er hat uns „erworben und gewonnen!" Wir sind von ihm „theuer erkauft".

Aber wenn wir der Sache bis auf den Grund gehen wollen, dann müssen wir zuletzt es erkennen, daß Gott selbst mit uns handelt in Jesu Kreuzestod. Gott selbst tritt uns in demselben gegenüber und redet göttlich mit uns in göttlichem Ernste und in göttlicher Gnade. Denn Jesu Blut ist auch wirklich eine Sühne, die Jesus für uns dem heiligen Gott leistet und leisten muß. Dies steht darum auch, wiewohl in mannigfaltiger Weise verstanden, im Mittelpunkt des christlichen Empfindens, und das schreibt sich nicht etwa nur von der Theologie des Paulus her, sondern ist in den unzweideutigsten und unzweifelhaftesten Aussprüchen Jesu selber, zumal in den Worten, mit welchen er das heilige Abendmahl eingesetzt hat, begründet: „Das ist das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.

Aber wir wollen hierbei auch nicht vergessen, daß Jesus sich begnügt hat mit diesem einfachen Ausspruch und daß der letztere uns im Johannesevangelium etwa

noch erläutert oder beleuchtet wird durch die Erzählung von der Fußwaschung, aus welcher die beiden Gedanken hervorstechen: Jesus leistet uns mit seinem Tode einen höchsten Dienst und es ist dabei abgesehen auf unsre Reinigung von der Sünde.

Die mittelalterliche Theologie hat diese beiden Gedanken weit ausgesponnen, indem sie dabei die in jener Zeit geltenden Rechtsbegriffe mit herein zog und zu ewigen göttlichen Wahrheiten stempelte. Wir dürfen zu der einfachen biblischen Wahrheit zurückkehren, indem wir festhalten, was in Jesu eigenen Worten und sinnbildlichen Handlungen klar ausgesprochen ist und was sich unserm Empfinden und Denken selbst bezeugt, also dies Zweifache in seinem Leiden: ein Leiden, das Jesus an unsrer Statt übernimmt und ein Leiden, durch welches er uns Frieden bringt.

Gewiß, er leidet an unsrer Statt: die Strafe liegt auf ihm. Denn was er erduldet, diese ganze Leidensfülle, die in dem Kreuze begriffen ist, die Qual der Schmerzen, die Pein der Schande, die Traurigkeit des Alleinseins, die Todesangst, die Gottverlassenheit, das Alles ist das Gericht, welches der heilige und gerechte Gott immer wieder über die sündige Welt verhängen muß. So muß Gott sich, weil er ist, was er ist und wie er ist, gegen die sündige Welt verhalten und anders kann er sich gegen dieselbe nicht verhalten: „Gott, du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt und wer böse ist, bleibet nicht vor dir!" (Ps. 5, 5.) Darum aber sollte gerade Jesus frei sein vom Kreuz. Nicht ihn, sondern uns sollte das treffen, was er leidet. Die Strafe, die wir verdient haben, sehen wir in seinem Kreuzesleiden. Darum redet Gott mit uns

durch Jesu Kreuz in göttlichem Ernst. Die Donner des Gerichtes reden zu uns aus Jesu Kreuzestod, des Gerichtes nicht über seine Sünde, denn er hat nicht gesündigt, sondern über unsre Sünde. Was es ist um den heiligen Zorn Gottes über die Sünde, unter Jesu Kreuz muß es uns klar werden, muß es unsre Seele mit heiligem Schrecken ergreifen.

Aber Jesus leidet auch für uns, er leidet auch uns zu gut. Freiwillig nimmt er sein Kreuz, welches doch nur der Sünder tragen sollte, auf sich. Er thut es, um uns damit zu dienen, und er thut es, von seiner Liebe getrieben, von Gott gerufen, um Gottes heiligen und gnadenvollen Willen zu erfüllen. Darum redet Gott wiederum noch auf eine andre Weise zu uns durch Jesu Kreuz. Er redet durch dasselbe göttlich zu uns auch in göttlicher Gnade. Die ewige Liebe des ewigen Gottes, die der Grund ist seines göttlichen Heilsrathes, diese ewig zuvorkommende, gnadenvoll vergebende und großmüthig segnende Vaterliebe Gottes redet hier zu uns in der seelenbewegenden Sprache der Wahrheit und Wirklichkeit. Und indem so die Gnade uns hier das Sündenkleid auszieht und das Kleid der gottgeschenkten Gerechtigkeit anzieht und uns in der leuchtenden Liebe des Gekreuzigten den goldenen Ring als Zeugniß und Siegel ihres klaren Willens darreicht, beginnt für den Gläubigen unter Jesu Kreuz das Fest himmlischer, seliger Freude und göttlichen Friedens.

16.

Sonach ist denn auch ganz gewiß die gläubige Zuwendung zu dem Gekreuzigten der entscheidende,

heilbringende Wendepunkt sowohl für den Einzelnen wie auch für die Menschheit im Großen. Und all der glühende Eifer und die todesmuthige Hingebung der Apostel Jesu in alter und neuer Zeit hat darin seinen Grund und seine Rechtfertigung und ist deßhalb heilig und göttlich gewirkt.

Das ist zuerst — ein unsterbliches Verdienst! — vom Apostel Paulus mit grundsätzlicher Entschiedenheit erkannt und ausgesprochen. Und wie er deßhalb Christum, den Gekreuzigten, als den Inbegriff der göttlichen Heilsbotschaft bezeichnet, wie er weiß, daß in dieser frohen Botschaft von dem Gekreuzigten für alle Gläubigen alle Fülle göttlicher, beseligender Kraft und göttlicher Weisheit beschlossen ist: so erhebt er seine mächtige Stimme, um Alle, Hellenen und Juden, Herren und Sklaven auf den nunmehr durch Gottes Gnade aufgeschlossenen Heilsweg zu rufen. Durch ihn ist also zuerst Jesu Wort in seiner Weltbedeutung erfaßt und geltend gemacht: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Deßhalb predigt er wie den Galatern so allen Menschen, zu denen seine Stimme zu bringen vermag, Christum, „als wäre er ihnen vor die Augen gemalt", Christum allein und den Glauben an ihn als den Heilsweg.

Und ebenso rechnen wir es nun der Reformation zu einem ihrer unsterblichen Verdienste an, daß sie wieder auf dies apostolische Evangelium zurückgegangen ist und mit gleicher Entschiedenheit wie Paulus den Glauben an den Gekreuzigten als den allgemein gültigen, alleinigen Heilsweg verkündigt hat. Auch ihr Losungswort lautete ganz evangelisch und apostolisch „sola fide!" d. h. „durch den Glauben allein!" Und schwerlich kann

diese Grundwahrheit des Christenthums schöner und herzgewinnender ausgesprochen und ausgelegt werden, als es schon von Luther in seinem Büchlein „von der Freiheit eines Christenmenschen" geschehen ist. Indem Luther hier die herrliche Freiheit des Christen, der ein freier Herr aller Dinge ist, zu preisen unternimmt, sieht er den Ausgang und die Quelle dieser Freiheit nirgends anders als in dem evangelischen Glauben. Denn so schreibt er in diesem Büchlein: „Die Seele wird so vereinigt auch mit Christo selbst als eine Braut mit ihrem Bräutigam; ihr Brautring ist der Glaube. Was der reiche, edle Bräutigam Christus hat, macht er ihr zu eigen; was sie hat, eignet er sich an: er nimmt ihre Sünden auf sich, daß sie verschlungen werden in seiner unüberwindlichen Gerechtigkeit."

Kaum ist es zu begreifen, daß trotzdem diese evangelische Lehre von dem Glauben als dem einzigen Heilsweg für alle Menschen so gröblich mißverstanden und so absichtlich entstellt worden ist und noch immer von den Feinden des Evangeliums entstellt wird. Denn was sollen wir zu der Auffassung sagen, als ob durch diese Lehre das sittliche Streben überflüssig gemacht werden könne oder als ob der Christ ruhig sündigen dürfe, sofern er nur glaube, da er durch den Glauben sich ja täglich in dem Blute Jesu von all seinen Sünden rein waschen könne? Gewiß, der grobe Irrthum oder aber die grobe Entstellung der evangelischen Wahrheit, die darin hervortritt, ist für Alle offenbar! Man hat damit dem Glauben selbst seine Krone, seine Echtheit und Wahrheit genommen. Man hat ihn damit zu einem bloßen Gedankending oder zu einer bloßen Verstandessache erniedrigt, während er der Seele hohe

That, das Verlöbniß der Seele mit Christus, die innere ernste Entscheidung des ganzen Menschen mit all seinen Kräften, seiner Liebe, seinem Wollen für den gekreuzigten Jesus ist.

Ja, der Glaube, den Paulus predigte und den Luther pries und den die Reformation meinte, der ist zuerst eine ernste Demuth. Sein Anfang ist der durch Jesu Kreuz in uns gewirkte heilige Schmerz, mit dem wir angesichts jener göttlichen Liebe unsre Selbstsucht und Ohnmacht zum Guten gewahr werden, so daß wir alle Selbstgenugsamkeit und allen Stolz auf eingebildete Tugenden demüthig niederlegen zu den Füßen des Gekreuzigten. Daraus folgt von selbst der entschiedene Bruch mit unsrer sündigen Vergangenheit, der Abscheu des Herzens gegen die Sünde, die Jesus so schwer gebüßt. Und daraus erwächst mit Nothwendigkeit das heilige Streben, uns selbst zu reinigen von allem Argen, was uns noch anhaftet, und alles das zu werden, was wir nach Gottes Absicht und den von Gott uns eingepflanzten göttlichen Kräften werden sollen.

Der evangelische Glaube ist aber weiter auch ein freudiges und erhebendes Vertrauen. Wir werden angesichts des Gekreuzigten auch mit einer beseligenden Gewißheit deß inne, wie die göttliche Gnade trotz unsrer Schuld sich zu uns neigt und trotz unsrer Unwürdigkeit väterlich und göttlich groß an uns handelt. Daraus schöpfen wir einen neuen Muth und stellen uns mit unserm Leben nun auf den rechten Grund, den wir in Gottes heiliger und barmherziger Liebe gefunden haben. Darin haben wir unsern Frieden gefunden, während wir in unsrer Sünde elend und verloren und unselig waren. Diesen Frieden wollen wir aber auch nie wieder verlieren, denn wir wissen

nun, daß die höchste Freude vor Gottes Angesicht und in Gottes Gemeinschaft ist. Daraus erwächst uns ein heiliger Eifer, das empfangene Kleinod zu hüten und es siegreich zu behaupten in jedem ernsten Lebenskampf.

Und so ist schon damit ausgesprochen: der evangelische Glaube ist nichts andres als die volle Entscheidung des Herzens für den Gekreuzigten und das in ihm offenbarte Heil. Wir können also nicht glauben, ohne zugleich zu lieben. Wie der Bräutigam unsre Seele geliebt hat bis in den Tod, so lieben wir ihn wieder bis in den Tod, der Glaube ist der Brautring, das Band der Liebe zwischen ihm und uns.

Sonach kann jenes Misverständniß oder auch jene Entstellung der evangelischen Lehre vom Glauben nicht bestehen. Es ist so einfach: Blinde Augen sehen nicht den Glanz der lichterfüllten Welt und taube Ohren hören nicht die Harmonienfülle der schönsten Musik. Ebenso gilt es auch: ungläubige Herzen empfangen nicht das in Christo erschlossene ewige Leben, das Leben in Gott. Die es aber durch den Glauben empfangen, in denen wird es auch eine Lebensmacht, welche die Menschen inmitten der irdischen Kämpfe, Sorgen und Leiden, heiligt und beseligt und wie einst Zinzendorf so auch manch' anderen lebendigen Christen zu solchem Rühmen begeistert:

Ich bin durch viele Zeiten,
Wohl gar durch Ewigkeiten
In meinem Sinn gereist:
Doch wo ich hingekommen,
Nichts hat mir's Herz genommen,
Als Golgotha, Gott sei gepreist.

III. Der Glaube an den heiligen Geist.

1.

Wir können nun schon dem Bisherigen die unbestreitbare Thatsache entnehmen, daß *das von Jesus ausgegangene*, in ihm zuerst erschienene, *religiöse Leben auf Erden fortbesteht* und von einem Geschlecht zum andern weiter wirkt. Wir sehen hier offenbar jenes Wort Goethe's ganz erfüllt: „Es kann die Spur von deinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!"

Es gilt aber noch, dieses Leben, das nun der Menschheit heiliges Erbe geworden ist, *allseitig* zu würdigen.

Wir kennen ja die neuerdings lautgewordenen Stimmen, die hierüber *wegwerfend* genug urtheilen. Man sagt, das Geschick der Religionen sei wie das Geschick der Menschen. Die Menschheit bleibe, indeß die einzelnen Menschen dahinsterben und die einzelnen Völker zu Grunde gehen, wenn das Maß ihres Alters erfüllt ist. So bleibe auch die Religion, aber die *einzelnen* Religionen kämen

und gingen vorüber, wenn ihre Zeit dahin sei. Davon werde auch das Christenthum keine Ausnahme machen. Und so redete ja in unsern Tagen Eduard von Hartmann von der vermeintlichen „Selbstzersetzung des Christenthums" und ihm erschien (seltsam genug!) das als die eigentliche Aufgabe, welche der Protestantismus „unbewußt" vollziehen solle, daß er eben gerade das Christliche auflöse und zerstöre. Ebenso wollte Strauß auf die Frage „Sind wir noch Christen?" aus seiner Verbitterung nur ein entschlossenes „Nein!" antworten. Keller, der schweizerische Dichter, vernahm (zu früh!) das Glockenläuten der Zeit: „Die Kirche ist aus! hört ihr das Zeichen?" Aber Hartmann redet dennoch nicht nur von einer neuen, sondern von einer kommenden wahren „Weltreligion". Und Strauß leugnet zwar das Dasein Gottes und stellt Jesu geschichtliches Leben möglichst in's Ungewisse. Er will sogar in dem Kreuze nur die „einseitigste, schroffste Verkörperung der christlichen Weltflucht und Passivität", also nichts von der welterneuernden Geisteskraft heiliger Liebe sehen und meint, die „jetzige lebens- und thatfrohe Menschheit könne in diesem Sinnbilde nicht mehr den Ausdruck ihres religiösen Bewußtseins finden". Aber mit alledem will er sich selbst doch noch nicht die Religion überhaupt abgesprochen haben, nein, sondern er fordert für sein „Universum" auch eine gewisse Frömmigkeit. Ueber diese Halbheit spottet dann freilich nicht ohne Grund Max Nordau, indem er selbst die Religion mit dreistem Munde als eine der großen Lügen der heutigen Kulturwelt behandelt und indem für ihn das Zeitalter der Religion überhaupt vorüber ist.

All diesen und so manchen ähnlichen, weniger lauten oder weniger bemerkten Stimmen gegenüber bezeugen wir freudig mit dem dritten Artikel des „apostolischen" Bekenntnisses unsern Glauben an den heiligen Geist. Was wir aber „heiligen Geist" nennen, das ist nicht ein Wesen, welches für sich besteht, oder welches wieder zwischen Gott und den Menschen vermitteln müßte. „Es ist nur ein Mittler", sagt die Schrift mit Nachdruck, „nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus." Der heilige Geist ist vielmehr das von Jesus ausgegangene, heilige Leben in den Herzen seiner Gläubigen, also eben dasselbe, was ihn erfüllte, beseligte und heiligte.

Die verschiedenen Seiten dieses heiligen Lebens sucht das neue Testament in den Sinnbildern darzustellen, in denen es vom heiligen Geiste in freier Mannigfaltigkeit redet. Als sich selbst aufopfernde Liebe lernten wir den heiligen Geist schon bei der Taufe Jesu kennen in dem Sinnbild der als Opfergabe so oft dargebrachten Taube. Als die Kraft der begeisterten Rede soll er uns bekannt werden in den feurigen Zungen; als geheimnißvolle und überwältigende Geistesmacht, die die Menschen auf neue Bahnen des Strebens fortreißt, in dem Brausen des Windes; als Licht und Wahrheit für alle Völker in der sinnbildlichen Sprachengabe des Pfingstfestes zu Jerusalem.

Aber noch zwei Gesichtspunkte sind es besonders, welche wir hervorheben müssen, wollen wir den religiösen Wahrheitsgehalt, der in dem Glauben an den heiligen Geist zu suchen ist, klar erfassen. Die wesentliche

Einheit des neuen Lebens, dessen sämmtliche Erscheinungen wie aus einer Quelle hervorströmen, die nimmer versiegt, das ist das erste, was wir betonen. Es ist eben Alles, die eigenthümliche Freude des rechten Christen, sein tiefer, seliger Friede, seine wunderbare, nie ermattende Liebe, in dem Gotteskindschaftsgeist, der ihn erfüllt, einbegriffen und enthalten. Darum können wir von dem bestimmten, dem heiligen Geist in den Herzen der Gläubigen reden. Aber es soll noch mehr damit gesagt werden, wie es sich aus dem ganzen Zusammenhang unsres Lebens mit dem Leben des Erlösers schon ergiebt. Sein Leben soll ja unser werden. Also wie sein Inneres ganz von Gottes geistiger Einwohnung sein Gepräge und seine Bestimmtheit erhielt, so auch das unsre. Indem wir unsern Glauben an den heiligen Geist bekennen, sprechen wir es aus, daß das Leben, welches geschichtlich angesehen von Jesus der Welt als heiliges Erbe gelassen ist, als das Erbe der Kinder Gottes, zugleich unmittelbar aus Gott ist, in Gott seinen Grund hat. Durch Jesum tritt Gott als der Vater in unsre nach ihm sich sehnenden Herzen herein und macht sie zu seinem heiligen Tempel, wie der Apostel schreibt: Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr!" (1. Cor. 3, 17.) Damit ist ja auch das klar, etwas Werthvolleres als den heiligen Geist kann es nicht geben. Dies Leben, das er uns gegeben, muß daher den Stempel des Unbedingten, Göttlichen in sich selbst tragen und sich uns als des „Lebens Krone" erweisen: „Gott hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, um selbst zu erleuchten unsre Erkenntniß der Gottesherrlichkeit im Angesichte Jesu Christi". (2. Cor. 4, 6.)

2.

An diesem Glauben nun, wie wir gesagt haben, halten wir in unerschütterlicher Freudigkeit fest und jene Stimmen des Unglaubens können uns durchaus nicht darin irre machen. Denn dagegen beruhigt uns zunächst schon ein Rückblick in vergangene Zeiten. Auch hier bemerken wir nicht wenige entschlossene Vorkämpfer des Unglaubens. Bis in die biblischen Zeiten können wir die Spuren des Zweifels in der christlichen Kirche zurück verfolgen. Schon Paulus und Jacobus sehen wir Schulter an Schulter gegen dies verderbliche und mächtig wirksame Gift ankämpfen. Paulus gegen den Zweifel am ewigen Leben (1. Cor. 15), Jacobus gegen den Zweifel überhaupt: „Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen" (1, 8). Jesus selber sagte es ja vorher, daß auf dem Acker der Welt, den er bestellt hat, Weizen und Unkraut mit einander wachsen würden. Hat aber deßhalb jemals der christliche Geistesstrom seinen Lauf durch die Welt unterbrochen? Sicherlich nein! Und er thut es auch jetzt nicht. So lange es nicht an begeisterten Menschen fehlt, die Vaterland und Freundschaft verlassen und Gut und Blut daran setzen, um den Heiden ebenfalls das Friedenswort Gottes zu verkündigen, so lange immer neue, heldenmüthige Seelen bereit sind, die durch unmenschliche Grausamkeit der Wilden unter den Glaubenszeugen gerissenen Lücken auszufüllen, wo keine Ehre, sondern nur Entsagung und fast nur der gewisse Tod zu erwarten ist: so lange kann man an der gesunden, unerschütterlichen Lebenskraft des Christenthums nimmermehr verzweifeln.

Weiter aber ist auch das gewiß: daß das Christenthum nur mit der Religion selbst aufhören könnte. Eine Erhebung des religiösen Lebens über die Stufe des Christenthums ist ein Unding, weil das Christenthum die vollkommene Religion ist. Denn wie könnte der Mensch inniger und seliger mit Gott verbunden sein als im Gottessohnschaftsgeiste Jesu Christi? Wie könnte eine Religion die Menschen unter einander glücklicher vereinen als es in der Bruderliebe geschieht, welche die nothwendige Frucht der christlichen Religion ist? Wie könnte durch eine Religion der Mensch in sich selber mehr beglückt und veredelt werden als es geschieht durch den heiligen Geist, der uns züchtiget und reinigt und bildet nach der Gestalt Jesu? Gilt daher das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ auch vom Christenthum, dann wird dieses zu allen Zeiten die Probe bestehen. Doch das sind ja nur Gründe der vernünftigen Erwägung und die Hauptsache ist es doch, daß der heilige Geist sich selbst bezeugt. Hierin liegt zuletzt für Jeden die Entscheidung, in dem, was er selbst von des heiligen Geistes Kraft an seinem Herzen erfährt. Das haben die älteren Lehrer der protestantischen Kirche zusammenfassend das „innere Zeugniß des heiligen Geistes“ genannt, damit eine Reihe von gleichartigen Erfahrungen kennzeichnend.

Der Eindruck, den wir beim Lesen der heiligen Schrift von der Wahrheit und Göttlichkeit ihres Inhaltes empfangen, indem sie mit ihrem heiligen Ernst unser Gewissen aufregt, unsre Sünden strafend rügt, wiederum unsere trauernden, nach religiösem Trost verlangenden Herzen mit kräftigem Zuspruch aufrichtet, so

daß eine heilige Freude und in ihr eine selige Gewißheit unsre Seele durchfluthet, das ist das innere Zeugniß des heiligen Geistes in unserm Herzen. Und das ist es ebenfalls, wenn die heilige Gestalt Jesu vor unserem Innern wie im verklärenden Gotteslichte dasteht, wenn das Bild des Leidenden und Sterbenden den Glanz der Liebe, des Geistes und der Religion vor uns entfaltet und eine heilige Erfurcht, eine unmittelbare Gewißheit hebt sich aus dem Grunde unsrer Seele: Du bist der Heilige Gottes, der Fürst des Lebens! in dir ist das wahre, volle Genügen! Wiederum da ist das innere Zeugniß des heiligen Geistes, wo wir Jesu Wort erfüllend und seinem Vorbilde entschlossen nachfolgend thätig wirken. Denn dabei werden wir das innerlichst und vollkommen Befriedigende solcher Thätigkeit empfinden und das sichere Bewußtsein haben, daß wir auf dem rechten Wege sind, dem göttlichen Willen entsprechen und aus reiner Gesinnung gute Thaten vollbringen, die gut bleiben, wenn sie auch mit bitteren Schmerzen für uns selbst verbunden sind und von den Menschen verlacht und verspottet werden. Denn hier gilt, was Thomas a Kempis sagt: „Was du bist, das bist du. Und du kannst nicht größer gesprochen werden, als du nach dem Zeugnisse Gottes bist". „Du wirst sanft ruhn, wenn dein Herz dich nicht verdammt."

3.

Das innere Zeugniß des heiligen Geistes ist aber vor allem kräftig in dem eigentlichen Pulsschlag des religiösen Lebens, im Gebet.

Im Gebet naht sich der Mensch zu Gott. Wohl ist Gott der ewig Nahe, und ihm, der auch unsre Gedanken von ferne merkt, können wir nie entfliehen. Denn „wo soll ich hingehen vor deinem Geist und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?“ (Ps. 139.) Aber der Mensch ist sich der Nähe Gottes nicht immer bewußt. Im Gebet wird er sich derselben bewußt. So ist das Gebet der eigentliche Pulsschlag des religiösen Lebens und ohne Gebet ist keine Religion. Es ist zwar nicht jedes Gebet auf gleicher Höhe. Heinrich Lang erzählt in seinen religiösen Reden: „Der Reisende Castrèn fragte ein samojedisches Weib, ob sie bete. Sie gehe, erwiederte sie, jeden Morgen und jeden Abend aus ihrem Zelt und verbeuge sich vor der Sonne. Am Morgen sage sie: wenn du dich erhebst, erhebe auch ich mich aus dem Bette; am Abend: wenn du niedersinkst, begebe auch ich mich zur Ruhe“. Dazu bemerkt Heinrich Lang: „Dies war ihr Gebet, vielleicht ihr einziger Gottesdienst. Uns scheint es dürftig und nichtssagend, aber nicht ihr; denn es hob die Gedanken des Weibes wenigstens zweimal am Tage von der Erde zum Himmel, es gab ihr eine Ahnung, daß ihr kleines Leben mit einem weiteren und höheren Leben verknüpft sei; es gab der täglichen Runde ihres kümmerlichen Lebens einen heiligen Schein und eine tiefere Bedeutung“.

Man kann zweifeln, ob diese Auslegung der simplen Handlung jenes Weibes in dieselbe nicht zuviel hineintrage. Jedenfalls wird man auch sonst noch mancherlei Gebetsübung auf Erden finden, welche theils durch Gedankenlosigkeit, theils durch abergläubische Beimischung in ihrem religiösen Werth sehr heruntergesetzt oder ganz aufgehoben

wird, da sie nicht leistet, was sie leisten soll, dem Menschen Gottes Nähe im Herzen fühlbar machen.

Da hat denn Kant den Grundsatz aufgestellt: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes. Ob also der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche, oder ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen oder, wie der Tibetaner durch ein Gebetsrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth".

Das ist aber doch nur richtig, sofern das Gebet wirklich ein reines Lippenwerk ist. In diesem Falle hat es keinen Werth weder vor Gott noch für den Menschen. Aber wo es aus dem Herzen kommt, da gilt vielmehr die von Heinrich Lang vertretene Anschauung und, wie unvollkommen auch die religiöse Erkenntniß des Betenden sei, dennoch sagen auch wir:

Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Kind sich losringt von der Erde!

Aber erst des Christen Gebet ist doch ein vollkommenes, weil sich erst in dem Geiste der Gotteskindschaft die volle Einigung des Betenden mit Gott verwirklicht. Der Geist ruft in ihm: „Abba, lieber Vater!" Und im Geiste vernimmt er auch die Antwort Gottes. Er vernimmt sie in dem Wehen eines himmlischen Friedens, in der Regung neuer heiliger Kraft des Willens, in aufrichtendem, süßen

Trost, in einer stillen, unaussprechlich seligen Freude. Das ist es, was im neuen Testament „die Anbetung im Geist und in der Wahrheit" (Joh. 4, 23) genannt wird. In dieser Anbetung ist also immer auch schon eine geistige Erhörung gegeben; denn diese besteht darin, daß Gott uns in dem Gefühl seiner Gnadenfülle und heiligen Nähe, in dem Bewußtsein seines, unser Leben bestimmenden ewigen Gesetzes und seines uns gewiß umfassenden Heiles die göttliche Thatantwort auf unser Fragen und Bitten, Loben und Danken gewährt. Diese Erhörung aber, wie nur sie allein von Gott für jedes aufrichtige Gebet unbedingt sicher verheißen ist, so ist sie auch viel besser als die äußere Gewährung einzelner Bitten, die wir in menschlicher Kurzsichtigkeit und Thorheit vor Gott bringen. Durch jene innere Erhörung ist z. B. Jesus in Gethsemane zu seinem Kreuzesgang gestärkt worden und sein großer Apostel über sein schweres Leiden, das er als einen „Pfahl im Fleische" mit sich herumtrug, beruhigt in dem Worte: „Laß dir an meiner Gnade genügen!" (2 Cor. 12, 9.) Sie giebt auch heute noch jedem aufrichtigen und gläubigen Beter um so mehr Kraft und Aufrichtung in jedem Leid, je herzlicher das Gebet ist.

Und in dieser Beziehung lassen sich wohl verschiedene Stufen in der Anbetung unterscheiden.

Schon das ernste Nachdenken über Gottes Wege wird ein Gefühl der frommen Ehrfurcht in uns erwecken und zur Anbetung werden. Nachdem Paulus im Römerbrief in den ersten elf Capiteln die ewigen Gottesgedanken, die in Jesus offenbar geworden sind, dargelegt hat, bricht er aus in die anbetenden Worte: „O Abgrund des Reich-

thums und der Weisheit und der Erkenntniß Gottes; wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege!" (Röm. 11, 33.)

Die zweite Stufe ist das innige Gebet, in dem unsre Seele Zwiesprache mit dem Unsichtbaren pflegt, indem wir unser Herz vor Gott herausschütten, das innerste Empfinden, Sehnen, Sorgen und Bangen aussprechen, unsre Sünde vor ihm in der ernstesten Beichtstunde bekennen und dann wieder lauschen auf die göttliche Thatantwort in unserm Gemüth, bis sein Friede die erregten Wogen unsres Herzens zur stillen Ruhe besänftigt hat.

Die dritte Stufe ist die anbetende Versenkung in Gottes Liebe, die „Verzückung", in welcher die Seele des Menschen dem eigenen Leben entrückt zu sein scheint und nur Gott empfindet, von Gottes Leben erfüllt und durchrauscht ist. Sie vergißt da ihre eigenen Wünsche, ihre eigene Enge, die Unendlichkeit nimmt sie auf, sie wird ganz zum Sinn für das Göttliche. Sie verharrt in Schweigen, um Gottes Stimme allein zu hören, Gottes Kraft allein zu fühlen. In solcher anbetenden Verzückung fühlte sich einst der Apostel Paulus „bis in den dritten Himmel", d. h. weit über alle Erdenheit, entrückt und vernahm er „unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen darf" (2. Cor. 12, 4).

In alledem aber vernehmen wir im Herzen das innere Zeugniß des heiligen Geistes. Was wir im Gebet erleben ist wahres, wirkliches Gottesleben in uns. Wir schmecken's an seiner Seligkeit und fühlen's an seiner Kraft.

Und so ist denn die volle Gewißheit, daß das christliche Geistesleben in Gott begründet ist und von Gott ausgeht und deßhalb ewigen Werth hat und durch alle Wandlungen der Zeiten nichts von seinem Werth verlieren kann, diese Gewißheit ist in dem eigenen christlichen Leben und insbesondere im Gebetsleben begründet. Das Gebet ist daher zugleich die Seele und die Kraft der Religion, es ist zugleich höchste Erscheinung, schönste Frucht und nährendes Brod derselben. Wer nicht betet, wird ein Zweifler. Wer im Geist und in der Wahrheit betet, hat den Zweifel überwunden, denn die Wahrheit ist in ihm gegenwärtig.

4.

Mit dem bisher Gesagten ist aber doch nur das erste, nächste Ziel des heiligen Geistes, die Erscheinung desselben im religiösen Leben des Einzelnen beschrieben. Wie im einzelnen Menschen das von Jesus geschichtlich ausgehende Leben als ein Gottgewirktes sich darstellt, und in seiner siegenden Kraft, inneren Schönheit und Seligkeit sich selbst bezeugt, das ist bisher auseinandergesetzt. Will aber nicht Jesus der Heiland der Welt sein und sollten die Menschen, die in allen Dingen einen Trieb zur Gemeinsamkeit beweisen, in diesem Höchsten ein Jeder für sich allein bleiben müssen? Gewiß nicht! Die Gemeinsamkeit des von Jesus ausgehenden religiösen Lebens in ihrer äußeren Erscheinung ist die Kirche, in welcher daher als in der großen um das eine Haupt, Jesum Christum, geschaarten Gemeinde auch der heilige Geist lebendig wirksam sein muß. Dies sprechen wir im

„apostolischen“ Bekenntniß aus in unserm Glauben an die eine allgemeine christliche Kirche.

Wäre nun die Gemeinsamkeit des religiösen Lebens bereits nach allen Seiten hin mit Einschluß der in demselben mitgesetzten Heiligung eine vollkommene, so würde die Kirche gleichbedeutend sein mit dem von Jesus gepredigten und in heiliger Sehnsucht erstrebten Reiche Gottes in seiner vollen Erscheinung. Ich sage in seiner vollen Erscheinung. Denn auch unter der ausgesprochenen Voraussetzung griffe doch das Reich Gottes räumlich und zeitlich noch über die Grenzen der Kirche hinaus. Denn es reicht zurück bis zur ersten wirklichen Anbetung im Geiste, bis zum ersten Thaterweis heiliger Liebe. Es erstreckt sich über die Kirche hinaus in das noch unerhellte Dunkel der Heidenwelt, wo nur immer Seelen nach Gott gefragt und gedürstet oder von ihm gezeugt haben in stammelnder Sprache. Trifft denn aber jene Voraussetzung zu? Ist die Gemeinsamkeit des religiösen Lebens in der Kirche eine vollkommene? Anstatt diese Frage bejahen zu können, müssen wir vielmehr mit Paulus auch im Hinblick auf die Kirche in Demuth bekennen: „Wir haben solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.“ (2. Cor. 4, 7.)

Die Gemeinschaft des religiösen Lebens soll sich ja in einer Welt vollenden, in welcher auch eine Gemeinschaft der Sünde besteht, welche sich jener entgegenstellt, sie hemmt und stört auf die mannigfaltigste Weise. Diese Sachlage ist es, welche Jesus schon in seinen Gleichnissen so scharf und treffend beleuchtet.

Wohl spricht er es aus: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert war" (Matth. 13, 33). Damit ist die unwiderstehliche Kraft und Siegesmacht des christlichen Geistes behauptet, der in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens eindringt, allem religiösen und sittlichen Empfinden reineren, tieferen, und seligeren Gehalt giebt.

Aber das Himmelreich ist auch gleich dem Weizenfeld, auf dem mitten unter dem Weizen der Giftlolch wächst. (Matth. 13, 24 ff.) Und der Herr, der den Acker bestellt hat, muß seinen Knechten den Rath geben: „Lasset Beides mit einander wachsen bis zur Ernte!" Das Unkraut ist also nicht auszurotten. Und so ist die Kirche denn auch niemals mit dem Reiche Gottes gleichzusetzen. Wäre sie mit dem letzteren gleichbedeutend, so hätte sie mehr Frieden und mehr Liebe in sich, so wäre aller Haß in ihr ausgetilgt und mit der Einheit und Gewißheit des Glaubens auch die volle Brüderlichkeit und Freude der Kinder Gottes überall, wo sie das heilige Zeichen des Kreuzes aufgepflanzt hat.

5.

Ueberblicken wir die lange Geschichte der christlichen Kirche, dann werden wir uns der Einsicht auch nicht verschließen können, daß sie an keinem Punkte ihrer Entwickelung, obwohl sie zu jeder Zeit die reichsten Keime und Triebe des christlichen Geistes in sich beschloß, zu der vollen, reinen Schönheit einer Gemeinde Jesu sich emporringen konnte. Es blieb immer ein Abstand mehr oder minder

groß zwischen dem, was sie sein sollte und dem, was sie in Wirklichkeit war.

Denn zuerst das in der Apostelgeschichte entworfene Bild von der christlichen Urgemeinde in Jerusalem stellt uns diese freilich in einem verklärenden Lichte dar. In ihrem fröhlichen, gewissen Glauben und in ihrer opferfreudigen, im Geben seligen Bruderliebe, unter der einmüthigen Führung der begeisterten und todesmuthig ihrem Berufe lebenden Apostel kommt diese erste christliche Gemeinde dem Ziel der Kirche wohl sehr nahe. Aber alsbald tritt uns auch hier in Ananias und Sapphira die heuchlerische Lüge, in dem Streit der Wittwen (Apostelgesch. 6) die erste Regung des Parteigeistes entgegen. Und wenn uns in den paulinischen Briefen bereits ein farbenreicheres Bild der frühesten Gemeindezustände entrollt wird, so erblicken wir hier neben vielem Erfreuenden doch auch noch mannigfaches Schwanken, Zweifeln, Irren und schwere Mißstände. Ja, in eben diesen Briefen lernen wir auch einen engherzigen Parteigeist kennen, der, wie es scheint, grade in der Urgemeinde seinen Sitz und Ausgangspunkt hatte und dessen Einfluß sogar einen Petrus (Gal. 2, 12 ff.) zu einem zweideutigen Verhalten bestimmte.

Das nachapostolische Zeitalter ist groß durch das Blut der Märtyrer, durch die Sittenreinheit der Christen inmitten des heidnischen Verderbens, durch eine beispiellose Opferwilligkeit und schöne Brüderlichkeit, dann auch durch glänzende Lehrer und Vertheidiger der christlichen Wahrheit wie Clemens und Origenes von Alexandrien Aber auch mannigfache, innere Gegensätze, jüdische und heidnische Verdunkelung der evangelischen Wahrheit, Ab-

irren von der evangelischen Einfalt traten hervor und die Keime der Priesterherrschaft und unchristlicher Weltflucht begannen sich zu entfalten.

Constantin der Große, seit 323 Alleinherrscher des römischen Weltreiches, erhob die Kirche scheinbar zur Weltherrschaft. Sie wurde Staatskirche und gewann dadurch Ruhe nach Außen. Das Evangelium konnte nun in Frieden verkündigt werden. Vor dem Glanz und der Macht der christlichen Staatskirche schwanden die letzten Reste des Heidenthums unrettbar dahin. Aber sie selbst verlor durch das massenhafte Eindringen von bloßen Namenchristen die innere Reinheit und die Kraft, das Licht der Welt und das Salz der Erde zu sein. Ein weltlicher Geist drang nun ein in ihre geschmückten Tempel und herrschte auf den mächtigen Bischofssitzen. Es begannen die großen inneren Zerklüftungen und das Regiment der Gewalt in geistigen Dingen. Es wurden immer weitere Schritte gethan hinweg von der christlichen Einfalt im Glauben und Leben und von der christlichen Wahrheit und Freiheit zur kirchlichen Unfehlbarkeit und Herrschsucht. Darum hat Schleiermacher in seinen Reden über die Religion nicht ohne Grund alles Staatskirchenthum verurtheilt als eine falsche und verderbliche Mischung der Religion mit der Politik, die immer zum Schaden der ersteren ausschlage. „Möchte doch allen Häuptern des Staates“, ruft er aus, „allen Virtuosen und Künstlern der Politik auf immer fremd geblieben sein auch die entfernteste Ahnung von Religion! Ja, hätte man nie einen Fürsten in den Tempel gelassen, bevor er nicht den schönsten königlichen Schmuck, das reiche Füllhorn aller seiner Gunst und Ehrenzeichen, abgelegt hätte vor der

Pforte! So oft ein Fürst eine Kirche für eine Gemeinheit erklärte mit besondern Vorrechten, für eine ausgezeichnet angesehene Person in der bürgerlichen Welt, war das Verderben dieser Kirche fast unwiderruflich beschlossen und eingeleitet. Alles nicht Zusammengehörige, was nur für einen Augenblick in einandergeschlungen war, ist nun unzertrennlich zusammengekettet; alles Zufällige, was leicht konnte abgethan werden, ist nun auf immer befestigt; das Gewand ist mit dem Körper aus einem Stück, und jede unschickliche Falte ist wie für die Ewigkeit".

6.

Was aber sollen wir vollends erst sagen von der römischen Papstkirche, die sich selbst den hohen Titel der „alleinseligmachenden" giebt? Ist sie, was sie sein will, die Darstellung des Reiches Gottes auf Erden? Sie hat zwar mit der emporwachsenden Papstgewalt sich von dem staatlichen Einfluß immer mehr befreit, ja sie hat das stolze Wort ausgehen lassen, der Kaiser sei der Mond aber der Papst die Sonne. Aber sie hat sich in ihrem herrschsüchtigen Streben gleichwohl in hohem Maße zu „einem Reich von dieser Welt" ausgestaltet, ihr ganzes Wesen hat ein überwiegend weltliches Gepräge. Damit ist aber die eigenthümliche Art der kirchlichen Gemeinschaft als einer Gemeinschaft des religiösen Lebens von Grund aus verkehrt. Die eigentlichen Aufgaben der Kirche sind mehr oder minder von fremdartigen, weltförmigen Aufgaben in den Hintergrund gedrängt oder vielmehr jene werden nur zum Vorwand genommen, um diese zu erreichen. So hat denn schon Luther scharf aber zutreffend

die Zeit der Alleinherrschaft des Papstes als die Zeit „der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" gekennzeichnet. Denn das bedeutet die römische Kirche in ihrer ganzen geschichtlichen Erscheinung bis auf den heutigen Tag: die grundsätzliche Einengung des christlichen Geistes.

Das von Jesus ausgegangene religiöse Leben als Gotteskindschaft mit aller Innigkeit, Freudigkeit und Freiheit wird in der römischen Papstkirche in die kirchlichen Formen gezwängt und geschmiedet. Was der gläubige Christ unmittelbar in überschwänglicher Fülle aus Gottes offenen Gnadenhänden empfängt, das soll ihm hier tropfenweise, ängstlich zugemessen und verkauft werden aus den kargen Händen einer mit dem Heiligen schachernden Kirche. Sie allein will die Schlüssel des Himmelreichs tragen, für sich allein beansprucht sie die Gewalt, auf Erden und im Himmel zu binden und zu lösen und aus göttlicher Machtvollkommenheit durch Beichtstuhl und Seelenmessen die Vergebung der Sünden zu gewähren.

Und indem so das Göttliche aus Menschenhänden und nach Menschenmaß verabreicht werden soll, wird es, um es desto mehr aus seiner himmlischen Fülle in irdische Enge und Armuth herabzuziehen, zugleich auch zweifelhaft gemacht, ob, was die Kirche gewähre, denn nun zureichend sei, oder ob nicht eigenes Werkeverdienst auf Erden und eigene Büßung im Fegefeuer noch erst hinzukommen müsse, um die Menschen selig zu machen.

So hat die Papstkirche dem christlichen Heil und seiner Freude nicht nur Riegel vorgeschoben, sondern auch die Angst und Unruhe zur Seite gegeben. Der Glanz aber,

mit dem sie ihre Gottesdienste und ihre Kirchen geschmückt hat, die Schaar der Heiligen und der Priester, der Orden und Heiligthümer, der Preis der Jungfrau Maria und der Machtvollkommenheiten des römischen Stuhles und der Priesterschaft, die Fülle der sakramentlichen Handlungen — das Alles ist doch nur ein bunter Aufputz, mit welchem sie die Verengung des christlichen Heilslebens klug vor den Augen der Menge zu verhüllen sucht.

Dabei tritt sie überdies in den entschiedensten Widerspruch mit den ausdrücklichsten Vorschriften und grundsätzlichen Aeußerungen Jesu und seiner Apostel.

Denn hat nicht Jesus ausdrücklich die Herrscherstellung eines Einzelnen in der Kirche verboten? Er sagt: „Ihr sollt Niemand Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn Einer ist euer Meister, Christus!" (Matth. 23, 8 f.). Trotzdem hat die römische Kirche die Fabel aufgebracht, Petrus sei der „Apostelfürst" gewesen, wogegen, von allem Anderen zu schweigen, schon allein der im Galaterbrief Cap. 2 erzählte Auftritt zwischen Paulus und Petrus zeigt, daß letzterer ein solches gebietendes Ansehen gar nicht gehabt hat. Und an diese Fabel hat dann die römische Kirche die weitere angereiht, welche Petrus zum Bischof von Rom macht. Und darauf hat sie wiederum vermöge der apostolischen Nachfolge im Bischofsamte die Herrschergewalt des unfehlbaren Papstes begründet.

Lesen wir ferner nicht im ersten Petrusbrief (c. 2, 9), daß allen Christen das königliche Priesterthum

eigen? Trotzdem behauptet die Papstkirche wiederum, daß es bei den Christen einen besonderen heiligen Priesterstand gebe, der durch die Weihe einen unverlierbaren Charakter der Heiligkeit und besondere religiöse Vollmacht erhalte und von dem die Laien sich in Glaubensgehorsam und kirchlicher Zucht sollen leiten und regieren lassen. Damit sind aber doch die Christen wiederum in den vorchristlichen Stand religiöser Unfreiheit und Unmündigkeit herabgedrückt.

Endlich aber — und das ist das Wichtigste — wird nicht im neuen Testament immer wieder von Jesu selbst und von unserm Verhältniß zu ihm alles Heil abgeleitet? Heißt es nicht, wer an ihn glaubt, wird selig werden und nur in ihm allein ist das Heil für die Menschen? (Vergl. z. B. Apostelgesch. 4,12). Aber die Papstkirche hat Jesus immer weiter von seinem Platze zurückgedrängt, um für die Schaar der Heiligen und vor Allem die vergötterte Maria Raum zu gewinnen. Damit aber wird das Christenthum von seinem Boden in der geschichtlichen Wirklichkeit und in diesseitiger religiöser Erfahrung abgelöst und mit seinem Schwerpunkt in ein jenseitiges und überirdisches Phantasiereich verlegt. An die Stelle der geschichtlichen und erfahrungsmäßigen Wahrheit, die in sich selbst ihre Gewißheit hat, tritt grundlose Fabel und unwahre Legende. Wird letztere nun von den Denkenden in der römischen Kirche auch vielleicht als Sinnbild vergeistigt festgehalten, so hat auf der andern Seite diese ganze, schwere Verirrung der Papstkirche — wie die Männerwelt der romanischen Völker in ihrem Verhalten beweist — den Umschlag in den baarsten

Unglauben zur sehr begreiflichen aber auch sehr verhängnißvollen Folge.

Wie aber die religiöse, so verengt die Papstkirche grundsätzlich auch die sittliche Seite des christlichen Geistes, und zwar nicht, ohne ihn zugleich zu trüben und irre zu leiten.

Denn indem sie für die kirchlichen Lebensformen den Charakter der Heiligkeit vorwegnimmt, erscheint sofort alles Uebrige als profan. Die Aufgabe des Christenthums, alle Verhältnisse des Lebens zu durchdringen, ist daher für die Papstkirche grundsätzlich unlösbar. Insbesondere anstatt alle Kräfte des Menschen Gott zu heiligen und auch die sinnlichen Kräfte in Mäßigung, Zucht, Ehrbarkeit und reiner Liebe dem Geiste dienstbar zu machen, hat sie in Abtödtung derselben das höhere Verdienst gesehen und verkündigt.

Und so hat sie dem Ehestand schon durch die erzwungene Ehelosigkeit der Priester die gottgegebene Ehre gemindert. Das Bewußtsein, daß alle fromme und ernste Berufsarbeit auch ein Gottesdienst sei, hat sie verdunkelt. Der Wissenschaft und dem freien Denken steht sie mißtrauisch und feindselig gegenüber. Die Wissenschaft, die sie würdigen sollte, müßte nicht darauf ausgehen, furchtlos und gewissenhaft die Wahrheit zu erforschen, sondern müßte die Absicht haben, nur das, was die Kirche lehrt, als Wahrheit zu erweisen. Sie müßte also nur zum Schein forschen, da die Wahrheit vorher schon für sie feststeht. Ihre ganze Kunst bestände darin, so zu fragen und zu antworten, daß das feststehende Resultat glücklich herauskommt.

Selbst der barmherzigen Liebe, welcher die kirchlichen Orden zum Theil hingebenden Dienst leisten, wird doch zugleich etwas von ihrer Reinheit, Schönheit und unmittelbaren Seligkeit durch die Versprechungen besonderen himmlischen Lohnes genommen. Vorzugsweise aber verwirrt der Katholicismus das sittliche Bewußtsein durch die Lehre von der Verdienstlichkeit solcher Kirchenwerke wie Fasten, Rosenkranzbeten, Wallfahren, freiwillige Armuth, Ehelosigkeit und freiwilliger Gehorsam unter kirchlichen Oberen, Orden und Gemeinschaften. Denn setzt sie nicht dadurch die wahren Gottesgebote herab? Nimmt sie damit nicht dem sittlichen Geist des Christenthums seine Ehre, seine Freudigkeit und den großen Zug der Freiheit und weltverklärenden Kraft? Und zugleich, hebt sie damit nicht ganz ungebührlich Menschengebote empor und stempelt fälschlich menschliche Einrichtungen von zweifelhaftem Werth zu göttlichen Ordnungen? Verkümmert sie nicht durch Beides die christliche Sittlichkeit und lenkt sie in unnatürliche Bahnen?

7.

Aber wenn sich die römische Kirche weit von dem reinen Christenthum entfernt hat und wenn der innere Widerspruch zwischen dem, was die Kirche sein sollte, und dem, was sie unter den Päpsten geworden war, unausbleiblich zur Reformation drängte, so dürfen wir uns dadurch nun nicht zu der trügerischen Meinung führen lassen, als ob die Kirche der Reformation gleichsam mit einem Sprunge die volle Höhe des Christenthums hätte erreichen können. Nein, auch sie trägt ihren Schatz in irdischen

Gefäßen, wie das denn auch von ihr selbst nicht geleugnet und in ihrer Mitte zum Glück lebhaft empfunden wird. Denn gerade dieses Bewußtsein ist der Stachel ihres Strebens, unablässig emporzubringen zur Reinheit und Lebensfülle des Reiches Gottes.

Es ist aber ein großer Unterschied zwischen den Gebrechen der evangelischen und denjenigen der römischen Kirche. In der letzteren sind, wie wir gesehen haben, die Grundsätze, die leitenden Gedanken, welche diese Kirche beherrschen, im Widerspruch mit dem christlichen Geiste. Das Verderben durchdringt hier die Kirche wesenhaft. Wenn sie ihren eigenen Lehren und Grundsätzen in vollkommener Weise entspräche, so wäre sie doch noch weit entfernt von dem, was Jesus aus den Menschen machen wollte. Dagegen die evangelische Kirche ist unvollkommen wie alles Irdische es sein muß. Hier besteht der Widerspruch zwischen dem Erstrebten und dem Erreichten, zwischen dem Wollen und Können, zwischen dem hohen Flug des Geistes und dem zurückhaltenden, hemmenden Einfluß des Fleisches. Kurz, hier sind es nur anhaftende Schwächen, nicht grundsätzliche Fehler und Verirrungen, die wir in Betracht zu ziehen haben.

So hat die evangelische Kirche die Freiheit, aus welcher sie selbst geboren ist, nur unter mannigfachem Schwanken festzuhalten vermocht. Aus der inneren Freiheit, die Luther im Glauben gewonnen hatte oder anders ausgedrückt, die aus der selbsterlebten Wahrheitsmacht des Evangeliums hervorgegangen war, aus dieser inneren Freiheit konnte allein der Protestantismus geboren werden. Allein auf der einen Seite drohte diese innere Freiheit

immer, zumal wo sie mißverstanden wurde wie bei den Bauern, in wilde Zügellosigkeit oder doch in die Willkür des eigenen Beliebens auszuarten. So kommt es, daß die Schwarmgeister, so gewaltig Luther auch gegen sie geredet, die Umstürzler aller überkommenen Ordnung, die Phantasten, die verbrecherischen Volksbetrüger wie Thomas Münzer und Johann v. Leyden es wagen konnten, sich auf die evangelische Freiheit zu berufen.

Auf der andern Seite aber schien nur ein ängstliches Festhalten an der „reinen Lehre" des Evangeliums oder vielmehr der Reformatoren das Bestehen jener Freiheit zu gewährleisten. Daraus wurde dann allgemein herrschend in der protestantischen Welt eine einseitige Ueberschätzung der lehrhaften Erkenntniß der christlichen Wahrheit. Es gab eine unselige Periode, in welcher man vergessen zu haben schien, daß das Christenthum nicht nur für den Verstand, sondern auch und vor Allem für das Gemüth und den Willen etwas bedeute. Dies war die Zeit unaufhörlichen inneren Zwistes und äußeren Niedergangs, die Zeit der Buchstabenherrschaft und des unerbittlichen Lehrzwanges und der kleinlichsten Lehrschranken.

Diese Zeit ist ja vorüber, doch ist der Geist, der sie beherrschte, in der evangelischen Kirche noch immer nicht ganz gebrochen. Er zieht seine Nahrung aus einer weiteren dem Protestantismus scheinbar zu seinem größten Schaden anhaftenden Schwäche. Das ist der Mangel eines unfehlbaren Wahrheitstribunals. Denn will man die Bibel dafür ausgeben, so kann sie verschieden ausgelegt werden. Darum scheint sie für dies Bedürfniß nicht zu genügen. Und so besteht ohne Zweifel stets die große Gefahr für

den Protestantismus, daß er gerade um seiner inneren Freiheit willen durch weit auseinandergehende Glaubensunterschiede zerklüftet werde und zerfalle.

Grundsätzlich ferner hat der Protestantismus das weltliche Wesen Roms von sich abgewiesen und sich auf seine wahre Aufgabe besonnen, daß es der Kirche einziges Ziel sein müsse, das religiöse Leben und den sittlichen Geist zu pflegen. Und dies ist ohne Zweifel die höchste und segensvollste Aufgabe, welche es auf Erden geben kann. Dennoch liegt darin auch ein Verzicht auf Roms Weltherrlichkeit und das kann leicht eine wenigstens scheinbare Abschwächung des kirchlichen, wohlberechtigten und wünschenswerthen Einflusses auf das wirkliche Volksleben herbeiführen. Wiederum diese Wahrnehmung veranlaßt leicht manche Vertreter des Protestantismus, nach Rom's Macht zu schielen und zu versuchen, möglichst auch nach Roms Vorbild den evangelischen Prediger durch Amtsherrlichkeit über die Gemeinde hinauszuheben. Endlich ist auch die Verfassung der evangelischen Kirche, die grundsätzlich die Gemeinden in Freiheit und lebendiger Selbstthätigkeit zu einer großen Einheit als Volk Gottes zusammenfassen sollte, noch eine mannigfach schwankende und verschiedene. Es dürfte noch erst der Zukunft vorbehalten sein, für die evangelische Kirche diejenige Form zu finden, in welcher ihre Freiheit wie ihre geistige Einheit gleich wohl gedeihen kann, und in welcher sie in engem Bündniß mit dem von protestantischem Geiste erfüllten modernen Staat zum Heil der Menschheit ihre volle Kraft ungehemmt zu entfalten vermag.

8.

Also wohin wir blicken, in allen Gestaltungen der christlichen Kirche begegnet uns noch Unvollkommnes, ja an manchen Orten schwerwiegender Irrthum. Das aber bewahrt uns nun auch davor, jemals die Kirche und das Reich Gottes für gleichbedeutend anzusehen. Immer werden wir deßhalb nach dem Höheren ausschauen, immer von ganzem Herzen einstimmen in die große Bitte: „Dein Reich komme!" Der große Kampf der guten und bösen Geister, der Kampf des Lichts und der Finsterniß, der Liebe und der Sünde, des Glaubens und des Wahnes ist noch lange nicht zu Ende.

Aber andrerseits, es geht doch vorwärts in diesem Kampfe. Und die Siege des Geistes lassen ihre Spuren zurück bei den Menschen. Darum ist es unmöglich, daß der Geist Jesu, der alles besiegt, in seiner eigenen Kirche wiederum gänzlich untergehen könnte. Und dies muß sogar auch in Bezug auf die römische Kirche gelten.

Denn wenn wir hinblicken auf ihren langen Bestand, ihre noch ungebrochene Kraft, ihre wenigstens zur Schau getragene Siegeszuversicht, dann müssen wir wohl fragen: woher kommt ihr solche Macht und Zuversicht? Nun stehen ihr ja viele äußere Mittel zu Gebote: Das Heer der Jesuiten und sonstigen Orden, die Beichtväter an den Höfen, die Ohrenbeichte für die Messen, die Weltherrlichkeit der Bischöfe, die Reichthümer, die straffe einheitliche Leitung des Ganzen: das Alles verfehlt seine Wirkung nicht.

Aber die Papstkirche hat doch auch geistige und religiöse Mächte in's Feld zu führen. Freilich es sind nicht rein geistige und rein religiöse Mächte, sondern Samen-

körner des Geistes, verhüllt und eingeschlossen in harter Schale.

Ihre eigenthümliche Art paßt zunächst für die Welt. Nämlich die grundsätzlich von ihr geforderte Unterwürfigkeit bis zum blinden Gehorsam empfiehlt sie denjenigen, welche die Säulen der gesellschaftlichen Ordnung wanken sehen und kein anderes Heilmittel als den Geist der Unterwürfigkeit kennen. Dadurch wird die Papstkirche so zu sagen hoffähig.

Andrerseits pflegt sie, man kann es nicht anders bezeichnen, ein geordnetes Zauberwesen. Wird doch Brod und Wein im Abendmahl nach ihrer Lehre durch des Priesters Wort in Fleisch und Blut Jesu verwandelt, was doch nur als Zauberei angesehen werden kann. Ebenso haftet offenbar etwas Zauberhaftes am Rosenkranzbeten, Wallfahrten, am Reliquienwesen, an den Heiligen, den wunderthätigen Marienbildern und andern Dingen mehr. Nun ist es dem niederen, unabgeklärten religiösen Gefühl noch immer naheliegend, alle göttlichen Wirkungen sich als etwas Zauberhaftes vorzustellen, anstatt es geistig aufzufassen und als göttliche Ordnung zu begreifen. Insofern ist die katholische Kirche auch in eigenartiger, wenn auch natürlich vorübergehender Weise — denn der Zauberglaube vergeht! — volksthümlich und aus diesem Grunde befriedigt sie das unabgeklärte und oberflächliche, religiöse Bedürfniß.

Aber auch in höherem und christlichem Sinne vermag sie dem religiösen Bedürfniß etwas zu bieten. Vor allem wenn auch sehr eingeengt und gebunden in den kirchlichen Formen gewährt sie doch in Beichte und Sündenvergebung

den Trost des Evangeliums, und durch alle Hüllen abergläubischer Marien- und Heiligenverehrung und der Menschenvergötterung im Papstthum leuchtet doch noch hindurch die Gottesgnade in Christo Jesu, die von jedem Einzelnen angeeignet werden soll, die Allen dargeboten wird.

Sodann ist die in der Priesterherrschaft und in dem unfehlbaren Papst einheitlich straff zusammengefaßte Papstkirche wenigstens ein äußerliches und, wir fügen hinzu, großartiges Abbild der geistigen Einheit der christlichen Gemeinde. Die Mittel, mit denen hier die kirchliche Einheit erreicht wird, müssen wir freilich durchaus verwerfen. Die Unfehlbarkeit des Papstes und die Priesterherrschaft sind erlogene Majestäten. Aber das erstrebte Ziel ist doch ein richtiges und im Christenthum gefordertes. Die Kraft und Entschiedenheit, mit welcher die römische Kirche an dem Ziel festhält, hat auch für die Evangelischen etwas Achtung Gebietendes.

Ferner erhält und weckt die katholische Kirche das Bewußtsein in ihren Gläubigen, daß die Sorge für die Seele ein hochernstes, ja das allerwichtigste Ding ist. Es liegt doch etwas Großartiges im Mönchthum und Klosterwesen, was von den Protestanten leicht übersehen wird, die Hingabe von Freiheit, irdischem Glück, Liebe und Ehre, um in unscheinbarer Niedrigkeit und Demuth nur einem Gedanken, einer heiligen Sorge zu leben. So verkehrt und Gottes wirklichen Geboten entgegengesetzt der Weg ist, das Streben selbst und das Ziel ist christlich. Derselbe Sinn hineinverpflanzt in's volle Menschenleben, das wäre die schönste Blüthe des christlichen Geistes.

Endlich, wer wollte der katholischen Kirche den Ruhm nehmen, von jeher eine Pflegestätte christlicher Barmherzigkeit gewesen zu sein? Wie viele Werke, Anstalten, Orden der Nächstenliebe! Wie viele glänzende Gestalten, die in ihrer heroischen Hingebung an die Ritterschaft der Barmherzigkeit in der That auch im Sinne des neuen Testaments „Heilige" genannt werden können! Hieran zumeist ist zu erkennen, daß auch in der Papstkirche noch Samenkörner des christlichen Geistes verborgen liegen, die wir um so weniger übersehen wollen, da sie die große Hoffnung geben, daß aus ihnen zu jeder Stunde Blüthe und Frucht erwachsen, ja wohl auch ein großer, herrlicher Geistesfrühling hervorbrechen kann.

9.

Höher entwickelt, reiner ausgestaltet, mächtiger und kräftiger tritt uns das heilige und fromme Leben, das von Jesus ausgegangen ist, doch in dem Protestantismus, in dem Bereich der evangelischen Kirche entgegen.

Wir leugnen damit nicht die weit verbreitete Zweifelsucht und die noch viel bedenklichere und weiter verbreitete religiöse Gleichgültigkeit in hohen und niederen Ständen der evangelischen Christenheit. Das ist das Seitenstück zu dem dumpfen Aberglauben und zu dem völligen Unglauben, wie sie in der katholischen Welt so weit verbreitet sind.

Wir leugnen auch nicht die innere Zerklüftung und die kirchlichen Gegensätze innerhalb des Protestantismus. Aber diese soll man auch nicht überschätzen und die große Geisteseinheit innerhalb der evangelischen Kirche nicht verkennen. Diese reicht thatsächlich weiter, als Viele meinen,

An den Gegensätzen entfacht sich leicht der Streit und der lärmende Streit zieht leichter die Aufmerksamkeit auf sich, als die stille Wirksamkeit des einen Glaubens und der einen Freiheit, darin wir stehen.

Vor Allem ist es doch die heilige Schrift, die dem Protestantismus durch ihre maßgebende Stellung das bestimmte Gepräge giebt. Evangelische Wahrheit, Bibelforschung, biblischer Geist, und zumeist der Geist des neuen Testaments stehet daher für alle Zeiten und für alle mannigfachen Schattirungen auf der Fahne des Protestantismus. Hier allerdings erhebt die römische Kirche ihren Widerspruch und Spott über die verschiedene Deutung der heiligen Schrift. „Bei einem Theil der Prediger", schreibt z. B. Möhler, „ist Christus durch Wegscheider und Gesenius vermittelt worden; bei einem andern durch Brettschneider und Röhr, bei noch anderen durch Paulus in Heidelberg, bei abermals Anderen durch Schleiermacher und Hegel, bei sehr Wenigen der neueren Zeit durch Luther und Calvin. So kommt nun Christus zu denjenigen, die ihn unmittelbar beim Volk vermitteln, so vielfach schon vermittelt an, daß es eine der bemerkenswerthesten Illusionen unserer Zeit ist, wenn behauptet wird, der Protestant werde einzig durch die heilige Schrift in seinem Verhältniß zu Gott und Christus vermittelt."

Gewiß müssen wir einräumen: auch bei ehrlichstem Forschen wird eine Mannigfaltigkeit und Unsicherheit in vielen Stücken bestehen bleiben. Das macht uns doch nicht irre. Denn zuerst dies ist nun einmal die Schranke, die der menschlichen Erkenntniß nicht von Ungefähr gezogen ist, die uns demüthig machen soll. Demüthige

Selbsterkenntniß ist daher ein eigenthümliches Kennzeichen und eine Zierde des Protestantismus. Und sodann werden wir nicht diejenige Gemeinschaft, welche die Freiheit ohne Schaden verträgt, für höherstehend achten als eine solche, in welcher Alles gebunden ist in knechtischer Furcht und Unfreiheit? Nun, dann rechnen wir dem Protestantismus die Mannigfaltigkeit und selbst die Gegensätze in seinem Leben immer noch zur Ehre an, weil sie aus der Freiheit entspringen, die ihm von Anbeginn an eingeboren ist, während die römische Kirche sie nicht einen Augenblick vertragen könnte, ohne aus den Fugen zu gehen!

Und ferner sind wir der Wahrheit im ehrlichen Forschen und Streiten tausendmal näher als Rom, welches sich einbildet, nur einbildet, ein unfehlbares Lehramt zu besitzen. Wir haben gottlob hinreichend demüthige Selbsterkenntniß, um einen solchen Anspruch nicht zu erheben, und Weisheit genug, um uns vor solchem groben Irrthum zu hüten. Denn wo wäre ein unfehlbares Lehramt bei den Menschen? Ist doch hierüber die römische Kirche selbst nicht immer gleicher Meinung gewesen. Möhler sah z. B. — und das ist so lange nicht her! — in den mit dem Papst vereinigten Bischöfen, also nicht in dem Papst allein, dieses unfehlbare Lehramt. Darin ist er nun auch schon von der Geschichte überholt. Inzwischen hat die römische Kirche ihren „unfehlbaren" Papst erhalten. Und das ist ja unleugbar eine außerordentlich bequeme und schöne Einrichtung, welche die übrigen Christen zwar etwas unmündig macht, aber auch aller Mühe eignen, ernsten Nachdenkens und innerlicher Aneignung der christlichen

Wahrheit überhebt. Hat Rom gesprochen, so ist Alles entschieden. Wie schön und bequem ist das für die übrige Christenheit! Nur leider! ist ein großer Fehler dabei: Man kann es nicht glauben! Nein, so bequem hat Gott es den Menschen, hat Jesus es der Kirche nicht machen wollen.

Darum aber sind wir doch nicht über die höchste Wahrheit im Ungewissen, wie oft wohl die Vorkämpfer Roms meinen oder behaupten. Der Compaß auf der Lebensfahrt fehlt uns nicht. Wir wissen ganz genau, wo das Licht uns scheint und wo die Wahrheit wohnt. Wir schlagen die Bibel auf, da brennt das heilige Feuer Gottes in Jesu, unserm Herrn. Nur bilden wir uns nicht ein, daß wir uns schon satt gesehen hätten an diesem Licht, oder daß dieses Feuer unsre Herzen nicht noch immer besser und vollkommener durchwärmen könne. Da werden wir auch immer noch einmal im Einzelnen fehlgreifen können. Unser Auge sieht Manches vielleicht nur sehr unvollkommen. Aber es sieht doch hinein in die ewige Sonne der Wahrheit, und wenn wir's recht treiben und ernst meinen, dann lernen wir und wachsen in der Erkenntniß Gottes und seines lieben Sohnes, unsers Herrn.

Hiermit ist nun aber auch schon ein Zweites gegeben, was wir als die Perle in der Krone der evangelischen Kirche ansehen dürfen. Alles ist hier grundsätzlich darauf gerichtet, die Menschen in die lebendige Gemeinschaft mit dem Erlöser und durch ihn mit Gott zu erheben. Die evangelische Kirche möchte alle ihre Glieder im eignen Gemüth schmecken und erfahren lassen, wie freundlich der Herr ist und wie selig

Gottes Kinder sind. Darum eben muß in der Bibel und zumal dem neuen Testament der ursprüngliche Geist des Christenthums immerfort unter uns Evangelischen seine Stimme erheben und mit der eindringlichen Klarheit der ersten Begeisterung die ewige Friedensbotschaft auch unsrer späten Zeit verkündigen und so die Gotteskraft des Evangeliums an die Gemüther heranbringen.

Weil sich aber in solcher Weise das religiöse Leben in der evangelischen Kirche aus dieser Quelle beständig nährt und verjüngt, so ist das eigenartige Leben derselben in seinem innersten Wesen nichts andres als die gläubige Hingabe an die in Jesus offenbare Gnade Gottes. So tönt das altchristliche, paulinische Losungswort befreiend und zugleich heilsam bindend durch die evangelische Kirche fort: Die Gerechtigkeit aus Gnaden durch den Glauben allein! Gottes Gnade in Christo, die sich nicht wandeln, die nicht wanken kann, ist der ewige Grund unsres Heiles! Unser Glaube, der in Jesus Christus seiner Sache gewiß wird, ist die persönliche innerliche Aneignung des Heils oder die Hand, welche wir nach dem Heil ausstrecken, durch welche wir es auch ergreifen und festhalten.

Auf die Innerlichkeit oder, was dasselbe bedeutet, die wirkliche Aneignung des christlichen Heiles legt also die evangelische Kirche alles Gewicht, sicherlich ganz dem ursprünglichen christlichen Geiste gemäß. Kein Priester kann für uns das Heil erbitten, wir müssen es selbst erringen, im Glauben selbst in uns aufnehmen. Wenn du nicht selber ringen, beten und glauben willst, dann wird der Geist des Herrn mit seinem Lebensodem nicht an dich gelangen. Hiermit ist nun aber auch noch ein neues theures

Gut der evangelischen Kirche als ihr unveräußerliches Erbe gewährleistet, das ist die Gewissensfreiheit. Die Innerlichkeit des religiösen Lebens und die Gewissensfreiheit sind untrennbar mit einander verbunden. Aus jener gehet diese hervor. Weil Luther es so ernst nahm und nicht ruhte, bis er in seinem eignen Herzen des Heiles gewiß geworden war, darum konnte er hernach seine Innerlichkeit der Alles beherrschenden Papstgewalt trotzig entgegensetzen und darum fand er den großen Muth, in der großen Stunde seines Lebens in Worms in der Sache Gottes sich auf die heilige Schrift und sein eigenes Gewissen zu stellen, welches sich an die Schrift gebunden fühlte.

Hiermit ist dann aber weiter auch schon die Wahrhaftigkeit als das Merkmal der reformatorischen, evangelischen Kirche aufgestellt. Denn beide, die Innerlichkeit des christlichen Heils und die Gewissensfreiheit können gar nicht getrennt gedacht werden von dem Streben, die Wahrheit rein und immer reiner zu erfassen. Denn doch nur in dem Göttlichen fühlt sich unser Gewissen gebunden, nur dieses können wir uns innerlich als Heilsbesitz aneignen. Also muß die Richtung in der evangelischen Kirche immer auch darauf gehen, das Göttliche von den menschlichen Irrthümern, die sich etwa eingeschlichen haben, zu sondern, und zu unterscheiden was vorübergehende und ewige Geltung hat im Christenthum. Will daher die evangelische Kirche nicht ihren eigenen Geist verleugnen, so muß sie immer sich bemühen, in den Kern und in das Herz des christlichen Geistes, der christlichen Wahrheit tiefer einzudringen. Sie darf sich aus diesem Grunde das Wort des Herrn aneignen als die gerade ihr so recht geltende

Verheißung: Der heilige Geist „wird euch in alle Wahrheit leiten". (Joh. 16, 13.)

Dann aber ist auch der freien wissenschaftlichen Forschung, welcher es ehrlich um die Wahrheit allein zu thun ist und welche in der römischen Kirche grundsätzlich als gefährlich und grundstürzend verbannt ist, das Heimathrecht in der evangelischen Kirche als selbstverständlich gewährleistet. Eine hohe Ehre ist auch dies für sie. Es weht in ihr keine dumpfe Stickluft, sondern Bergesluft, in welcher der Geist frei athmet. Sie fürchtet sich nicht vor der Wahrheit, sondern freut sich derselben und hat in der Wahrheit ihren Felsengrund und ihr Geistesschwert. Sie dient ja dem König der Wahrheit und will ja nichts als die Religion des Lichts und der Liebe.

Ja, auch die Religion der Liebe will und fordert endlich mit allem heiligen Ernste die evangelische Kirche. Sie verzichtet nicht auf das Merkmal der Jüngerschaft Jesu, welches dieser selber betont, indem er sagt: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt". (Joh. 13, 35.) Wohl verschmäht sie den Ruhm, über ein Heer von Heiligen zu verfügen in dem Sinne der römischen Kirche, aber sie läßt nicht die biblische Mahnung außer Acht: „Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr!" (1 Cor. 3, 17). Nur nimmt sie diese Heiligkeit nicht für gleichbedeutend mit widerchristlicher Weltflucht. Die wahren Heiligen leben uns nicht in Einöden, Höhlen oder Klöstern, sondern wie Jesus inmitten der andern Menschen, in einem ernsthaften Weltberuf, im Dienste der Liebe.

Auch diese große, bedeutungsvolle Umkehr zu dem ursprünglichen Geist des Christenthums hat mit unbedingter Entschiedenheit schon Luther vollzogen. Denn mit Recht sagt Leopold v. Ranke von ihm: „Darin sucht er seinen vornehmsten Ruhm, daß er die Grundsätze des Evangeliums auf das gemeine Leben anwendet. Vor Allem hat er sich angelegen sein lassen, von dem religiösen Standpunkt aus die verschiedenen Stände über ihre Pflicht zu unterweisen: Die weltliche Obrigkeit und ihre Unterthanen, die Hausväter und die Glieder der Familie". So hat also die Reformation die bürgerliche Berufsarbeit wieder in die ihr gebührende Würde eingesetzt und den sittlichen Geist des Christenthums in seiner unverfälschten Gestalt und reinen Glorie wieder an's Licht gebracht, indem sie die wahren Grundsätze des Christenthums von neuem proklamirte: Nicht Weltflucht, sondern Weltdurchdringung und -Verklärung! Nicht Menschengebote, sondern Gottes ewiges Gesetz! Nicht äußerliche Werke, sondern heilige und fromme Gesinnung!

10.

Wiewohl es also dabei verbleiben muß, daß die Kirche noch niemals die stets von ihr erstrebte, ideale Höhe einer vollen Gemeinsamkeit des religiösen Lebens mit Einschluß der hierin begründeten Heiligung des sittlichen Lebens erreicht hat, so bleibt es andrerseits nicht minder wahr: in allen einzelnen christlichen Kirchen findet sich eine durch den Widerstand der Sünde sich durchkämpfende „Gemeinschaft der Heiligen".

Jede christliche Kirche trägt in ihrem Schooße christlichen Geist. Und sie nährt und pflegt denselben und läßt ihn nicht ersterben. Obschon sie nur eine unvollkommne Erscheinung der wahren, einen, allgemeinen christlichen Kirche ist, pflanzt sie doch das von Jesus ausgehende Leben fort, und insofern ist sie die große, geschichtliche Heilsanstalt Gottes auf Erden. Und immerfort bringt sie auch vor den Augen der Welt eine Gemeinsamkeit des religiösen Lebens zur Erscheinung, in welcher Viele in einem Glauben und in einer Liebe und in einer Hoffnung sich verbunden und gestärkt fühlen. Insofern ist sie eine zwar nicht erschöpfende, aber doch sichtbare Darstellung des Reiches Gottes auf Erden. Jede christliche Kirche hat in ihrer Mitte vom Geiste Jesu ergriffene und geweihte Menschen, Kinder des Lichtes, die übergreifend über die Schranken der einzelnen Bekenntnißkirchen in einem unsichtbaren Bund mit einander stehen. Denn sie sind Alle die Verschworenen Jesu Christi. Für ihn leben und leiden sie. Für ihn schlagen ihre Herzen in gleicher dankbarer Liebe. Für ihn kämpfen und streben sie in der Welt. Ihn nehmen sie zu ihrem Vorbild und Führer. In ihm sind sie daher zu einer unsichtbaren Kirche verbunden, die unablässig zur Erscheinung drängt. Und das ist ein ausgiebiger Trost für die wegen der Kirche Bekümmerten, welche den Zwiespalt schmerzlich empfinden, der so lange schon durch die Christenheit geht. Es ist ihnen ein Schild fröhlichen und vertrauenden Muthes, daß sie glauben dürfen an die unsichtbare „Gemeinde Jesu, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen können". (Matth. 16, 18,)

Diese unsichtbare Gemeinde Jesu ist es auch, welche an den Segnungen der sichtbaren Kirchen allein wahrhaft und vollkommen Antheil sucht und gewinnt. Von allen Andern gilt ja noch immer Schleiermachers klagendes und anklagendes Wort, daß „Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukeln, welche die Religion sich lächelnd gefallen läßt. Ja, ich weiß, daß ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht .... und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt und ihr keine Gefühle habt für dieses und von diesem". Dagegen, wo die unsichtbare Gemeinde der wahrhaft Religiösen versammelt wäre, da stellt sich vor das Auge Schleiermachers das Bild von „einem reichen schwelgerischen Leben in dieser Stadt Gottes, wo Jeder voll eigener Kraft ist, welche ausströmen will in's Freie und zugleich Jeder voll heiliger Begierde, alles aufzufassen und sich anzueignen, was die Andern ihm darbieten möchten. Wenn hier Einer hervortritt vor den Uebrigen, so ist es die freie Regung des Geistes; er spricht das Göttliche aus, und in heiligem Schweigen folgt die Gemeinde seiner begeisterten Rede ... Der geübte Sinn der Gemeinde begleitet überall den seinigen, und wenn er zurückkehrt von seinen Wanderungen durch das Reich Gottes in sich selbst, so ist sein Herz und das eines Jeden nur der gemeinschaftliche Wohnsitz desselben Gefühls. Und sowie eine solche Rede Musik ist auch ohne Gesang und Ton, so giebt es auch eine Musik unter den Heiligen, die zur

Rede wird ohne Worte, zum bestimmtesten, verständlichsten Ausdruck des Innersten. . . . In heiligen Hymnen und Chören, denen die Worte der Dichter nur lose und luftig anhängen, wird ausgehaucht, was die bestimmte Rede nicht mehr fassen kann; und so unterstützen sich und wechseln die Töne des Gedankens und der Empfindung, bis alles gesättigt ist und voll des Heiligen und Unendlichen".

Schleiermacher freilich, als er dies in seinen Reden schrieb, war weit entfernt, das Bild von dem reichen schwelgerischen Leben in der Stadt Gottes in irgend einer Kirche verwirklicht zu sehen. Aber Manches in seinen Worten erinnert uns doch unwillkürlich an die Schilderung, welche in den Corintherbriefen des Apostels Paulus entworfen wird von den mannigfachen Gaben des *einen* Geistes, von den mancherlei Arten der religiösen Rede und der religiösen Kraft und der religiösen Begeisterung in der Corinthischen Gemeinde (vgl. I, c. 12 und 14). Also ist sicherlich *die christliche Kirche auch eine solche Stätte, wo die unsichtbare Gemeinde Gottes etwas von dem reichen schwelgerischen Leben in der Stadt Gottes von jeher erfahren hat und immer erfahren wird.*

11.

Ganz verleugnet ja, wie wir gesehen haben, selbst die so sehr von fremdartigen Gedanken durchdrungene römische Kirche nicht ihren hohen Beruf. Auch sie ist sich doch noch der *Aufgabe bewußt*, daß es gilt, den Gewissen ihrer Angehörigen *den Frieden zu vermitteln*

und das göttliche Leben in den Menschenherzen zu erwecken und zu pflegen. Und da die Sünde es ist, welche dies göttliche Leben zerstört oder hemmt und trübt und die Menschen mit sich selbst und mit Gott entzweit, so ist dies das Friedensamt der Kirche, welches auch der Papst anerkennt, daß sie den Trost der Sündenvergebung den Menschen darbietet.

Und weil hiermit die Thür zum Allerheiligsten aufgethan ist, so trägt die Kirche allerdings in ihrer Hand die Schlüssel zum Himmelreich. Es ist ihr eigentliches Amt, dieselben zu führen. Nur daß dasselbe auch in der rechten Weise geschehe, ohne jede Nebenabsicht, eine weltliche Herrschaft der Kirche darauf zu begründen. Daß es geschehe allein zum Dienst an den Menschenseelen und ebensowohl mit dem rechten heiligen Ernst als mit der Jesu Geist innewohnenden evangelischen Milde! Kein Ablaß für Geld oder äußeres Werk! Keine Ohrenbeichte zur Knechtung der Gewissen! Nein, so soll es sein, wie die evangelische Kirche es wenigstens grundsätzlich hält, welche wohl weiß, daß von der Versöhnung mit Gott das neue Leben im Menschen ausgehen müsse und welche eben darum die Kirche des Wortes, der frohen Botschaft ist und zum Mittelpunkt ihrer Botschaft das Wort zum Kreuz gemacht hat. Denn in dem Schmerz der Buße, der unter dem Bilde des Gekreuzigten seinen tiefen Ernst und seine heilige Weihe empfängt, löst sich das Menschenherz wirklich von der Sünde und durch die zum Empfange geschmückten Thore desselben zieht dann die heilige Majestät der ewigen Gottesliebe ein und nimmt den ihr gebührenden Thron in Besitz und führet nun ihr seliges und heiliges Regiment.

In den kirchlichen Gottesdiensten nun übt die evangelische Kirche dies ihr Friedensamt aus. Da soll die Gemeinde zu dem Bewußtsein ihres Heiles in Christus erhoben und der Erlösung froh werden. Es soll also nicht nur im Allgemeinen eine religiöse Erhebung über das Altagsleben mit seinen Sorgen, Kämpfen und Leiden erreicht werden, sondern die bewußte Theilnahme Aller an der in Jesus erschienenen und von ihm ausgehenden vollkommenen Religion.

Darum steht von selbst und muß immer stehen im Mittelpunkte der evangelischen Gottesdienste das Wort der Verkündigung, durchhaucht von dem Geist der suchenden Liebe und durchweht von dem Frieden eines versöhnten Gemüthes, welches sich in beseligtem Glauben selbst der heiligen Liebe Gottes geweiht hat. Aber auch alles Andre, was in Lied und Gebet dazu mithelfen kann, zu diesem Ziele, zu dieser Geisteshöhe die feiernde Gemeinde zu erheben, ihre noch schwankenden Glieder zu befestigen, ihre irrenden Kinder zurechtzuleiten, die Schwachen zu stärken, und was sterben will, neu zu beleben, hat sein Heimathrecht in den evangelischen Gottesdiensten und kann hier seine Pflege beanspruchen. Und hier reicht denn ganz von selbst auch die Kunst der Religion dienend die Hand und es wird an diesem Punkte wieder einmal offenbar, wie alle edlen Gaben und Kräfte, die von Gott ausgehen, auch zusammenwirken zu einem heiligen Ziel und auf ihn selbst zurückweisen und zurückleiten sollen. Darum „Alles ist euer; ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes“. (1. Cor. 3,22 f.)

12.

Insbesondre aber sollen auch die heiligen Sakramente zum Friedensamt der Kirche ihre segnende Kraft entfalten und eine solche Segensmacht ist ihnen wirklich verliehen. Denn äußerlich angesehen sind sie heilige sinnbildliche Handlungen, innerlich sind sie mehr. Das Sinnbildliche tritt ja überaus stark sowohl bei der Taufe wie beim Abendmahl hervor und deßhalb hat schon Augustin die Sakramente als das sichtbare Wort" bezeichnet. Denn die äußere Handlung, die wir in ihrer Feier vollziehen und die wir mit unsern Augen sehen, führt schon selber eine heilige und eindringliche Sprache.

Wenn nämlich bei der Taufe eine äußere Abwaschung vollzogen wird, wer denkt dann nicht an die Abwaschung der Seele von Sünde und Schuld und an den neuen Glanz heiteren Friedens und inniger Freude, der sich dadurch über den inneren Menschen ausbreitet? Oder wollten wir absehen von neuerer Tauffitte und mit unsrer Erinnerung zurückkehren zu der ältesten Weise, dies Sakrament zu vollziehen, da noch der Täufling bei der heiligen Handlung ganz unter das Wasser getaucht wurde: könnte es dann ein entsprechenderes Bild der Buße und geistigen Wiedergeburt geben? Wie der Mensch leiblich hier in die Wasserfluth hinabtaucht, so soll seine Seele in den heiligen Schmerz der Buße hinabtauchen. Wie er gereinigt aus dem Wasser an's Licht der Sonne emporkommt, so soll seine Seele, gereinigt durch den Schmerz der Reue, glaubend zur Gnadensonne sich wenden (vgl. Röm. 6, 3 ff). Also führt das Sinnbildliche selbst auf den Springquell des

christlichen Heils hin, auf die Berührung der bußfertigen und heilverlangenden Menschenseele mit dem Lebensodem der heiligen Gottesliebe in Christo, worin der Wendepunkt im inneren Leben des Menschen gegeben ist. Und in freier Weise, wie denn jedes Bild dem Beschauer mannigfache Seiten der Betrachtung darbietet, deutet noch anders wiederum Paulus die Taufhandlung: Wie in das Wasser, so soll der Christ in Jesu Wesen hineingehüllt, in sein Leben gekleidet werden, daß es wie ein neuer glänzender Mantel, wie ein ewiger Schmuck und himmlisches Ehrenkleid ihn ziere: „Alle, die getauft sind, haben Christum angezogen.“ (Gal. 3, 27.)

So eine das Höchste abbildende uub darstellende Handlung ist also der äußere Vollzug der Taufe. Und diese Bedeutung bleibt dem Sakrament auch dann, wenn es an Kindern vollzogen wird, deren Leben noch ihnen selber unbewußt dahinfließt und bei denen noch nicht einmal das erste Morgenroth des Geistes im ersten Kindeslächeln heraufgezogen ist. Dennoch schlummert ja in dem Kinde ein Göttliches und Ewiges. Und daß das Ewige nach dem Wunsch und dem Gebet der Eltern und der Kirche herausgeboren werden soll zum vollen Dasein, zur vollen Gotteskraft aus Jesu Geist, das ist der heilige und große Sinn, der auch dann für die Taufhandlung bestehen bleibt und ihr Werth und Würde verleiht und sie für das spätere Leben des Kindes zu einem Zeugniß der zuvorkommenden, gewissen, göttlichen Liebe macht.

Ja, und wird nicht überdies auch das Kind in der Taufe schon feierlich und förmlich in das Reich Jesu eingegliedert? Hier zum erstenmal geschieht an dem Kinde

persönlich etwas, was Jesus ausdrücklich befohlen hat. So ist dies, als ob der König des Himmelreichs damit sein Siegel an ein Menschenleben anlege als an sein Eigenthum, oder als ob er seine Fahne hier aufpflanze, um es auszusprechen: Auch diese Seele, ob jung oder alt, ist nun mein für Zeit und Ewigkeit! Eingegliedert in die christliche Gemeinde, die der Segnungen Christi theilhaftig geworden ist, ist schon das Kind durch die Taufe auch in die Segnungen Jesu selber eingestellt und zum Erben derselben gemacht.

Aber wenn nun auch der Glaube des Täuflings schon die Handlung begleitet, so daß diese, was im Herzen desselben geistig sich vollzieht, nur äußerlich abbildet, ja dann ist dies sogar auch wirklich der Augenblick der Geistesmittheilung und der Neugeburt des inneren Menschen mit dem Schmerz um die bisher noch anhaftende aber nun auch vergebene und hinweggethane Sünde und mit der jubelnden Freude, daß ein Mensch zum wahren Leben geboren ist! Da darf man das Sakrament unmittelbar als „das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes" (Tit. 3, 5) oder als die im Geiste verborgene Gemeinschaft mit dem sterbenden und auferstehenden und nun herrlich lebenden Christus feiern. (Röm. 6, 3 ff.)

Noch eindringlicher, dünkt mich, redet zu allen Empfänglichen die ernste und zugleich so beglückende und segensvolle Feier des heiligen Abendmahls. Die brennenden Lichter auf dem Altar schon versetzen uns im Geiste zu dem Abend zurück, an welchem Jesus dieses Sakrament stiftete. Also erzählen sie von ihm, der an des Todes

Pforte stand und den der Verrath umlauerte und der doch nichts Anderes sann und dachte, als seinen Jüngern die Pforten des göttlichen Lebens aufzuschließen und bis zum letzten Athemzuge ihnen die Treue zu bewahren. Daran also zurückdenkend und zu solcher Gedächtnißfeier versammelt sehen wir im Geiste ihn im Kreise seiner Jünger und sind hochbeglückt, in diesen Kreis mit hineingezogen zu sein und auch auf uns Alles beziehen zu dürfen, was er hier redet.

Und die Feier stellt es uns dann wieder lebendig vor die Augen, wie er das Brod in seine Hände nimmt und mit heiligem Ernst es zerbricht und es austheilt und den Kelch mit dem Mischweine in die Runde giebt: „Trinket Alle daraus"! Gab er nicht gerade so mit freiem Entschluß, indem er Gottes klaren Willen über sich erkannte und in denselben mit vollem Sohnesgehorsam sich beugte, seinen Leib in den Kreuzestod dahin, daß ihn hier der tausendfache Schmerz zerbreche und in Todesschrecken zernichte? Und das hat er gethan, damit er in diesem Sterben und in solcher Weise freiwillig hingeopfert das Unterpfand und die Verkörperung der unendlichen Heilandsliebe sei, die grüßend, suchend und beseligend den Erlösungsbedürftigen sich naht. Denn wie das Brod, erst nachdem es in Stücke zerbrochen ist, seine Bestimmung erfüllen kann und Viele ernährt, so kann auch Jesu Leben, erst nachdem es hingeopfert ist, seine Bestimmung erfüllen und von Vielen angeeignet werden zur Rettung ihrer Seele. Und zwar jeder Einzelne empfängt das Brod aus Jesu Händen und der Kelch wird in die Runde gegeben zum gewissen Zeichen für Jeden, der an dem Tische des Herrn sitzt, daß dieser auch ihn mit in die Gemeinschaft seiner Liebe aufnehmen und darin

erhalten und bewahren will, so gewiß, als er ihm von diesem geweihten Brod zu essen und von diesem Kelch des Segens zu trinken giebt.

Wie aber andrerseits auch der reichgedeckte Tisch mit der Fülle des Brodes und des Weines dem nichts helfen kann, der die Hände nicht einmal darnach ausstrecken mag, sondern wohl gar mit Widerwillen sich abwendet, so kann auch Jesu heiliges Geistesleben nur denen zum Heil gereichen, die es mit eigenem freien Willen ergreifen und sich gläubig aneignen. Ohne diesen gläubigen Sinn ist die Feier des Abendmahls daher selbstverständlich nicht nur ohne Heilswirkung, sondern sogar eine schwere Versündigung! Denn heilig bleibt ja diese Feier an sich selbst immerdar. Unwandelbar ist Jesu Verheißung an sie geknüpft, daß wo Zwei oder Drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen. Er kommt in dieser Feier zu uns, er klopft in derselben bei uns an, so ernst und so gnadenvoll! Diese Weihe, diesen Ernst der Feier selbst können wir auch durch unsre Unwürdigkeit nicht vermindern. Das ist also unabhängig von dem Sinne derer, die zum Abendmahl kommen. Von unserm Sinn hängt es allein ab, ob wir gesegnet heimgehen können oder mit dem Brandmal der Schuld im Herzen. Denn wer fühlt es nicht, daß es eine große Verschuldung und schwere Versündigung ist, vor der erhabensten und reinsten Liebe mit abgewandtem Angesicht und unempfänglichem Geiste vorüberzugehen und den Dank zu ersticken, der sich im Herzen regen muß gegenüber der größten Wohlthat, die zugleich das zeitliche und das ewige Leben umfaßt? Das muß doch wie ein Fluch in der

Seele fortwirken, wenn wir solche Liebe, die sich zu uns neigt, in solcher Stunde, unter solchen feierlichen Formen, in solcher eindringlichen Weise und mit solchen ergreifenden Erinnerungen kalt von uns weisen. Darum dringt schon der Apostel Paulus auf ernste Bereitung zu dieser Feier, auf Einkehr und Selbstprüfung und die Kirche hat deßhalb mit Recht der Abendmahlsfeier die ernste Beichtstunde vorangestellt (vgl. 1. Cor. 11, 28 f.).

Aber wer nun das heilige Abendmahl mit gläubigem Herzen feiert, für den ist es dann auch wieder mehr als nur eine sinnbildliche Handlung. Gewiß haben die geirrt, welche auch die äußerlichen Zeichen, nämlich Brod und Wein, zu etwas Höherem als zu Sinnbildern machen wollten. Sie wollten das geistige Geheimniß in das Sichtbare, das innere Heiligthum in das Aeußerliche hereinziehen. Sie waren uneingedenk des bedeutsamen Wortes Jesu im Johannesevangelium: „Der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben". (Joh. 6, 63.) Sie suchten das Heilige und Göttliche des Sakramentes am verkehrten Orte, im Brod und Wein allein, anstatt in der ganzen Feier und vor Allem in dem Gotteswort, das die Herzen der Glaubenden bewegt. So wurde in der Papstkirche das Geistigste zum äußerlichen Zauberwerk in der Brod- und Weinverwandlung durch des Priesters Segenswort. Und zugleich tritt uns hier in der That, wie Hase (Polemik S. 425) schreibt, „aus der vergötterten Hostie eine Gottgestalt entgegen, die sich kühn mit dem unförmlichsten Götzenbilde Ostindiens messen könnte". Auch Luther schwankte noch mit seinem

Herzen zwischen dem im sichtbaren Brode und dem unsichtbar in seinem Worte und in dieser ganzen Feier gegenwärtigen Christus. Oder vielmehr er hielt dafür, sie beide mit einander festhalten zu müssen, den ersteren um des letzteren willen. Aber Jesus hat uns den Geist verheißen, weil er nur geistig zu uns kommen kann, auch wenn er sich uns naht durch die feierliche Sprache der sakramentlichen Zeichen. Darum suchen und sehen wir das Heilige des Sakramentes in der Liebesabsicht des Stifters und in der geistigen Bedeutung und Kraft desselben für die Gläubigen. Wie diese das geweihte Brod essen und den gesegneten Kelch trinken, so öffnen sie zugleich ihre Seele der im Sakrament sich ihnen nahenden Liebe und dem Leben Jesu und werden im Geiste eins mit ihm. Und in diesem Sinne lassen auch wir gerne das Wort Möhlers gelten: „Der Erlöser ist ewig lebendig in seiner Kirche und macht dies auf eine sinnliche, den sinnlichen Menschen begreifliche Weise im Altarsakrament anschaulich".

Aber zugleich soll in der Feier des heiligen Abendmahls auch noch das Friedensband unter den Menschen fester geknüpft werden. Von einem Brode gab Jesus die zertheilten Stücke den Jüngern und aus einem Kelch tranken sie Alle. So nehmen auch wir immer wieder Brod und Wein vom Altare des einen Herrn, nachdem sie durch segnende Worte geweiht sind. Und noch vielmehr Jesu im Tode sich opfernde Liebe ist das eine geistige Brod, welches das innere Leben seiner Gläubigen, so Viele es sein mögen, nährt und erquickt. Jesu vollkommne Religion theilt sich uns Allen mit, wenn wir die

Gemeinschaft des Lebens mit ihm im Sakramente feiernd erlangen. So sind wir im Höchsten auch unter einander verbunden und sind ein Leib, und die Seele dieses Leibes ist der Herr. Ein neuer und höherer Friede umschließt die in ihm geeinte Menschheit und dahin Alle zu führen, das ist ebenfalls der Kirche unvergängliches, heiliges Friedensamt. (Vgl. 1 Cor. 10, 17.)

13.

Wohl durften wir im Eingang des elften Capitels sagen, daß auch der Papst das Friedensamt der Kirche anerkenne. Ja, in ganz besonders hohem Maße scheint die römische Kirche sogar von dem Bewußtsein durchdrungen zu sein, daß sie die Schlüssel des Himmelreiches trage und daß sie den Menschen den Frieden mit Gott bieten könne und solle. Ist es doch ein ansprechender Gedanke der römischen Kirche, mit ihren sieben Sakramenten das Leben der Christen von der Wiege bis zur Bahre weihend und segnend zu begleiten, wie es etwa Möhler geschildert hat, daß der in der Kirche fortlebende Erlöser in der Verkündigung des Wortes der bleibende Lehrer sei. „In der Taufe nimmt er ohne Unterlaß in seine Gemeinschaft auf, in der Bußanstalt vergiebt er dem reumüthigen Sünder, er stärkt das heranreifende Alter in der Firmung mit der Kraft seines Geistes, haucht dem Bräutigam und der Braut eine höhere Anschauung der ehelichen Verhältnisse ein, einigt sich mit Allen, die dem ewigen Leben entgegenseufzen, auf das innigste unter den Formen des Brodes und Weines, tröstet die Sterbenden in der

Oelung, und setzt in der Priesterweihe die Organe ein, durch welche er alles dieses in nie ermüdender Thätigkeit wirkt".

Wer wollte, wenn das Friedensamt der Kirche so geschildert wird, hieran etwas aussetzen, wer die in solchen Worten gezeichnete Aufgabe eine unwürdige nennen? Vielmehr entspricht sie gewiß dem Sinne des Christenthums und auch die evangelische Kirche, wiewohl sie den Begriff des Sakramentes auf Taufe und Abendmahl beschränkt, will mit ihren sonstigen, mannigfaltigen, heiligen Handlungen alle wichtigen und entscheidenden Stunden des Lebens in weihevoller Feier verklären. Allein nur sie hält zugleich grundsätzlich daran fest, daß das Friedensamt der Kirche allezeit auch im Dienste des Geistes stehen müsse. Möhler verschweigt es wohlweislich, mit welch' berechneter Klugheit, die ihrer heiligen und großen Aufgabe durchaus unwürdig ist, die römische Kirche ihr Friedensamt so gestaltet hat, daß sie, indem sie es verwaltet, die große Masse der Christen in einer beständigen religiösen Abhängigkeit und Unmündigkeit erhält. So strebt diese Kirche bewußt oder unbewußt mit ihrer aus der Menge der Christen als besondrer heiliger Stand herausgehobenen Priesterschaft, mit ihrem Statthalter Gottes auf Erden, ihrem äußerlichen Pomp, mit der dem klaren Wortlaut der Bibel so offenbar widerstreitenden Kelchentziehung, der Ohrenbeichte und vielen andern Einrichtungen einer geistlichen Weltherrschaft entgegen, deren letztes und höchstes Ziel doch immer noch die religiöse Unmündigkeit und Abhängigkeit der großen Christengemeinde bestehen ließe. Sicherlich ist

das gegen den Geist der Freiheit und gegen den Geist der Liebe, welcher gerade im Christenthume allen Menschen helfen möchte, frei im Tempel der Religion zu wandeln im vollen Bürgerrecht der Heiligen und in der vollen Mündigkeit der Kinder des Lichtes und der Kinder Gottes.

Und ebenso muß man mit allem Nachdruck es betonen, daß die römische Kirche auch noch in andrer Weise sich als eine selbstsüchtige, stolze und tyrannische erweist. Denn sie will nicht dem Geiste in Demuth sich beugen und ihre Kräfte unbedingt in seinen Dienst stellen. Sie zieht vielmehr der Wahrheit entgegen das Göttliche in's Sichtbare, das Geistige in's Sinnliche herab, um desto sicherer darin die blindgläubige Menge in dumpfer Abhängigkeit zu erhalten. So verdichtet und vergröbert sie namentlich auf die mannigfaltigste Weise Alles, was im Sinnbilde als geistige Wahrheit uns entgegentritt.

Was wäre nämlich an und für sich in der Kirche mehr berechtigt als das Sinnbildliche? Wie die Berge zerspalten und Felsen zerreißen, daß die im Schoße der Erde glühenden Massen flammend hervorbrechen; wie das Starre, Unbewußte, Stoffliche sich öffnet, daß aus dem Boden der Natur das gotterzeugte, geistige Leben flammend zum Himmel auflohe: so haften uns an geschichtlichen Thatsachen geistige Mächte, an Bildern und Vorstellungen die höchsten geistigen und christlichen Gedanken. In diesem Sinne ist das Kreuzeszeichen als Sinnbild der in der Kirche waltenden Gottesgnade, das Händefalten als äußere Darstellung und wohl auch Hülfsmittel innerlicher Sammlung, das Niederknieen als Ausdruck frommer Ehrfurcht und voller Demüthigung vor dem in der Kirche

oder im Kämmerlein gegenwärtigen Heiligen, der Altar als das Zeichen der sich selbst opfernden Liebe Jesu und vieles Andre ähnlicher Art in der christlichen Kirche völlig berechtigt.

In all diesen Dingen, wie die fromme Sitte sie ausgebildet und in der Kirche von einem Geschlecht zum andern überliefert hat, waltet diese ihres Friedensamtes an ihren Gliedern. Nur darf damit nicht dem Geiste eine Schranke aufgerichtet oder eine Schlinge gelegt werden! Wie sehr thut dies die römische Kirche! Denn indem sie nun das Kreuzschlagen und Besprengen mit Weihwasser und das Rosenkranzbeten als etwas unmittelbar Heilbringendes darstellt, zieht sie damit nicht ihre Glieder vom innerlichen Leben ab? Wird dadurch nicht der Geist gedämpft in einem äußeren Formelchristenthum, welches mit dem heidnischen Wesen wieder vollständig auf derselben Stufe steht? Ja, wie wird dadurch der Begriff von dem Göttlichen verwirrt und verdunkelt! Wie wird die hohe, heilige Lebensaufgabe des Menschen herabgezogen in ein gleichgültiges, äußeres Thun! Wie werden die armen Gläubigen dicht vor der Pforte des Paradieses im Dunkel des Aberglaubens gebannt!

Nimmermehr darf die evangelische Kirche in solcher Weise ihr Friedensamt verwalten! Nein, sie muß und will mit demselben immer auch dem Geiste dienen. Also volle Wahrhaftigkeit und erziehende, leitende Liebe! Also nimmermehr sollen die Christen im Sinnbildlichen festgehalten, sondern durch dieses zum Unsichtbaren, Ewigen emporgezogen werden. Nicht darf die Kirche auf äußere Gebräuche um der äußeren Gebräuche oder um der

Kirchenehre willen halten. Sondern sie soll sorgen, daß Alles mit christlichem Geiste erfüllt sei und daß wir also wirklich frommen Brauch und Geberde bewahren und in denselben wie in heiligen Gefäßen das Ewige und Göttliche als solches wirklich empfangen und genießen. So wird der Kirche wahre Aufgabe gelöst und ihr erhabenes Ziel erreicht, daß Alle, die ihr angehören sich geistig zu Gott erheben und Gottes Geist in sich hegen und selber ein Tempel des einwohnenden Gottes werden. So wirbt sie immer neue Glieder dem unsichtbaren Bund der heiligen Menschen Gottes, die um ihr unsichtbares, geistiges Haupt Jesum Christum sich schaaren zur Gemeinsamkeit eines und desselben, unerschöpflich reichen religiösen und heiligen sittlichen Lebens.

14.

Und wir zweifeln nicht daran, daß es auf dem eben beschriebenen Wege vorwärts gehen wird auf Erden. Es ist vorwärts gegangen seit Aeonen und es sind aus der Nacht unbewußten Seins immer neue und immer lichtere Höhen des Geistes erreicht auf unsrer Erde. Gottes Schöpfung baut von unten auf. Sie wird unablässig weiter bauen bis zur Vollendung der Dinge! Weil Gott sein schöpferisches Wesen, seine schöpferische Liebe nicht verleugnen kann, ohne sich selbst aufzuheben, so ist das Reich Gottes noch immerfort im Kommen, ebendasselbe, welches in Christus gekommen ist, und wir sprechen deßhalb zuversichtlich, es wird vorwärts gehen auf Erden und die vollkommene Religion Jesu wird in immer steigendem Maße die Zukunft besitzen.

Aber so lange die Erde steht, werden dennoch zwei Hemmungen des göttlichen Reiches ebenfalls auf derselben bestehen bleiben: der Tod und die Sünde. Und wenn diese beiden, wie wir gesehen haben, so mit einander verknüpft sind, daß aus der Sündenaussaat die Todesfrüchte erwachsen, so ist andrerseits der Tod die Ursache, daß mit jedem neuen Geschlechte in den einzelnen Personen, wenn auch beeinflußt durch das Erbe der Väter im Guten und Bösen, die sittliche und religiöse Entwickelung von vorne beginnt. Darum erneuert sich auch in jedem Geschlecht der Irrthum. Mit dem Werden und Streben ist das Irren verknüpft.

Immer wird es daher auch das Bekenntniß gerade der Frömmsten sein und der Gefördertsten: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin". (Phil. 3, 12). Die Frömmsten klagen, daß sie Gott nicht so lieben, wie sie ihn lieben sollten. Und wenn doch Wahrheit ist in dem Worte Schwenkfeldt's: „Der Glaube ist eine gnädige Gabe des Wesens Gottes, ein Tröpflein des himmlischen Quellbrunnens, ein Glänzlein der ewigen Sonne, ein Fünklein des brennenden Feuers, welches Gott ist und kürzlich eine Gemeinschaft und Theilhaftigkeit der göttlichen Natur und Wesens": dann ist mit dem Glauben, mit dem wahrhaft frommen Leben auch die Sehnsucht nach der Vollendung desselben gegeben. Soll denn aber das Streben nach der Vollkommenheit nie sein Ziel erreichen und die Sehnsucht nach der völligen, wesenhaften Vereinigung mit Gott nie erfüllt werden? Getroster Christenglaube hat

die Antwort gegeben: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie werden heim kommen!"

Ja, es ist gewiß richtig, was Emanuel Stingelin in seinem kürzlich erschienenen Buch „über die Grundwahrheiten des Christenthums" sagt: „Wir können es weder zu lückenloser Erkenntniß, noch zu fleckenloser Heiligkeit, noch zu ungetrübter Lebensfreude bringen; aber wir können die Quelle, den Keim, den Geist der höchsten Wahrheit, Tugend und Freude haben. Irrend, so lange wir leben, jagen wir doch zuversichtlich nach dem vorgesteckten Ziele; allezeit und allenthalben im Streit, haben wir doch Frieden, und nie frei von Schmerz, sind wir doch selig im Leiden und stark in unsrer Schwachheit. Mitten unter allen Schrecken und Schranken der Zeitlichkeit haben wir als Kinder Gottes das ewige Leben". Aber es ist nicht richtig, wenn derselbe Verfasser dann fortfährt: „Nur für den stellt sich die Nöthigung ein, die Befriedigung seines Ewigkeitstriebes in einem endlosen, jenseitigen Leben zu suchen, der noch nicht in den Geist gesunder Mystik, wie ihn die Worte des vierten Evangelisten hauchen, eingedrungen ist, überhaupt das wahre Christenthum, die vollkommene Versöhnung und Gemeinschaft mit Gott und seine ganz und rein beseligende Gnade und Wahrheit in Jesu Christo noch nicht ergriffen hat".

Der vierte Evangelist selbst verbindet nämlich ganz unzweifelhaft mit seiner gesunden Mystik den innigsten und freudigsten Glauben an ein jenseitiges Leben. Ihm ist es ja ein Untrennbares: an Christum glauben und den Tod überwinden (Joh. 11, 25 f.). Er hat es ja auch geschrieben: „Sehet, welch' eine Liebe hat uns der

Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen! Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, werden wir ihm (Jesu) gleich sein, denn wir werden ihn sehen (im künftigen Leben) wie er ist." (1. Joh. 3, 1 f.). Und ebenso ist kein Zweifel möglich, daß Paulus nicht nur für sich selbst zur Befriedigung seines Ewigkeitstriebes den Blick über das Grab hinrichtete, daß er nicht nur für sich selbst dies Bedürfniß hatte, ja mitten in seiner so reich gesegneten apostolischen Arbeit von „der Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein", ergriffen war, sondern auch, daß er, wie 1. Cor. 15 zeigt, diesen Glauben für die Christen überhaupt für unentbehrlich hielt. Und wiewohl Jesus selbst doch gewiß das ewige Leben und den Himmel schon als gegenwärtiges Gut auf Erden besaß und in seiner innigen und vollkommenen Gottesgemeinschaft genoß, so hat er doch das Verlangen nach des Himmelreichs Fülle in seinem Herzen getragen und seinen Jüngern himmlischen Lohn verheißen.

Daraus geht hervor: das lebendigste Christenthum in seinen frömmsten Vertretern, auf seiner Geisteshöhe, ja in seinem heiligen Stifter selbst verzichtet nicht auf das jenseitige Leben, sondern achtet dieses als eine ganz sichere und unentbehrliche Vollendung des gewonnenen Heiles, als die „Krone des Lebens", die letzte, herrlichste Verheißung Gottes.

Man muß es freilich willig einräumen, was schon Schleiermacher beklagt, daß Viele in ihrer Hoffnung auf das ewige Leben keineswegs nur von wahrer Frömmigkeit, sondern von der Sorge um ihr liebes Ich, und zwar

um das Ich in seiner irdischen, unvollkommnen und sündigen Gestalt, daß dieses erhalten bleibe, bewegt werden. Ihnen erscheint, wie J. G. Fichte sagt, die Seligkeit als von der Umgebung abhängig und also ist sie ihnen ein sinnlicher Genuß, wenn auch vielleicht sehr verfeinert, doch in Aehnlichkeit mit dem von sinnlichen Freuden erfüllten Paradies der Muhamedaner.

Allein das ist ja die gleichmäßige Erscheinung auch in allen andern Glaubensfragen. Welche rohe Gottesvorstellungen haben die heidnischen Religionen erzeugt, die neben den christlichen Gottesglauben gestellt, wie die Finsterniß neben dem Lichte dastehen! Deshalb ist in jenen doch noch ein Wahrheitskern, den wir nicht wegwerfen dürfen. Wir können es daher weder geschichtlich, wie schon gezeigt, noch sachlich für richtig erkennen, wenn auch Schleiermacher in seinen „Reden" den Ewigkeitsglauben, soweit er berechtigt sei, noch dahin einschränken will: „Mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, daß ist die Unsterblichkeit der Religion". Vielmehr auch Luther beschreibt die Unsterblichkeit der Religion in seinem Brief an sein liebes Söhnchen, dem er den „hübschen lustigen Garten" schildert: „Da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein, mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Und wenn Hänschen Luther gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Josten auch .... und er hat eine Muhme Lene, die muß er mit-

bringen". Das ist der Himmel, wie ihn der Glaube der Kinder fassen kann, worin aber doch Alles heilig ist. Und es ist deshalb der Himmel auch derer, die da bleiben wie die Kinder, wiewohl sie getrost die Aepfel und Pferdlein mit goldnen Zäumen als ein Gleichniß der unaussprechlichen Herrlichkeit Gottes fassen und wiewohl sie auch als rechte Christen davon wissen, daß der Himmel schon auf Erden den Frommen erschlossen ist.

Eine Versündigung ferner gegen den Geist Jesu wäre es freilich ohne Zweifel, die Armen, Gefallenen und Verstoßenen jeden Standes auf eine jenseitige Entschädigung für ihr zeitliches Elend zu vertrösten, anstatt ihnen „durch Liebesthat das Leben zu verschönern und durch das Wort persönlicher Liebe bei persönlichem Verkehr mit ihnen himmlische Seligkeit in ihr Herz zu pflanzen". (Stingelin). Aber darum bleibt doch die Hoffnung auf das zukünftige Leben auch eine heilige Tröstung derer, die hier Leid um Leid tragen und die durch der Erde harte Noth und erbarmungslosen Kampf schwer bedrückt und wie mit ehernen Ketten gebunden sind.

Auch ist es ein beschämender Widerspruch, wenn diejenigen, die sich darüber entsetzen, daß Andere die Unsterblichkeit leugnen, ihr ganzes Leben lang nur darauf ausgehen, ihr eigenes Fleisch in Sicherheit zu bringen und ihr weltliches Dasein möglichst angenehm zu gestalten". (Stingelin). Aber in ihrem Entsetzen spricht sich doch ein Gefühl des Ungenügens im Irdischen und ein tieferes Verlangen ihrer Seele nach dem Ewigen aus, selbst wenn es nicht stark genug ist, ihre Seele aus den Banden der irdischen Gesinnung zu lösen.

15.

Aber so begreiflich und natürlich das Verlangen nach dem ewigen Leben auch ist, kann es gestillt und erfüllt werden? Bei der Beantwortung dieser Frage läßt sich ein doppelter Ausgangspunkt nehmen.

Plato hat sein Nachdenken schon auf das Wesen der menschlichen Seele gerichtet. Ihm erscheint sie schon ein Ding höherer Art zu sein und er hat eine große Reihe von Gründen geltend gemacht, die ihre Unsterblichkeit erweisen sollen. Sie sei das sich selbst Bewegende und Ursache aller körperlichen Bewegung, könne also nicht untergehen wie das Bewegte. Sie erweise sich unter allem Wechsel des Schlafens und Wachens, des Handelns und Denkens als das Beharrliche. Und wenn nach neuerer Annahme alle Theile des Körpers innerhalb gewisser Zeiträume sich vollständig erneuern, ohne daß dadurch der Charakter des Menschen, die innere Beschaffenheit seiner Seele eine Veränderung erleidet, so ist darin jedenfalls eine gewisse Unabhängigkeit der Seele von dem Körper erfahrungsmäßig festgestellt und so braucht die Seele auch mit dem Zerfall des Leibes nicht nothwendig sich aufzulösen.

Weiter macht Plato geltend, daß auch die moralische Schlechtigkeit, welche doch das eigenthümliche Uebel der Seele sei, sie nicht zerstöre. Sodann besitze sie als ein einfaches und untheilbares Wesen die Herrschaft über den Leib und könne sich in dem denkenden und sittlichen Leben über die Sinnlichkeit erheben, könne also das Loos des von ihr so verschiedenen Leibes im Tode nicht theilen. Auch sei sie nicht etwa nur die Harmonie des Leibes, oder wie

man neuerdings sagen würde, das Resultat aller körperlichen Kräfte und Bewegungen in ihrem Zusammenspiel. Denn eine Harmonie könne mehr Harmonie sein als die andre, aber eine Seele könne nicht mehr und nicht weniger Seele sein als die andre und sie habe vielmehr, wenn sie tugendhaft sei, die Harmonie als eine Eigenschaft in sich.

Von diesen Gründen Plato's wird immer so viel bestehen bleiben, daß der menschliche Geist ein eigenartiges Wesen ist und daß in ihm eine höhere Ordnung der Dinge und des Lebens gesetzt ist, als in den körperlichen Dingen und daß die erfahrungsmäßig uns allein gegebene Vereinigung von Leib und Geist oder Seele noch kein Beweis dafür ist, daß unsere Seele, um zu bestehen, an diesen Leib und überhaupt ein irdisch Körperliches nothwendig gebunden sei. Eine solche Behauptung überschreitet unzweifelhaft die Grenze der menschlichen Erkenntniß. Allein der Glaube an das ewige Leben würde dennoch immer ein ungewisser sein und bleiben, wenn wir ihn allein auf das Wesen der Seele begründen wollten oder auch nur vorzugsweise darauf, wenn wir uns also auf unsere eigene menschliche Herrlichkeit und Kraft stellen und verlassen wollten.

Der Apostel Paulus hat im 15. Capitel des ersten Corintherbriefes aber noch einen andern Weg beschritten. Er geht von Gottes Allmacht aus. „Das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und das du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, nämlich Weizen oder der andern eins. Gott aber giebt ihm einen Leib wie er will, und einem jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib. Nicht ist alles Fleisch

einerlei Fleisch, sondern ein andres Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit."

Mit alledem stellt Paulus unbestreitbare Thatsachen fest. In diesen Thatsachen zeigt er uns die unendliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Geschöpfe und die unendliche schöpferische Allmacht Gottes. Ihr gegenüber ist und bleibt es allemal Kleinglaube, zu sagen, das ewige Leben ist unmöglich. Gewiß, Gott kann es der Seele geben! Wir sehen keinen Pfad aus dem Dunkel des Todes. Aber welche Vermessenheit, nun zu behaupten, auch Gott vermag uns solchen Pfad nicht zu eröffnen! Darum ist auch Paulus so gewiß: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib". Von solchem Glauben an die schöpferische Allmacht Gottes ist aber überhaupt das ursprüngliche Christenthum erfüllt gewesen. Darum war es in seinem Ewigkeitsglauben so stark und fest. Aus dem Anschaun der Herrlichkeit Gottes wird der schöne Glaube geboren: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!" (Joh. 14, 2.)

16.

Also richtet sich unsre Sehnsucht nach dem ewigen Leben auf etwas Mögliches, d. h. unserm Denken auf Grund der Erfahrungsthatsache, daß wir von Wundern Gottes in der Welt umringt sind, erscheint das ewige Leben als eine Möglichkeit. Deßhalb ist sie doch noch keine Gewißheit.

Das wird sie erst dann, wenn wir sagen dürfen, sie widerspricht nicht dem von uns in Christo erkannten Wesen und Willen Gottes, sondern ist diesem gemäß, ja in demselben von selbst mitgesetzt. Wir bitten ja leicht um viele Dinge, die uns herrlich erscheinen und dennoch müssen wir bescheiden und demüthig hinzufügen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Und wenn auch vor unserm Geiste das Bild einer glanzumflossenen Himmelsherrlichkeit in tiefer, unbegrenzter Seligkeit steht, wir müssen, wenn wir sehnsüchtig flehend die Hände erheben, doch sprechen: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe"! Darum müssen wir hier nach der göttlichen Absicht fragen. Das ist die Entscheidung!

Zwei Möglichkeiten sind ja nur denkbar. Es könnte Gottes Absicht sein, unser Leben auf die kurze Spanne Zeit unsres Erdendaseins zu beschränken. Hier bietet er uns auch dann einen Himmel in seiner Gemeinschaft dar. Von seinem Geist durchhaucht, von seiner Gnade getragen wären wir selig in der Zeit und in einem höheren Sinne könnten wir auch dann noch das Wort Göthe's auslegen, welches im Regenbogen am Wasserfall das Bild des Lebens zeichnet:

„Allein wie herrlich, diesem Strom ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Nur einen Augenblick würden wir dann am Ufer des unendlichen Lebensmeeres stehen, einen Augenblick selber eine bewegte Welle desselben sein, die weil sie oben auf war, vom Strahl der ewigen Lebenssonne erreicht wurde und ihn in sich hegen, in sich wiederspiegeln konnte. Für diesen Augenblick von ewigem Werthe würden wir danken müssen mit Jacob's Worten: „Ich bin viel zu geringe der Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat". Mehr fordern, als Gott gewähren wollte, schiene dann immer Undank und Unbescheidenheit zu sein. Wie einst Lessing sagte: „Wenn Gott, der Herr, in seiner Rechten die ganze Wahrheit und in seiner Linken den Trieb zur Wahrheit mit der Bedingung, immer und immer wieder zu irren, mir darböte, ich fiele ihm mit Demuth in die Linke und spräche: Herr, gieb, die volle Wahrheit ist ja doch für dich allein!" so müßten wir sprechen: Herr gieb deines Lebens flüchtigen, unvollkommenen Abglanz in unsere Herzen, das volle Leben der Ewigkeit ist ja doch nur für dich allein!

Aber in dieser Bitte wäre eine Wehmuth und unwillkürlich drängte sich uns bei derselben anstatt des Vaternamens auf die Lippen das weniger freudige und weniger

vertrauliche „Herr!“ Den Herrn würden wir in solcher Absicht Gottes erkennen, aber nicht den Vater, der uns als seine Kinder aus seinem Geist geboren hat. Wir wollen nicht sein wie Gott, aber wir wollen bei Gott sein und ewig unter dem Schatten seiner Flügel trauen. Allein der Vater giebt uns wohl sein Leben in Christo Jesu, doch der Herr stößt uns in den Tod zurück. Der Vater spricht zu uns: ich habe dich je und je geliebet, ich habe dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Der Herr aber spricht das Wort: Es ist genug, deine Seele hat mich gesehen, so kehre nun wieder um zum Staube, aus dem ich dich seit Aeonen durch schöpferische Gotteskraft gerufen habe.

Und so hat es denn schon Plato erkannt und ausgesprochen, „es würde der göttlichen Güte nicht entsprechen, wenn er die Seele, die so schön gefügte, wieder auflösen wollte. Und Anselm von Canterbury sagt: „Gott wird kein Thor sein, ein Geschöpf zu vernichten, das nach seinem Bilde geschaffen ist und wenigstens zuweilen ihn über Alles liebt. Dann wäre der Mensch, nicht Gott, die Liebe, wenn er Wesen, die Unendliches zu denken und unendlich zu lieben vermögen, in immer neuen Millionen entstehen ließe, jedes in seiner geistigen Bildung wieder von vorn anfangend, um nach dem Glück und Elend eines kurzen Erdenlebens als Person wieder vernichtet zu werden.“

So kommen wir zu der andern Möglichkeit: Es kann Gottes Absicht sein, uns nach dem unvollkommenen Erdendasein das ewige Leben zu geben und die Hoffnung überschwänglich zu erfüllen, die der Dichter so schön ausgesprochen hat:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos!“

Diese Möglichkeit wird uns zur Gewißheit, wenn wir uns ganz auf den Boden des Christenthums stellen, wenn wir die Offenbarung Gottes in Jesu rein erfassen und festhalten. Darum sagt Jesus und seine Worte, die Geist und Leben sind, werden wir ja geistig verstehen: „Das Brod Gottes ist der, der vom Himmel herniedersteigt und giebt der Welt das Leben.“ (Joh. 6, 33.)

Und es drängt sich uns hier ein schönes biblisches Bild vor die Seele, welches uns den Weg anzeigt, der zu dieser Gewißheit führt: Johannes, der Jünger der Liebe und Petrus, der Jünger des Glaubens, eilen am Ostermorgen zum Grabe des Herrn. Johannes kommt zuerst am Grabe an und bleibt draußen in stummem Schmerz stehen. Dann kommt auch Petrus an das Grab und er steigt zuerst hinein und sieht das leere Grab. Ihm folgt auch Johannes und beide glauben und nun gehen beide nach Hause.

So eilt die Liebe immer zuerst an's Grab und bleibt daselbst in ihrem Schmerze stehen, und zwar thut das recht eigentlich die christliche Liebe. In jedem Christen, der uns stirbt, wird uns ja auch etwas von der Gegenwart Christi, ja von der Gegenwart Gottes und von der Liebesfülle Gottes, die uns auf unserm Lebenswege beleitet, genommen. Und wenn wir selber sterben sollen, so will ja auch der Tod uns und Gott scheiden. Indem

er uns mit Vernichtung des irdischen Lebens bedroht, scheint er auch unser inniges Verhältniß zu Gott zu bedrohen und auflösen zu wollen.

Aber die wahre christliche Liebe zu Gott, weil sie immer auch das Bewußtsein um Gottes Liebe zu uns in sich schließt und ebenso die christliche Liebe zu den sterbenden Brüdern, weil sie das Bewußtsein in sich schließt, daß diese ein Gegenstand der göttlichen Liebe sind, erhebt sich alsbald zum Glauben, der in das Dunkel des Grabes und Todes mit getrostem Muthe hineindringt. Sollte unsere Liebe größer, andauernder sein als die Liebe Gottes? Er hat uns zuerst geliebt, sollte seine Liebe vor der unsrigen ermüden? Wir möchten die, welche der Tod uns entrissen, noch hegen, uns noch erquicken an der Fülle ihres Herzens und Gott sollte ihrer überdrüßig sein? Wir seufzen im Sterben noch verlangend nach unserm Gott, ungesättigt von seinem Leben und Geist, und er sollte die Hand von uns ziehen, daß wir gar vergehen? Nein, die Liebe und der Glaube dringen vereint in des Grabes Dunkel und sie finden das ewige Leben!

Wie die Sonne am Mittag sich erhebt und am Abend hinabtaucht unter den unsern Blick beschränkenden Horizont und dann die Nacht auf uns herniedersinkt und die Finsterniß ihren Mantel um die schlafenden Erdenkinder schlägt, so taucht des Menschen zeitliches Leben, mag es sich noch so hoch im Vollbesitz der Gnade und Wahrheit erhoben haben, zuletzt hinab in jenes Reich, das irdischen Blicken entzogen ist. Aber Liebe und Glaube flüchten sich vor das Angesicht dessen, den wir in Jesus als den rechten Vater über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf

Erden, erkannt haben und vernehmen hier die gewisse Zusage: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“. Und also sehen sie den lautren „Strom des Lebens, klar wie Krystall, der geht von dem Stuhle Gottes und des Lammes“. (Offenb. 22, 1.). Wer aus dem Strom seine dürstende Seele stillt, der hat das ewige Leben.

Druck von G. Neuenhahn in Jena.

Druck von G. Neuenhahn in Jena.

